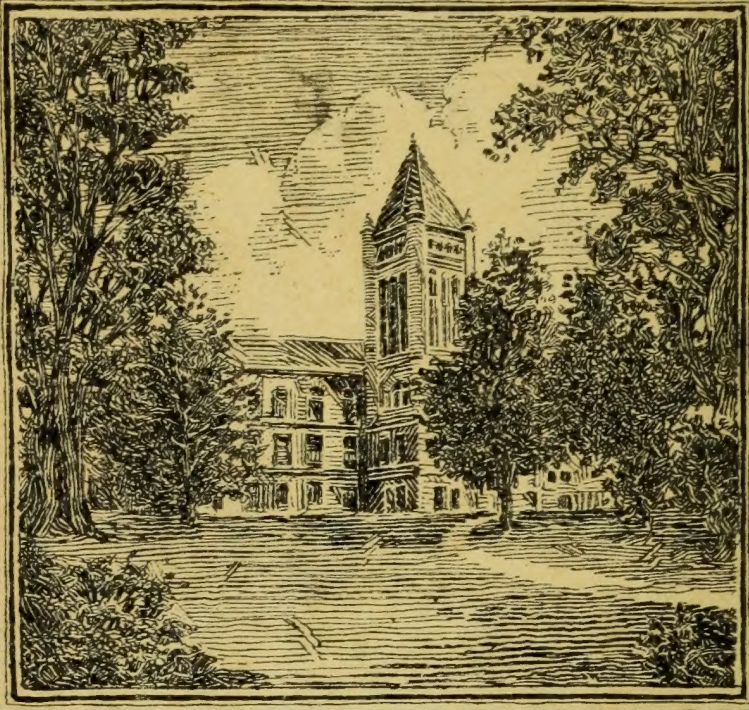
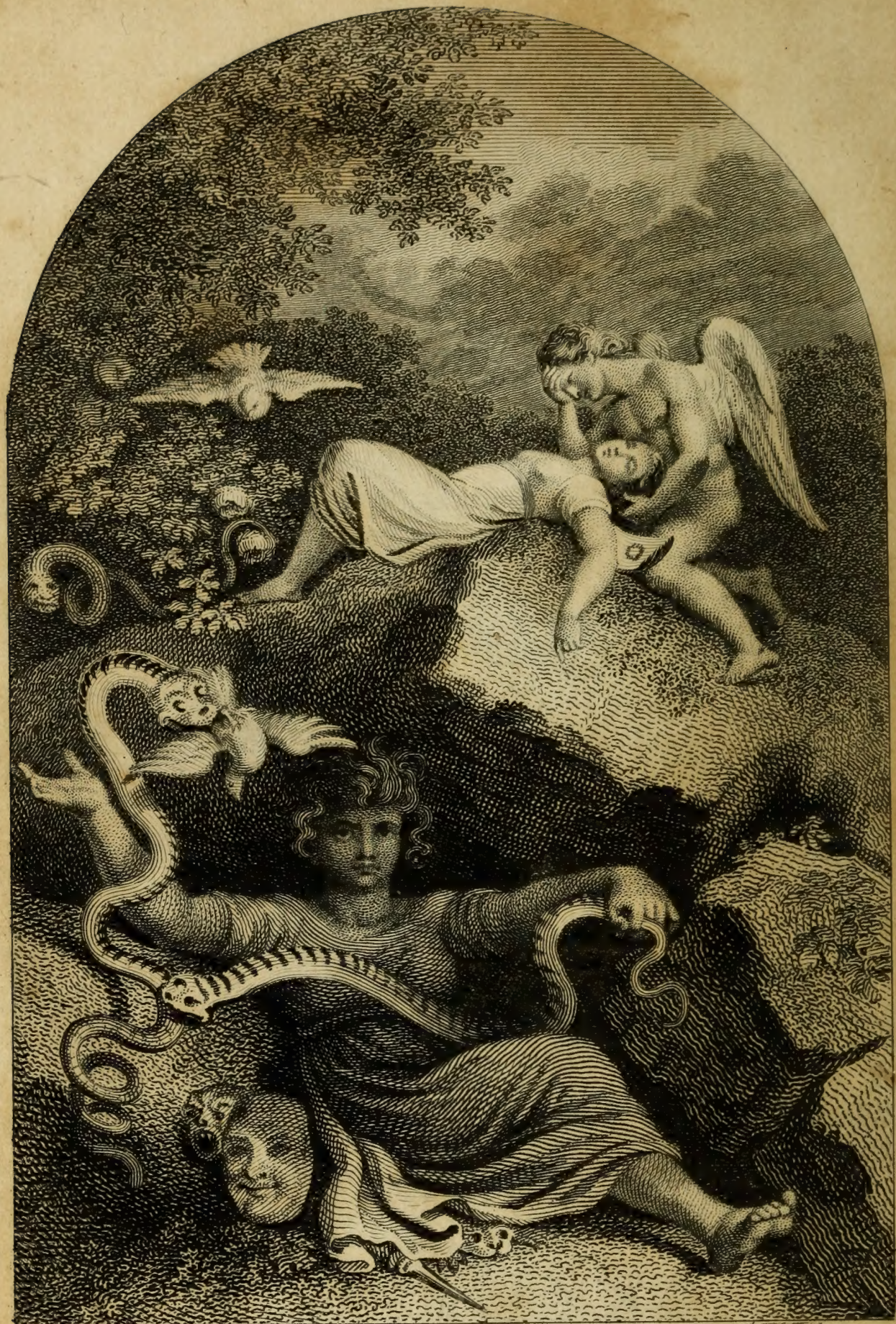
THE LIBRARY OF THE
VNIVERSITY OF ILLINOIS



PVRCHASED FROM
MR. H.A.RATTERMANN
OF CINCINNATI IN 1915

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS



H. Ramberg. del.

A. W. Böhm. sc.

Minerva.

Taschenbuch

für

das Jahr 1819.

Eilfter Jahrgang.

Mit 10 Kupfern.

Leipzig, bei Gerhard Fleischer d. Jüng.

LIBRARY UNIVERSITY OF ILLINOIS URBANA

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS
AT URBANA

830.8
M662
v. 11
Rattermann

Uebersicht des Inhalts
des eilften Jahrgangs der Minerva.

Erklärung der Kupfer.

Kabale und Liebe. Zur Erklärung des Titelkupfers . . . . . Seite I
Gallerie zu Schiller's Gedichten. Eilfte Schaustellung. Kabale und Liebe . . . . . — XXV
I. Liebe durch Andacht gestärkt . . . . — XXVII
II. Der Sünde Sold . . . . . — XXXIII
III. Die Verhaftung . . . . . — XXXV
IV. Höflingsverlegenheit . . . . . — XXXVII
V. Das selbstgeschriebene Todesurtheil . — XXXIX
VI. Der Zweikampf wider Willen . . — XLII
VII. Rückkehr der Gefallenen . . . . — XLV
VIII. Der Altar der Liebe . . . . . — XLVII
Rußland's Zukunft . . . . . — XLIX
Die Vision . . . . . — LI

367474

I. Der graue Bund von Aug. Lafontaine . Seite 1
II. Fiekchen und Flörchen von K. G. Prätzel . — 83
III. Traum und Wahrheit. Erzählung von Friedrich Krug v. Nidda . . . . . — 99
IV. Frauentreue. Erzählung von Franz Rudolf Hermann . . . . . — 129
V. Gedichte von Friedrich Haug . . . . . — 171
Uthals Lied. Frei, nach Walter Scott . . — 173
Die Nachtigall . . . . . — 175
Medjenouns Liebeswahnsinn. (S. Recherches Asiatiques, 1805. S. XCI.) . . . . . — 177
Lied der Skandinaven . . . . . — 180
An den Schmetterling . . . . . — 181
Liebesprobe. (Aus den Fabliaux et Contes etc.) . . . . . — 182
Dichter Lätus an die Reichen . . . . . — 185
An Psycharis . . . . . — 187
Aus der griechischen Anthologie . . . . . — 188
Potors Wunsch . . . . . — 189
Glück der Sinne . . . . . — 189
Radcliff's Vermächtniß . . . . . — 190
Warnung . . . . . — 190
Der Sternseher an den Arzt. Nach dem Persischen . . . . . — 191
Spolins Grabschrift . . . . . — 191
An Psyche's Geburtstage . . . . . — 192

VI. Rüdiger der Normann, Erster Graf von Sicilien. Von Karoline Pichler, geb. v. Greiner . . . . . Seite 193
VII. Gedichte von J. P. Graf Sermage . — 257
Traum und Erwachen. Elegie . . . . . — 259
Leuchtkugeln . . . . . — 262
VIII. Maria Eleonora, Gemahlin Gustaf Adolfs, geborne Prinzessin von Brandenburg. Von Friedrich Rühs . . . . . — 263
IX. Der Titanensturm. Morgengesang himmlischer Stimmen im Olymp. Von C. A. H. Clodius . . . . . — 321
X. Die schwarze Spinne. Volksmährchen von A. F. E. Langbein . . . . . — 343
XI. Die Lieder vom König Sebastian. Idyllen, von L. M. Fouqué . . . . . — 385
XII. Der Roßtrapp. Eine norddeutsche Sage, nacherzählt von Wilhelm Blumenhagen . . . . . — 411
XIII. Agrionien für das Jahr 1819. gesammelt von Theodor Hell . . . . . — 471
1. Sylbenräthsel . . . . . — 473
2. Logogriph . . . . . — 475
3. Charade . . . . . — 475
4. Charade . . . . . — 476
5. Homonyme . . . . . — 477
6. Räthsel . . . . . — 478

7. Charade . . . . . Seite 478
8. Charade . . . . . — 478
9. Anagramm . . . . . — 479
10. Charade. Drei Buchstaben. Eine Ballade . — 480
11. Charade . . . . . — 482
12. Charade . . . . . — 482
13. Räthsel . . . . . — 483
14. Charade . . . . . — 484
15. Räthsel . . . . . — 484
16. Charade . . . . . — 486
17. Räthsel . . . . . — 487
18. Charade . . . . . — 487
19. Charade. Sonett. Rüdiger an Hildegard mit Ueberſendung des Ganzen . . . . . — 488
20. Charade . . . . . — 488
21. Charade . . . . . — 489
22. Charade . . . . . — 489
23. Gleichname . . . . . — 490
24. Charade in drei Sylben . . . . . — 491
Auflöſung . . . . . — 492

Berichtigung.

S. XIX, Zeile 16 von unten, l. polemiſche.

Kabale und Liebe.

Zur Erklärung des Titelkupfers.

Wer Swedenborg's so eben in Manchester auf's neue gedruckten Traktat über Himmel und Hölle gelesen hat — man kann ihn lesen, auch ohne zu einer Entdekkungsreise in's neue Jerusalem, nach Tombuktu, zu unterzeichnen, ohne ein Lamms- und Jerusalemsbruder zu seyn, und wird in dieser und andern Schriften des schwedischen Visionärs doch als Psychолog und Dichter seine Rechnung finden — wer also mit Himmel und Hölle auch außer seinem Danke noch einige genauere Bekanntschaft zu errichten angefangen hat, der weiß auch, daß es für die Himmlischen ein eigenes Wörterbuch in jener Sprache gibt, die, nicht mit sterblichen Organen gesprochen, in lauter Harmonika-Klänge zerfließt, die keinen Hundebuchstaben (das R) und keinen Zischlaut der Schlange (das harte S) hat, und in lauter klaren Selbstlautern ertönt. In dieser Sprache fehlt nun auch das abscheuliche Wort: Kabale, mit der ganzen Wörterfamilie des Hasses und Neides. Ist doch schon der Ursprung und die Ableitung jenes Worts mit solcher Dunkelheit und Ungewißheit verhüllt, als es für eine höllische Ausgeburt ziemt. Von der Kabbala, jener nur durch mündliche Ueberlieferung fortgepflanzten und durch künstliche Anwendung der heiligen Wörter und Buchstaben wunderthätigen Geheimlehre der Juden, hat Italien zuerst dies Wort in der Bedeutung eines Schleich-

vereins entlehnt, welcher eine Lügenrotte zum Verderben anderer stiftet, und wofür unser Anton in den Beiträgen zur Sprachreinigung zuerst das altdeutsche Wort Meuchelei vorgeschlagen hat, ohne den teuflischen Sinn desselben dadurch zu erschöpfen. Der Britte erhielt dies Wort zuerst durch die berüchtigten Fünfmänner, welche vom Jahr 1670 an Karls II. vertraute Räthe bildeten, und im Einverständniß mit dem nachmals entthronten Herzoge von York den ausschweifenden König ganz beherrschten *). In unserer Sprache ist es durch den Titel eines Trauerspiels, dessen Dauer sich an die Verehrung eines unserer Lieblingsdichter knüpft, auf immer einheimisch geworden.

Ist nun dies Wort als eine schwarze Höllenbrut auf immer aus dem Sitze und der Zwiesprache der Seligen verbannt, so steht ein zweites Wort doch gewiß dort überall mit goldenen Buchstaben angeschrieben. Es ist ja vom Himmel zuerst auf diese Erde herabgestiegen. Gott selbst

---

*) Das Wort in der gehässigen Nebenbedeutung war früher schon in den südlichen Sprachen Europa's. Die Engländer brauchten es als ein Buchstabenspiel, indem CABAL die fünf Initialen von Clifford, Ashley, Buckingham, Arlington und Lauderdale umfaßt. S. Mémoires du Chevalier Temple. (Amst. 1708.) Ch I. p. 11. und Hume's History, T. XI. p. 280 ff., und seit dieser Zeit erst ist das Wort in der Bedeutung eines boshaften Vereins zum Verderben eines andern in die englische Sprache eingeliefert worden. Man denke an Dryden's close caballer and tongue-valiant lord. In Milton und Shakspeare wird das Wort noch nicht gefunden. In so fern hatte unser Adelung doch Recht, zu sagen, das Wort habe von jenem politischen Verein seine Bedeutung erhalten, und Campe in seinem Verdeutschungswörterbuche hätte ihn darüber nicht meistern sollen.

ist die Liebe. Nur freilich hat sich Psyche hier verkörpert, und in zwei stets zur Wiedervereinigung strebende Hälften gespalten, wie nicht blos Plato uns lehrt, sondern auch der von jedem rechtgläubigen Moslem, so oft er in sein Harem eintritt, gesprochene Vers aus dem Koran: Er hat euch aus euern Seelen Gemahlinnen erschaffen. Liebe ist, wie schon Gottsched dem großen Friedrich in jener bekannten Unterredung bewies, einer der weichsten und lieblichsten Töne unserer Sprache. Niemand wird in Abrede stehen, daß beide Wörter zusammengestellt den Grundbegriff aller geistigen Religionen der asiatischen Vorwelt, den Dualismus in der Lehre des Zerduscht, das, was wir Himmel und Hölle, das gute und böse Prinzipium, nennen, vollkommen ausdrücken, und einen der unbestrittensten Gegensätze bilden.

Es wurde eine Aufgabe für den geist- und erfindungsreichen Künstler, dem die standhaften Freunde dieses Taschenbuchs nun schon zum eilftenmal eine jährlich sich um eine Bilderreihe vermehrende Gallerie nach Schiller's Gedichten und Schauspielen gern verdanken, den in obbesagten zwei Worten liegenden Gegensatz auf dem Titelblatte dieses Jahrgangs so in Eins zu verschmelzen, daß unter Liebe die reine Geschlechtsliebe aus dem Reiche der Venus Urania, unter Kabale nicht die Schlangenwindungen der Politik im Fürsten- und Volksrath, sondern blos die Arglist einiger heimtückischen Bösewichter, um das Ziel ihrer Lust zu erreichen, verstanden, und so der Seelenbund zweier Liebenden durch die Schlangenlist zweier Bösewichter getrennt und vernichtet erscheine. Ein Blick auf das Bild, wie es von Ramberg in genialer Dichtung erfunden und zusammengruppirt, von A. W. Böhm mit aller Kraft seines Grabstichels erfaßt und ausgeführt wurde, mag leicht besser unterhalten, als ein Bogen voll Scholiastenwitz. Indeß mag Folgendes doch nicht ganz überflüssig scheinen.

In einem irdischen Paradiese, in einer romantischen Berggegend haben Unschuld und Liebe ihren Sitz gewählt.

Duftende Rosenstöcke umblühen, girrende Turteltäubchen umflattern ihn. Allein unter dem blumenumkränzten, frischgrünenden Felsenabhang, auf welchem nur Rosenlauben und Moosbetten der besondern Vertraulichkeit ihren Schooß öffnen, gähnt dem liebenden Paar, welches eben in harmloser Unbefangenheit sich Kränze der Freude flicht, ein finsterer Abgrund aus einer Höhle hervor, in welcher ein Ungeheuer aus der verruchten Sippschaft, das Virgil und Dante im Vorhof der Hölle erblickten, mit giftgeschwollenen Schlangen und Kröten, die diesem gorgonischen Ungethüm als treue Gesellschafter und Lieblingsthiere zugegeben sind, auf alles, was sich des Lebens, und der schönsten Würze des Lebens, der Liebe, freut, Dolche schleift, zückt und blinkt. Nur im Halbdunkel düsterer Umschattung gedeiht diese finstere Ausgeburt der Nacht. Wir erblicken sie hier sitzen in ihrem ganzen Furienkostüm.

Man erwarte nur nicht ein empörendes Scheusal, ein fratzenhaftes Zerrbild, mit scheußlichen Gesichtszügen, mit hervorgestreckter Zunge, mit Nägeln, wie Klauen, an Händen und Füßen zu sehen. So bildete wohl das früheste griechische Alterthum seine Gorgonen und Medusen, so kostümirte selbst der Stifter der attischen Tragödie, Aeschylus, noch seine Furien im Trauerspiele der Eumeniden. Allein die veredelte, selbst das Widerwärtigste in schönere Formen umgestaltende Kunst verwarf diese Fratzengestalten eines noch rohen Zeitalters. Selbst die Medusen und Furien wurden in strenge, aber schöne Jungfrauen verwandelt, die nur durch die Nattern und Schlangen in ihren Händen und auf ihrem Haupte in symbolischen Abzeichen die Quälgeister des Tartarus andeuteten *). So hat auch

*) Dies alles ist in der zu Weimar 1801 erschienenen Abhandlung über die Furienmaske im Trauerspiele und auf den Bildwerken der alten Griechen ausführlicher behandelt und erwiesen worden.

unser Ramberg den am Eingange dieser pestaushauchenden Höhle, dieses Mund- und Spundloches der Hölle, hausenden Furien jungfräuliche Gesichtsgebung, und eine Gestalt gegeben, die, wären die abschreckenden Umgebungen nicht, eher einladend als abschreckend genannt werden müßten. Nicht einmal Nattern in den Haaren oder als Gürtel fand der Künstler für nöthig, seinem so ausgestatteten Furienbilde noch außerdem als Mitgift zuzutheilen. Der verständige Beschauer wird sich die Ursache dieser lobenswürdigen Unterlassung selbst sagen. Auch bedarf das wildaufsträubende Haupthaar nicht einmal dieses Zusatzes. Unsere Phantasie verwandelt diese verwirrten Haarwindungen von selbst in Schlangen. So viel ist deutlich: es ist kein gutes Haar an ihr. Und was man von manchen zierlichen Haarflechten und geleckten Haarschmuck moderner Phrynen und Danaen schon gesagt hat, daß jede dieser Flechten und Locken ein Fallstrick des Todes sey, mag von diesem Wirrkopf aus der Hölle noch weit mehr und eigenthümlicher gesagt werden können. Denn Schlingen und Hinterlist ist hier alles, und die Heuchelei schnitzt aus jedem Stoffe und aus jedem Holze einen vergifteten Pfeil.

Dies, heimliches Grausen erweckende Trugbild, dieser Ausbund und Auswurf der Hölle heißt Kabale. Wir erinnern uns hier billig zuerst an jenen in seiner Art einzigen Cyclus, die Gallerie von Luxenburg, von Rubens, welche man mit Recht die Bibel der Allegorie für die Mo-

---

Damals waren aber zwei merkwürdige Vasengemälde, das, welches die Gorgonen mit jener alterthümlichen Häßlichkeit und vorgestreckten, blutlechzenden Zunge vorstellt, in Millin's Peintures de Vases antiques, T. II. pl. 3. 4. und das, wo die Wuthgöttin, die Oestros, auf einem Drachenwagen stehend, die Kindermörderin Medea inspirirte, Millin Description des tombeaux de Canosa, pl. VII., noch nicht erschienen.

dernen genannt, und ihres unerschöpflichen Reichthums an Mustervorstellungen wegen zu einem Gegenstande eigener Vorlesungen bei Lehrinstituten der bildenden Künste und Akademien empfohlen hat. Bei der Frage: wie würde der große Rubens diesen Gegenstand behandelt haben, bleibt man fast nie ohne eine befriedigende Antwort, wenn man nur dies verhängnißvolle Leben der Maria von Mediçis in dem unsterblichen Bilderkreis, den Rubens schuf, recht zu befragen versteht. Kabale ist nichts Anderes, als ein Geheimbündniß zum verderblichsten Betrug. Eine solche Personifikation heimtückischer Meuchelei (la Fraude) stellt Rubens wirklich im zehnten Gemälde der Gallerie, le Gouvernement de la Reine betitelt, unter der verruchten Schaar von Höllengeistern dar, die während der friedlichen und beglückenden Staatsverwaltung der Regentin durch die vereinte Anstrengung der mit Bogen und Speer anstürmenden Götter, des Apollo und der Minerva, hinausgetrieben werden. Es sind der Zwist, die Wuth, der Neid und die täuschende Arglist. Letztere ist als ein freches Weibsbild dargestellt, die mit dem einen Knie sich gegen den Boden stemmend mit verbissenem Ingrimm ihr Gesicht gegen die angreifenden Götter kehrt und mit beiden Armen zwei giftig-erboste Schlangen empor hält. Die über das Oberhaupt hinaufgeschobene, nur noch den obern Theil der Stirn bedeckende Maske gibt hier das unterscheidende Kennzeichen *). Gerade so ist auch auf unserm Bilde die ihr völlig gleiche Kabale mit zwei gewaltigen Schlangen gerüstet, nur daß diese nicht zischen noch züngeln, sondern wie Wasserschlangen oder Hydern nur beißen und vergiften. Sehr bedeutsam beißt eine Schlange die andere. Der Satanas wird mit dem Beelzebub uneins, und im Pandämonium zerfleischt ein Teufel den andern. Zwei Masken

*) Das von Picart gestochene IIte Blatt in der Gallerie du Palais du Luxembourg. (Paris, 1710.)

liegen neben der Kabale auf der Erde, eine Freundlichkeit heuchelnde Gleißnerlarve, und eine zähnefletschende Larve des Hasses, zum Zeichen, daß dieser Unhold beide abwechselnd zu brauchen weiß. Das meuchelnde Stilet paßt sehr zur Nachbarschaft. Das ammazato sia zuckt hier in jeder Armmuskel, und jeder Blick durch diese Larven ist eine eoltellata, ein Dolchblick. Noch sind nicht alle Attribute erschöpft. Das eine, welches wegen der Kleinheit leicht übersehen werden könnte, kriecht mit tückischer Physiognomie ihr unter dem Rocke hervor. Kenner der Hogarthischen Spott- und Zerrbilder werden dabei von selbst an jenes berühmte Spottbild denken, welches die Ausbrüche des wildesten Fanatismus in einer Kapelle, wo ein papistischer Methodist predigt, mit furchtbaren Zügen darstellt, wo einer in Verzuckung hingesunkenen, auf der Seite durch einen Schluck Kirschwasser gestärkten Frau vier Kaninchen unter dem Rocke hervorlaufen. Nichols und Ireland sagen, es sey eine damals berüchtigte Bet- und Buhlschwester, eine gewisse Mrs. Tofts, damit gemeint *). Was übrigens die Kröte selbst anlangt, so singt ja schon Virgil im ersten Gesang seines Gedichts vom Landbau (V. 184.):

Oft auch lauert die Kröt' in der Kluft und was anderes Scheusals
Häufig die Erd' ausbrütet —

und will man noch bessere Auskunft haben, so erinnere man sich nur, in welcher Gestalt Milton den Teufel sich

---

*) Nichols in seinen Anecdotes on Hogarth, p. 204. und Hogarth delineated by John Ireland, T. III. p. 233. Nur in der von Ireland mitgetheilten zweiten Ueberarbeitung dieser Platte, wo sie sich in des Kunsthändler Boydels Besitz fand, ist diese famöse Anspielung zu sehen, die Ireland durch die Worte erklärt: Mrs. Tofts and her rabbits, one of the popular impositions in his own time.

dem Ohre der schlummernden Eva nahen und durch die höllische Arglist ihre Phantasie vergiften läßt. Der Seraph Ithuriel findet ihn, hockend wie eine Kröte, sein verruchtes Gaukelspiel treiben *). Und so guckt auch hier dem Teufelskind, der Kabale, wo nicht der Pferdefuß, doch das Emblem ihres Vaters, die Kröte, unter dem Rock hervor.

Tauben waren von jeher das Sinnbild der Unschuld, der Eintracht und Liebe. Auf demselben Gemälde in der Luxenburgischen Gallerie, dessen wir so eben Erwähnung gethan, spannt Juno selbst zwei Tauben vor der Weltkugel an, über welche die Regentin-Königin das Scepter führt. Zwei Tauben sind das Leibgespann der Venus, und wir erblicken dies Taubenpaar bekanntlich auf den ältesten Münzen von Paphos stets auf dem Portal jenes uralten Naturtempels sitzend, der auf jenen Münzen abgebildet wird. Gegen ein solches hier arglos herumflatterndes Taubenpaar, im Dienste der Venus Urania, hat hier die Kabale ihre Drachenbrut losgelassen. Das eine Täubchen hat der eine Drache eben in seinem Rachen aufgefangen und zerfleischt es unter seinem Giftzahne; das andere stürzt sich in Verzweiflung über das Schicksal seines Lieblings vorsätzlich in den Drachenrachen. Und während die Gebisse da unten schon beschäftigt sind, so kommt ein drittes Scheusal da oben zwischen den Rosengebüschen hervor, das auch seine Beute zu erhaschen wissen wird. Für's erste wird es wohl eine von den zwei Rosen, die es mit dem Schwanze umwickelt, zerquetschen. Zwei Rosen und zwei Täubchen! Zwei sprechende Sinnbilder für dieselbe Sache!

Doch was uns bis jetzt nur in allegorischen Andeutungen erschien, wird uns nun durch die auf der Spitze des

---

*) — Him there they found
Squat like a toad, close at the ear of Eve?
Milton's Paradise lost IV, 799 ff.

Hügels vorgebildete Scene zur augenscheinlichen Wirklichkeit. An die Stelle des von dem grimmigen Unthier zerfleischten und gemordeten Täubchens tritt hier ein in der Rosenblüthe gebrochenes, todtbingestrecktes Mädchen. Sie ist sterbend dem Geliebten in den Schooß gesunken, der, mit gesenktem und gestütztem Haupte über sie hingebogen, in namenlosen Schmerz versunken zu seyn scheint. Das ist dein Werk, du stygisches Ungeheuer da unten, du, von der Echidna, der großen Schlangenmutter *), ausgebrütete Truggestalt, Kabale! Doch würde der Künstler seine Aufgabe nur als ein platter Stümper gelöst haben, und aus der allegorischen Götterspracbe artistischer Dichtung in die reelle und wirkliche Prosa der Gemeinheit herabgesunken seyn, wenn er nicht auch hier die Allegorie fortzuführen gewußt hätte. Er hat es gethan. Amor hält die durch stygischen Giftqualm getödtete oder doch tödtlich betäubte Psyche in seinem Schooß **)!

Man wird übrigens auch ohne unsern Fingerzeig der Einsicht unsers Künstlers in verständiger Anordnung des ganzen Bildes gern volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Wie schön leitet sich die Vorstellung in einer zartgeschwun-

---

*) Man vergleiche die geistreiche Abbildung dieser Urschlange in Flaxman's neuesten Umrissen: Compositions from the Works of Hesiod (London, 1817), die 29ste Kupfertafel.

**) In der, vorgeblich nach Rafaels Zeichnungen kopirten, unendlich oft nachgebildeten Psychefabel: Psyche, figures dessinées et gravées au trait par Dubois et Marchais, ist auf der 28sten Tafel auch die Psyche zu sehen: l'Amour reveille Psyche assoupie par la vapeur sortie de la boite. Bekanntlich berührt er sie da mit der Pfeilspitze. In einem gleichfalls in Kupfer gestochenen Bilde der Angelica Kaufmann hält Amor, so wie in unserer Allegorie, die ohnmächtige Psyche im Schooß. Canova hat daraus eine neue Umarmungsgruppe gebildet.

genen Wellenlinie von unten hinauf bis zur Psychegruppe! In dieser einzigen Beziehung sind diese Schlangen hier schön im Sinne des Alterthums, wo besonders, seit Myron seine bewunderten Thiergruppen geschaffen hatte, die mannigfaltigen Windungen und Verwicklungen der Schlangenkörper einen sehr oft mit großer Liebe geformten Gegenstand der alten Kunst machten. Aber auch für den Kontrast von Schatten und Licht ist dadurch sehr verständig gesorgt. Dieser dient zugleich, die Allegorie selbst zu vollenden. Denn mit dem Schatten des Erebus bedeckt, nistet und brütet hier unten am Eingang ihrer Tartaruskluft die Kabale. Vom reinsten Lichte umflossen, feiert hier oben die zwar hier unten vergiftete, aber für eine bessere Welt bestimmte Liebe ihre ätherische Verklärung, so daß, was Schiller einst in seinem zum wahren Nationalpäan gewordenen Hymnus auf die Freude sang, hier auf die Liebe seine untadelhafte Anwendung erhält:

Auf der Treue Sonnenberge
Sieht man ihre Fahnen wehn,
Durch den Riß gesprengter Särge
Sie im Chor der Engel stehn.

Kabale und Liebe heißt dies bürgerliche Trauerspiel Schiller's, dem die diesmalige Schaustellung gewidmet ist. Ihr ist dieses Titelkupfer zur Eröffnung oder einleitenden Vorhalle bestimmt. Sollte es wohl nöthig seyn, jede einzelne Beziehung auf dies, jedem unserer Leser hinlänglich bekannte Stück hier noch besonders aus einander zu setzen; in den beiden Schlangen den Präsidenten und seinen Schildknappen und Hausfekretär Wurm; im Täubchen, welches im Rachen des Drachen zappelt, das Schlachtopfer dieser verschwornen Böswichter, die unglückliche Luise, und in der schwärzlichen Gruppe oben das Gegenbild dazu

in der Schlußscene des Stücks zu finden? Nur die Feinheit möchten wir nicht ganz unbemerkt lassen, daß durch den giftigen Biß, womit die untere Schlange ihre Gesellin selbst anfällt, Wurm's verrätherische Rache an dem Präsidenten, dessen bloßes Werkzeug und unterthäniger Spießgeselle zu seyn ihm eine viel zu unedle Rolle bedünkt, sehr sinnreich angedeutet wurde.

Wie viel Tadel und Abwürdigung ist nicht in neuer Zeit auch über dies dritte Stück der ersten Sturm- und Drangperiode Schiller's ausgesprochen worden! Wie wahr ist auch in dieser Beziehung, was Frau von Stael überhaupt von den Fehlern der deutschen Bühne, welche uns von den Franzosen bis zum Ueberdruß und oft mit verzerrenden Zügen des Hohlspiegels vorgehalten werden, mit eben so viel Billigkeit als Feinheit bemerkt hat: „Die Mängel der deutschen Bühne sind leicht zu bemerken. In den Künsten, wie im geselligen Verkehr, wird der oberflächlichste Beobachter sogleich von dem geärgert, was gegen das Herkömmliche und den feinen Weltton verstößt. Allein, um das zu würdigen, was aus der Seele kommt, und vom Gefühl zum Gefühl spricht, dazu gehört in Werken, die uns dargeboten werden, eine Art von Gutmüthigkeit und Gemüthlichkeit, die mit einer seltenen Großherzigkeit in vollkommenem Einklang ist. Ist doch spöttischer Tadel oft nur eine Gemeinheit in Keckheit übergetragen. Nur die Fertigkeit, wahre Größe durch alle Verstöße gegen den Geschmack in der Literatur wie im Leben herausfinden und bewundern zu können, ehrt den Richter *)." Nichts ist in der That leichter, als wenn man gerade zu den Stab über ein solches Stück bricht, wie A. W. Schlegel gethan hat,

---

*) La faculté d'admirer la véritable grandeur à travers les inconsequences dans la vie, cette faculté est la seule qui honore celui qui juge. De l'Allemagne, ch. XV. T. II. p. 128. edit. Villers.

wenn er über das Wilde und Gräßliche der Jugendstücke Schiller's und ihre kopfverdrehende Wirkung beim ersten Erscheinen derselben auf Deutschlands Bühnen aburtheilt: „Kabale und Liebe kann schwerlich durch den überspannten Ton der Empfindsamkeit rühren, wohl aber durch peinliche Eindrücke foltern *)." Am schlimmsten hat es wohl einer der neuesten Kunstrichter in dem zu Berlin erschienenen dramaturgischen Wochenblatt gemacht. Er geht von der richtigen, aber auch schon früher gemachten Bemerkung aus, daß Schiller, nachdem er ganz polemisch gegen seine Zeit in den Räubern aufgetreten war, bald gefühlt habe, er müsse sich entweder die Wirklichkeit ganz aus dem Sinne schlagen, oder sich ihr wieder mit Liebe nahen, und darauf das erstere in Fiesko, diesem vornehmen Marionettenspiel in einer phantastischen Welt voll Hoheit, dann aber das zweite in Kabale und Liebe versucht habe, indem er es eben darum ein bürgerliches Trauerspiel nannte, um sich ganz in der ihm nähern Wirklichkeit zu bewegen. Hierauf fährt er fort (denn es mag wohl erlaubt seyn, da das ganze Maß kritischen Zorns im voraus auszuschütten, wo man später doch manches Entschuldigende, ja selbst Lobende vorzubringen sich genöthigt fühlt, und so dem Momus gleich im voraus den Muth zu kühlen): „So ist denn ein gar seltsames Werk entstanden; ganz gräuliche Bösewichter, wie sie mit Gottes Hülfe in deutschen Landen nicht sind (der Präsident und Wurm); die gemeinste Gemeinheit (Frau Miller) von Kunstpfeifern (?) aus der gemeinsten Gemeinheit und romantischen Gesinnungen zusammengesetzt, welche eine Tochter hat, die von der Liebe gleich-

*) Ueber dramatische Kunst und Literatur, II. Th. II. Abth. S. 407. Vergl. S. 415, wo diese Schrift zu denen gezählt wird, durch welche die Familiengemälde und rührenden Dramen so sehr vervielfältigt wurden.

sam Fait macht, aber doch an natürlichen Gefühlen so fest hängt, daß sie den Geliebten aufopferte, als sie es nicht einmal nöthig hatte, und zwischen diesen beiden Hälften des Stücks ein Renomist, Ferdinand von Walter, welcher immer mit gewaltigen Redensarten um sich wirft, und nichts weiter thut, als daß er, der Buhlerin des Fürsten zu Gefallen, seiner Geliebten ein klein wenig untreu wird, und endlich im fünften Aufzuge, welcher bekanntlich eine böse Staupe ist, die Geliebte und sich vergiftet *)." So weit der Berliner Aristarch, in dem wir leicht einen unserer geübten und scharfsinnigen Kunstrichter erkennen, dem wir gern Belehrung und Unterhaltung verdanken. Allein er hat sich doch von seinem Eifer zu weit fortreißen lassen, und besonders, was Luise und Ferdinand anbetrifft, einige Beschuldigungen ausgesprochen, die dem Stücke Gewalt anthun. Wir erinnern uns, eine ähnliche Kritik in Falk's kleinen kritischen Schriften gelesen zu haben, müssen uns aber der Hauptsache nach durchaus auf das berufen, was wir überhaupt über Schiller's erste Jugendversuche bei der Besprechung über die Räuber und über den Fiesko zu den frühern Schaustellungen schon angemerkt haben.

„Man lebt," so urtheilt der Kunstrichter, welchem in der Würdigung der Schillerschen Poesie die allgemeine Stimme bis jetzt die vollkommenste Urtheilsfähigkeit zuerkannt hat **), „man lebt mit diesem Dichter in einer höhern Welt, wo selbst das Verbrechen nach Würden strebt, wo das Göttliche im Manne die höchste Würde behauptet,

---

*) Dramaturgisches Wochenblatt, I. Jahrgang. 1815. Erstes Halbjahr. No. 12. S. 95.

**) Neue Leipziger Literatur-Zeitung vom Jahre 1805. III. Band. n. 92. Ueber Schiller's Genie und Schriften. S. 1462.

und wo die Unschuld im Weibe als die höchste Grazie glänzt." Wer mag läugnen, daß selbst in diesem bürgerlichen Trauerspiele, worin sich Schiller's hochstrahlender Genius unter allen seinen dramatischen Dichtungen am meisten zur gemeinen Wirklichkeit herabließ, und uns in dem Charakter des Geigers Miller und seiner Frau die gemeinste Niedrigkeit auf ihrer untersten Stufe nur zu oft erblicken läßt, Schiller's poetische Individualität, die sich in der idealisirenden Reflexion ausspricht, und mehr oder weniger überall einen Anstrich von einer besondern Schwärmerei und Resignation hat, die ihn ganz dem Romantischen und Modernen zuführt, sich nirgends verkennen läßt, und daß also auch dies Stück mit allen seinen unläugbaren Verirrungen in dem ganzen Cyclus seiner Erzeugnisse seine bestimmte, ja nothwendige Stelle einnimmt! Fiele es weg, so würde eine für uns schmerzliche Lücke entstehen, und eine Frage an Schiller's Genius würde unbeantwortet bleiben. Es lag in dieser Individualität, daß ihn ein edler Charakter in seinen Verirrungen vorzüglich anzog, und mit besonderer Vorliebe von ihm behandelt wurde. Mit der ihm eigenen Kühnheit, die besonders in seiner ersten dramatischen Periode allem Herkömmlichen trotzte, ließ er sogar die Immoralität sich zuweilen recht mit Lust und Liebe aussprechen, wenn allerdings auch in den zwei Ungeheuern, die in diesem Stück durch das Wort Kabale bezeichnet werden, die grellesten und widrigsten Belege gefunden werden. Doch veredelt er, wie und wo er's vermag. Daher die großen, über die Gemeinheit sich hocherhebenden Sprüche des Vaters der Luise, die freilich den Vorwurf begründen, daß dieser Geiger Miller ein ganz unnatürliches Zwittergeschöpf zwischen platter Gemeinheit und wahrem Heroismus sey, die aber doch, unparteiisch erwogen, aus der gegebenen Situation bei einem unverdorbenen Naturmenschen in solchem Kampf mit der Verruchtheit ganz ungezwungen hervorgehe. Daher der mit besonderer Gunst ausgestattete romantische Charakter der

Lady Milford, die, eine gefallene, aber bußfertige Magdalene, durch die ihr gegenüber stehende Unschuld beschämt, zu ihrem bessern Selbst, mit brittischem Stolz sich ermannend, zurückkehrt. Daher selbst der unläugbare Edelmuth, womit Ferdinand alle ihn umgarnende Netze der Konvenienz zerreißend, selbst da, wo er ein doppelter Mörder wird, doch nur einer großen Idee unterliegt, und darum keineswegs den Namen eines moralischen Renomisten verdient. Und möchten wir wohl, weil der noch werdende und zum Bessern sich gestaltende Dichter sich noch so oft in's Ueberspannte und Ungeheure versteigt, so viele höchst interessante Situationen, so viele tiefgedachte und tiefgefühlte Einzelheiten, die selbst die strengsten Tadler in diesem Stücke nicht verkennen, ganz einbüßen?

Aber wie kam der Dichter zur Idee dieses bürgerlichen Trauerspiels? Seine Geburtsstunde wird uns auch seinen Horoskop und seine Schicksale auf Deutschlands Bühnen zur Gnüge aufschließen. Nicht in Manheim, wie es in den gewöhnlichen Erzählungen heißt *), sondern nach seiner Flucht aus Stuttgart, während seines jährigen Aufenthalts in der Nähe von Meinungen auf dem Gute der geheimen Räthin von Wolzogen zu Bauerbach, vollendete er die schon in Stuttgart angefangene Verschwörung des Fiesko, und dichtete Kabale und Liebe, womit er dann im September 1783 nach Manheim ging, und mit dem dortigen Theater in neue Verbindung trat **). Das Geschrei über das Ungeheure, über den Hohn, der in seinen Räubern aller bürgerlichen Ordnung gesprochen werde, hatte ihn erschüttert, und bewogen, sein dramati-

*) Z. B. im Conversations-Lexikon, Th. VIII. S. 724 der vierten Ausgabe.

**) S. Nachricht von Schiller's Leben vor den sämmtlichen Werken, Th. I. S. XII.

sches Heil auf andern und, könnte es seyn, auf gebahnten Wegen zu versuchen. Das bürgerliche Trauerspiel mit seiner mehr prosaischen als poetischen Natürlichkeit hatte die Köpfe der Zuschauer und der Kritiker verwirrt. Die Nachahmung der französischen Tragiker hatte ihre völlige Endschaft erreicht. Nur Diderot's Hausvater und seine scharfsinnigen dramaturgischen Bemerkungen dazu fanden Gnade. Gemmingen schrieb seinen deutschen Hausvater als ein Gegenstück. Emilia Galotti wurde als klassisches Muster des bürgerlichen Trauerspiels mehr bewundert als verstanden oder verständig nachgeahmt. Schiller's Geist war unter allen am wenigsten geeignet, sich in die Fessel der französischen drei Einheiten schlagen zu lassen, und sich für dieses dramatische Zwangs- und Panzerhemde durch den Pomp volltönender Tiraden zu entschädigen. Was er zwanzig Jahre später in seinem berühmten Zuruf an Göthe so klar und überzeugend über die Buhlschaft mit der französischen Muse (mit der Gallienc, um mit Klopstock zu reden) aussprach, es stand schon damals mit unvertilgbaren Schriftzügen in seinem dramatischen Glaubensbekenntniß geschrieben. Auch Schiller folgte der neuen Straße. Aber sein Genius trieb ihn sogleich beim ersten Versuch zur Schicksalsfabel. Schon in den Räubern offenbart sich sein philosophischer Sinn für die tragische Kunst. Zwar wird das herrschende Schicksal darin noch nicht genannt, und die Freiheit, die den Kampf damit besteht, noch nicht ganz deutlich hervorgehoben, aber die Grundfäden zu jenem tragischen Schicksalsteppich, welchen der Dichter später so meisterhaft wirkte und aufhing, liegen schon in den Räubern jedem Sehenden vor Augen. Der Zeitgeist war gerade damals ganz in der Prosa und empfindsamen Natürlichkeit untergegangen, in Thränenbächen der Sentimentalität zerflossen. Wer hätte ein Publikum in der Stimmung, wie sie Göthe im zweiten Theil seiner Dichtung und Wahrheit uns schildert, das Gold in den Räubern von den ihm anklebenden Schlacken zu sondern und der Absicht des Dich-

ters Gerechtigkeit widerfahren zu lassen vermocht! Man predigte, tobte, schimpfte gegen diese Ausgeburt eines verbrannten Gehirns, wie man es nannte, und gegen die sittenverderbliche, revolutionäre Tendenz dieses Kraftstücks. Die Polizeistuben und die Kanzeln sprachen das Anathema. Der Streit hatte auf sein eigenes Schicksal — so schien es wenigstens damals beim ersten Anblick — den nachtheiligsten Einfluß. Drum bequemte sich Schiller in seiner ländlichen Abgezogenheit wenigstens einmal dazu, dem Geiste des Zeitalters ein namhaftes Opfer zu bringen. Er entfernte sich von dem schon in den Räubern gefaßten Standpunkte, und nachdem er noch einmal im Fiesko versucht hatte, wie sich's mit den Fantomen wesenloser Hoheit und Vornehmheit spielen lasse, schloß er sich jetzt ganz an die bürgerliche Weiblichkeit in seinem Trauerspiele Kabale und Liebe an. Die liebekranke, empfindsame Luise, mit aller ihrer Jungfräulichkeit und Selbstaufopferung, ist ein Kind der damals herrschenden Empfindelei, aber doch schon mit Anklängen aus dem wahrhaft heroischen Trauerspiele ausgestattet. Dabei drücken sich zwei charakteristische Züge in Schiller's poetischer Individualität, die polemische Tendenz und Opposition gegen alles Herkömmliche, gegen Kastengeist und alles Konventionelle, und dann sein Hang zum tragischen Pathos, wodurch er die unpoetische Flachheit möglichst zu verdrängen sucht, in hundert Situationen von Anfang bis zu Ende auf's lebhafteste aus. Dadurch entfernt er nun zwar selbst sein bürgerliches Trauerspiel von der flachen Gemeinheit, überspannt aber auch nothwendig das Ungemeine nur zu oft zu dem Halbgrotesken, Seltsamen, Ungeheuern. Die allen seinen drei frühern Stücken eigene Ueberspannung und Verwilderung in der Kühnheit der Situation und des Ausdrucks artet auch hier noch häufig in's Uebertriebene der Dichtung und in Meteore des Ausdrucks aus.

Dies alles tritt noch weit deutlicher hervor, wenn wir nur erst über den Stamm recht im Klaren sind, auf welchen Schiller's Genie seine noch rohen Erzeugnisse

pfropfte. So wie ihm bei seinem Franz Moor ohne allen Zweifel Shakspeare's Richard III. vorschwebte, so lag ihm bei der Erzeugung von Kabale und Liebe ganz gewiß ein um dieselbe Zeit mit großem Beifall auf die Manheimer Bühne gebrachtes bürgerliches Schauspiel, Otto von Gemmingen's Hausvater, vor Augen. Das Stück war seit seiner Erscheinung im Jahre 1780 durch innern Werth und durch die treffliche Besetzung ein Lieblingsstück der damals so blühenden Manheimer Bühne geworden *). Iffland spielte schon damals die Rolle des Grafen Wodmar, des Hausvaters, Mad. Ritter die Lotte mit allgemeinem Beifall. Daher hatte sich das Stück in die jugendliche Seele Schiller's bei seinen ersten theatralischen Ausflügen nach Manheim tief eingegraben. Was war natürlicher, als daß sich nun in ihm der Plan gestaltete, aus einem ganz ähnlichen Mißverhältnisse der Stände, worauf Gemmingen seinen Hausvater gründete, ein schauerliches Trauerspiel dadurch hervorzubringen, daß nun aus dem edeln, aber gegen Ehre oder Vorurtheile seines Standes doch sehr reizbaren Grafen Wodmar ein ruchloser, dem Ehrgeiz und der Fürstengunst alles aufopfernder Minister wurde, der, um seinen Sohn mit der bisherigen Maitresse des Fürsten zu verkuppeln und eine ihm Anfangs ganz undenkbare Mißheirath zu zerstören, sich über Schandthaten und Einkerkerungen den Weg bahnt, und endlich auf den Leichen der durch ihn Gemordeten selbst untergeht? So zerfiel in diesem neuen Stücke alles wieder in den großen Gegensatz einer Welt der Unschuld und der Kabale. Lotte,

---

*) Belege dazu finden sich in Menge in den damaligen Theaterjournalen, besonders im Gothaischen Theater-Almanach von 1781, und vor allem in einem eigenen dramaturgischen Versuch über dies Stück vom Frhrn. von Drais in dem von Reichard so fleißig redigirten Gothaischen Theaterjournal, St. 21, S. 10—46.

die Tochter des Malers Gutmann, wird hier zur Geigerstochter Luise. Man kann die Züge im Einzelnen verfolgen, welche Schiller's gewaltiger Genius mit keckem Pinselstriche in Gemmingen's zarte weibliche Schöpfung hineinarbeitete, und es würde sowohl in diesem Charakter, als in dem von Ferdinand, welchem im Hausvater Karl gegenüber steht, und in dem der Lady Milford, wo dort die Gräfin Amaldi waltet, sehr lehrreich seyn, zu entwickeln, wie auf dieser Grundlage Schiller's noch rohe, ungebändigte, aber doch wahrhaft tragische Individualität ihr bürgerliches Trauerspiel erbauete. Vielleicht steht selbst die Bemerkung hierbei nicht am unrechten Ort, daß die einst so oft deklamirte und hochbewundert: lyrische Dichtung, Kindermörderin, in demselben Jahre, wo Kabale und Liebe gedichtet wurde, ihren Ursprung empfing, und gleichfalls durch eine Stelle in Gemmingen's Hausvater, wo am Schluß des dritten Akts Lottens Vater, der Maler Gutmann, beiden Heimlichverheiratheten das Bild einer Kindermörderin vorzeigt, und das Mädchen in Ohnmacht sinkt, der erste Keim dazu in die Seele des Dichters gelegt wurde.

Eine andere Frage ist, ob dies Stück, welches in der Bildungsgeschichte des Dichters und in den Annalen der deutschen Bühne überhaupt seit länger als 30 Jahren eine so bedeutende Rolle gespielt hat *), und darin stets ein nie auszulassendes Mittelglied bildet, jetzt noch auf unsern Repertorien zu stehen, und jährlich wenigstens einmal aufgeführt zu werden verdient? Wir werden diese Frage unbedingt bejahen, wenn nur Manches darin gemildert, Manches, das sich durchaus überlebt, vielleicht so nirgends, als in der erhitzten und ungeregelten Phantasie des

---

*) S. Manso's Uebersicht der Geschichte der deutschen Poesie in den Charakteren der vornehmsten Dichter aller Nationen. VIII, 2. S. 249.

Dichters, je gestaltet hat, ganz umgeändert werden könnte! Viel vermag allerdings hierbei der feinere, aus eigenen Mitteln nachhelfende Takt des Schauspielers, der ja ohne ein eigenes produktives Vermögen, ja ohne selbst in einem gewissen Sinne Dichter zu seyn, nie auf den Namen eines wahren Künstlers Anspruch machen sollte. Ein Muster dafür stellte der unvergeßliche Iffland in der genialen Manier auf, in welcher er zuweilen die Rolle des Hofmarschalls von Kalb zu spielen pflegte. Zwar war es selbst diesem Meister kaum möglich, alles Abgeschmackte und die Wahrscheinlichkeit Beleidigende aus dieser völlig zur Karikatur verzeichneten Geckenrolle eines Hofmanns bei einem Fürsten, dessen Geliebte eine Milford ist, wegzutilgen. Allein es gelang ihm doch durch den ihm eigenthümlichen Zusatz des Humoristischen und durch Verfeinerungen aller Art, den Zuschauer von der Möglichkeit eines solchen Charakters, wenigstens auf so lange, als die unmittelbare Belustigung dauerte, zu überreden. Durch bloßes plumpes Wegstreichen ist hier nicht zu helfen. Der alte, von Göthe noch vor einigen Jahren im Morgenblatt so kräftig ausgesprochene Wunsch, eine von Meisterhand ganz überarbeitete Ausgabe unserer alten Kernstücke, die auf unserer Bühne fortleben sollten, dringt sich auch bei diesem Stücke sehr gebieterisch auf. Schiller selbst war nie zu einer solchen Ueberarbeitung zu bewegen, und wer ihn kannte, wird sich auch die Ursache sagen, warum er gerade unter allen am wenigsten dazu sich eignete. Aber auch so wird sich das Stück noch manches Jahr auf den meisten Bühnen fortpflanzen, und mehr noch als ein Tummelpferd und Paraderoß gastirender Schauspieler, als wegen der einzelnen unverwüstbaren Schönheiten, woran es so reich ist, und wegen des unvergleichlichen Effekts einzelner Scenen und Situationen, die uns an Rembrand's wirksamstes Helldunkel erinnern, noch immer fortgespielt werden. Hauptsächlich hat es wohl seine Fortdauer den zwei weiblichen Rollen der Luise und Lady Milford zu danken, die allerdings

Schauspielerinnen von Gefühl und zarter Mäßigung von jeher eine sehr willkommene Gelegenheit, ihre ganze Kunst darin zu entwickeln, darboten.

Bekanntlich besitzt die englische Literatur zwei Uebersetzungen von diesem Stück, die eine von einem Deutschen, dem Professor Timäus in Lüneburg, im Jahre 1795, in Leipzig herausgegeben; die zweite von dem bekannten englischen Dichter Lewis, in der englischen Literatur wegen seines famösen Romans, der Mönch betitelt, auch unter dem Namen Monk-Lewis bekannt, in London 1797 für die Bühne bearbeitet, aber nicht aufgeführt. Letzterer, der in den Jahren 1794 und 95 selbst in Weimar lebte, und mehrere Vorstudien zu seinen literarischen Planen machte, die er dann mit mancherlei Darlehn aus unserer Literatur in seinem Vaterlande ausführte, hat sich bei der Bearbeitung große, aber nicht zu mißbilligende Freiheiten mit Weglassungen und Abänderungen gestattet. Es ist bei einer Anzeige dieser Uebersetzung in einer unsrer kritischen Zeitschriften geahnet worden, daß er die Mutter Miller darin ganz weggelassen habe. Allerdings hat diese Rolle, so wie sie Schiller hinskizzirte, der niedrigsten Gemeinheit so viel, daß sie von jeher jedes Gefühl empörte. Und doch würde — ein Wink, den einst Schiller selbst in einer Unterredung über dies Stück fallen ließ — durch ein ähnliches Eingreifen in das Schicksal der Tochter, wie Lessing die Claudia eingreifen läßt, das Stück da, wo es deren am meisten bedarf, manche feine Motiven gegeben, ja vielleicht eine ganz andere Auflösung herbeigeführt haben.

So wie das Stück nun einmal dasteht, und sich auf immer, wo nicht auf der Bühne, doch in unserer Literatur erhalten wird, verdiente es gewiß von dieser Galerie nicht ausgeschlossen zu werden, und durch Ramberg's Griffel und Pinsel eine Ausstattung zu erhalten, in welcher sich das Genie des Malers um so mehr in charakteristischem Ausdruck der Leidenschaft und in der Kunst der Grup-

pirung zeigen konnte, als so mancher andere Vortheil der Kostümerei und Scenerei von dieser Bürgerlichkeit des Stoffs ausgeschlossen blieb. Auch der erfindungsreiche Seelenmaler Chodowiecki stattete vor vielen Jahren ein Gothaisches Taschenbuch mit 12 Monatskupferchen aus diesem Trauerspiele aus. Wir werden bei der Erklärung Gelegenheit finden, einigemal auch dieser Erfindungen Erwähnung zu thun.

Gallerie

zu

Schiller's Gedichten.

Eilfte Schauſtellung.

Kabale und Liebe.

H. Ramberg del. Schwerdgeburth sc.

Kabale und Liebe 1r Act 3te Scene.

Louise. Dieser karge Thautropfe Zeit schon ein Traum von Ferdinand trinkt ihn wollüstig auf.

I.

Liebe durch Andacht gestärkt.

Es mag immer für eine nicht leicht zu lösende Aufgabe gelten, die Rolle der Luise in Kabale und Liebe so zu spielen, daß, was dem Dichter selbst nur dunkel und in noch schwankenden Umrissen vorschwebte, in vollkommenen psychologischen Einklang gebracht werde und in plastischer Wahrheit da stehe. Der Dichter hatte es ursprünglich mit ihr gewiß auf ein sehr sentimentales Wesen abgesehen, ganz so, wie sie zu Anfang des achten Jahrzehends im vorigen Jahrhundert in mittlern und hohen Ständen überall zu finden waren. Es war das Siegwartisch-Burgheimische Empfindeleifieber damals in voller Krise, besonders im südlichen Deutschland, aus welchem dieser Genieschnupfen, wie eine Influenza, erst in's nördliche eindrang. Daß empfindsame Lektüre dem Mädchen den Kopf, wo nicht verdreht, doch etwas benebelt habe, gibt der Dichter selbst gleich in der ersten Unterredung des Vaters Miller mit seiner Frau deutlich zu verstehen. Indeß darf doch bei aller Sentimentalität und Weichheit diese Rolle, weswegen sie unter die beliebten und belobten Thränenkrüglein von den Schauspielerinnen selbst stets gesetzt werden ist, nicht gar zu weinerlich gespielt werden, weil sonst der Heroismus, den das Mädchen zuletzt aus falscher Gewissenhaftigkeit

beweist, und die Festigkeit, womit sie der Milford entgegentritt, ganz unerträglich seyn würden. Dabei darf die Künstlerin nie vergessen, daß Luise nur die Tochter eines armen Stadtmusikus und Geigers ist, die freilich schon durch ihre Liebe zum Major und durch die Zärtlichkeit des Vaters, dessen Augapfel sie ist, selbst durch ihre musikalische Bildung, über ihren Stand hervortritt, aber denn doch die einfache Unbeholfenheit, die ihr aus ihren unmittelbaren Umgebungen anklebt, nicht ganz abzulegen vermag. Sie äußert diese besonders in dem Verhältniß gegen ihre Aeltern, wird aber übrigens durch den Drang der ungeheuern Begebenheiten, die sich hier auf einander drängen, nach Schreibung ihres Todesurtheils in dem von Wurm diktirten Briefe auf einmal mündig, so daß allerdings die Luise des ersten Akts von der Luise, wenn sie zu hoffen und zu wünschen aufgehört hat, in den letzten zwei Akten himmelweit unterschieden ist. Dies alles nun durch ein vollkommen motivirtes Spiel in eine richtige Gleichung zu bringen, und vor unsern Augen wahr zu machen, nimmt die höchste Leistung einer sehr geübten Schauspielerin in Anspruch. Die zu früh verblühete Krüger, die wir in Weimar im Jahre 1811 diese Luise spielen sahen, zeigte diese Aufgabe mit großer Feinheit und Wahrheit. Noch hat die Dresdner Bühne eine Meisterin in der Kunst, die in dieser Rolle nichts zu wünschen übrig läßt. Unbegreiflich aber bleibt es an ganz jungen und unerfahrnen Schauspielerinnen, die in Melpomene'ns Ammenstube kaum die mois de nourrice bezahlt haben, sich schon zu dieser Rolle drängen, ja sogar bei theatralischen Kunstreisen sie in die Liste ihrer Gastrollen setzen können. —

Der Moment, in welchem uns Ramberg hier Luisen erblicken läßt, ist aus der dritten Scene des ersten Aufzugs gewählt. Der Schleicher Wurm ist abgesetzt worden, und damit der Teufel, oder, um in der klassischen Sprache zu reden, der Alastor des Stücks in gehörige Wuth und Flamme gesetzt. Da tritt das dem Verderben geweihte Mädchen selbst ein. Die Zuschauer sind vorbereitet. Aller

Augen und Herzen fliegen dem interessanten Geschöpfe zu, in welchem allein der Lebenskeim des ganzen Stücks liegt, der, recht entwickelt und nicht durch Ueberspannung und Ueberfüllung erdrückt, eines der wirksamsten und untadelhaftesten Stücke der neuern Bühne gegeben haben würde. Sie hat in der Kirche gebetet, sie kommt aus der Messe nach Hause. Daß Schiller hier eine Reminiscenz aus der Emilia Galotti hatte, ist oft bemerkt worden. Aber Emilie, die durch die Andringlichkeit des schönen fürstlichen Liebhabers mehr zur Hinneigung als Abneigung aufgeregte Emilie, tritt als ein gejagtes Reh ein. Luise erscheint als ein girrendes Täubchen, als ein liebekrankes Mädchen. Emilie und Luise werden von Schauspielerinnen, die in ihre Rolle eingedrungen sind, mit einigen Abzeichen der Andacht, mit welchen fromme Beterinnen aus der Frühmesse zu kommen pflegen, ausgestattet werden. Wir vermissen den Rosenkranz ungern an der Figur, wie sie Ramberg gibt. Ihre Kleidung besteht in einem schlichten, doch netten Morgengewand. Träte sie, wie wir es vor vielen Jahren bei der berühmten Bethmann sahen, mit kostbarem Spitzenschleier, oder gar im Atlaskleide auf, so würde die Eitelkeit auf Kosten der Wahrheit befriedigt. Träte sie nach Schiller's eigener Idee kostümirt auf, so erschiene sie uns hier, wo sie sich doch nicht blos für die Kirche, sondern auch für Ferdinand, der sie ja schon zu Hause zu finden erwartet hatte, angekleidet hatte, in netter, knapp anliegender schwäbischer Kleidung mit zurückgeschlagenem Schleier über dem mit Zöpfen aufgeflochtenen Haare. Auch die Art, wie sie Ramberg kleidet, ist sehr einfach, anständig und gewinnend. Das so eben auf den Tisch hingelegte Gebetbuch zeigt allerdings den Ort an, wo sie gewesen ist, dürfte aber in dieser Form weniger an einen Gang in die Messe erinnern, als in die Frühpredigt.

Der alte Geiger Miller ist in die heftigste Gemüthsbewegung gerathen. Den Graukopf hat die Vaterzärtlichkeit gegen das holde Geschöpf übermannt. Er hat sie in seine Arme geschlossen und fest an seine Brust gedrückt.

Aber er beharrt felsenfest auf der Verweigerung: den Major kann ich dir nicht geben. Damit stürzt er zur Thür hinaus, die Geige unter dem Arme. Luise aber, mit einem gen Himmel gerichteten, der frommen Beterin wohl anstehenden Ausblick jener Augen, welche der Vater selbst in der Folge Vergißmeinnichtaugen nennt, erwiedert, mehr vor sich, als an den schon entfernten Vater gerichtet, jenes harte Wort durch einen Wechselbrief, den sie, ganz in Siegwartischem Geiste, auf jene Welt stellt: „Auch will ich ihn ja jetzt nicht, mein Vater. Dieser karge Thautropfen Zeit — schon ein Traum von Ferdinand trinkt ihn wollüstig auf."

Dieser karge Thautropfen Zeit! Das dieser führt ganz natürlich auf einen sinnlichen Eindruck von außen. Es bleibt einer denkenden Schauspielerin überlassen, dies durch eine wirkliche Aeußerlichkeit zu motiviren. Ein Mädchen, wie Luise, geht früh nicht ohne eine Blume aus, die sie vom frischen Stock vor ihrem Fenster abschnitt. Luise hat die Nelke noch in der Hand, die ihren keuschen Busen schmückte. Ein Thautropfen, sey es ein wirklicher, der in der Nacht die Blume benetzte, oder eine Perle, die aus diesem klaren, blauen Auge herabthauete, glänzt im Kelch der Blume. Denken wir uns, wie Luisens Blick gleich vorher auf das Blümchen in ihrer Hand gerichtet war, so tritt Bild und Gegenbild in's richtigste Verhältniß. So scheint es Ramberg wenigstens mit der Nelke gemeint zu haben, die er Luisen in die Hand gab. Das dieser im Zeigefinger der Rechten deutet natürlich auf's Gegenbild in der Phantasie, nicht auf die Nelke selbst. Letzteres wäre die jämmerlichste Prosa, die wir jedoch bei ähnlichen Demonstrationen nur zu oft auf der Bühne erlebten.

Bekanntlich hat die auf römischen Denkmälern und in der römischen Münzallegorie oft vorkommende Personifikation der Hoffnung, indem sie mit der Linken das Gewand emporhebt — die Frühlingsgöttin schreitet ja über einen Wiesen- und Blumenteppich — in der Rechten einen

Blumenkelch, eine Lilie oder eine ähnliche Blume *). Symbol der Hoffnung mag auch dies Blümchen in der Hand Luisens seyn, aber eine Hoffnung, wie sie nur die Resignazion mit einem Blick über Sarg und Grabstein hinaus zu fassen vermag. Wir kennen den Schluß von Schiller's Schwermuth hauchenden Liede auf die Blumen:

Wißt, der mächtigste der Götter
Schließt in eure stillen Blätter
Seine hohe Gottheit ein!

Hier ist's die mächtigste der Feen, die Göttin mit dem Lilienstabe, die uns in dieser Nelkenblüthe versinnbildet wird.

Was sonst noch in diesem Zimmer an leblosen und lebendigen Umgebungen zu schauen ist, wird in Beziehung auf die Bewohner kaum eines Auslegers bedürfen. Das Violoncello, die Musikalienkapsel, das Notenbuch, bezeichnen zur Gnüge die Kunst, in welcher der Hausvater Acker und Pflug findet. Ob Murner, das Leibthier, das gegen über unter dem Stuhl seiner Gebieterin Wache hält, um seiner musikalischen Verdienste willen hier aufgenommen sey,

---

*) Schon Addison in seinen noch immer mit Vergnügen zu lesenden Dialogues on ancient medals, p. 46, hat die Allegorie der Hoffnung auf Münzen richtig erklärt. Es ist Venus als Frühlings-Hora, als erste Hoffnung des Jahrs (spes in herba) personifizirt. Ueber die Bedeutung des Blumenkelchs in ihrer Rechten ist man nicht einig. Spanheim erklärt ihn nach einer Stelle des Traumdeuters Artemidor für die Lilie. Rafael hat ihr in den Arabeskenverzierungen zu den Logen eine Rose in die Hand gegeben. S. Buonaroti sopra alcuni medaglioni, p. 418. 19. Es ist die Lilie. Als bloße Hoffnungsblume erscheint sie auch in der Hand der kaiserlichen Kindbetterinnen, der Lucilla und Julia Mammea, wobei Visconti zum Pio-Clementino, T. I. p. 95. etwas zu gelehrt an die Blume denkt, aus welcher Mars erzeugt worden seyn soll.

möchte wohl bezweifelt werden. Wenigstens war Hogarth nicht dieser Meinung, als er in seinem wüthend gewordenen Geigenspieler unter den 24 peinigenden Dissonanzen und Ohrenzwang erregenden Mißtönen auch das Katzengequik nicht vergessen, und uns die Liebeserklärung eines Katers auf einem benachbarten Dachgiebel vorgeführt hat *). Sehr bedeutend ist die ganz abgekehrte Stellung der Mutter Miller, die uns im Stück selbst auch nur von der Kehr- und Schattenseite erscheint. Das Kaffeekännchen, welches so zwischen den Schultern durchguckt, ruft uns zu: hier wird auch Bankerottwasser konsumirt!

Einen Hänfling oder Kanarienvogel im Bauer unterhält doch wohl das liebende mit Allem, was Harmonie und Gesang in sich hat, sich gern befreundende Mädchen auch in ihrem Wohnzimmer. Und wäre es auch blos um des Gegensatzes zur Katze willen, er durfte hier nicht fehlen. Es wäre indeß noch manches Andere vielleicht in diesem Raume nicht ohne mannigfaltige Beziehung anzubringen gewesen. Man erinnere sich, wie in einer andern Beziehung die geistreichen Skizzisten, Retzsch und Cornelis, des noch unschuldigen Gretchens Schlafkämmerlein in Göthe's Faust ausgeschmückt haben. Vielleicht wäre auch hier ein kleines Crucifix mit einigen Heiligenbildern nicht am unrechten Orte gewesen. Auch eine Wanduhr, deren Weiser auf die siebente Morgenstunde gezeigt hätte, würde hier anzubringen gewesen seyn. Denn bis zur Wachparade mußten wenigstens noch einige Stunden verfließen.

---

*) Ueber dies Bravour-Duett der Katzen in Hogarth's Enraged Musician kann außer unsers Lichtenberg's Kommentar auch Ireland in seinem Hogarth illustrated, T. I. p. 120, nachgelesen werden.

Kabale und Liebe. IIte Act, 2te Scene.

Lady. Weg mit diesen Steinen — sie blitzen Höllenflammen in mein Herz!

II.

Der Sünde Sold.

Lady Milford, die Konkubine des Fürsten, gehört zu den Phantasieschöpfungen unsers Dichters, von welchen der schon oben mit Lob erwähnte Kunstrichter sagt: „In den Zeichnungen weiblicher Charaktere hielt sich Schiller an das Ideal der reinen Weiblichkeit, und alle Abweichungen von diesem Ideale wurden ihm eben durch den Gegensatz verständlich, in dem er sie dem Ideale gegenüber stellte *)." Es lassen sich mit leichter Mühe eine große Zahl von Mißgriffen und Verzeichnungen auch in diesem Charakter auffinden, in welchem Schillern Mangel an Erfahrung und Weltkenntniß vorgeworfen werden kann. Freilich weiß eine Frau von Genlis mit ganz anderer Kunst in einem ihr gelungenen historischen Romane die heldenmüthige Konkubine Ludwigs XIV., de Valiere, zu malen. Doch sind die Hauptzüge dieser Milford aus dem wirklichen Leben gegriffen, und werden wahr gefunden werden, so lange Fürsten Favoritinnen haben. Dieselbe Schwärmerei, wodurch Schiller die Lady Milford ihr Gewissen beschwichtigen läßt, als sey sie eine sich selbst opfernde Retterin und Wohlthäterin der Unterdrückten, ein Schutzgeist der Unterthanen, hat stets den Schlaftrunk für die Tugend bereitet. Man darf, um sich hiervon zu überzeugen, weder das galante Sachsen, noch die dreierlei Wirkungen und den König im Kanonenland lesen. Dabei fand der Dichter volle Befriedigung, seine Neigung zur Opposition gegen Hof- und Staatsverhältnisse zu befriedigen.

Es ist die Scene mit den Diamanten, die der Fürst der Lady zur Hochzeit geschenkt hat, welche unserm Ramberg den Stoff zur zweiten Darstellung in dieser Bilder-

*) Neue Leipziger Literatur-Zeitung 1805. S. 1461.

reihe darbot. Die Lady hat von dem Kammerdiener den Preis gehört, um welchen der Fürst diese Juwelen für die Buhlerin erkaufte. Es klebt Menschenblut daran. Mit der Geberde des Entsetzens sich wegwendend, ruft sie: Weg mit diesen Steinen! sie blitzen Höllenflammen in mein Herz! Wer von allen Diamanten, die in den Haaren schöner und vornehmer Frauen glänzen, die Geschichte ihres Erwerbs so erzählen könnte und wollte, wie dieser hier durch den alten, fürstlichen Kammerdiener eine Zunge gegeben wird, wie viele bijoux indiscrets würde es geben! Wir haben seit jenem berühmten Schicksals-Halsband der Eriphyle, welches nach dem Untergang aller Labdaciden in Theben auch noch den Amphiaraus und sein Geschlecht tödtete, bis auf die neuesten Zeiten, bis auf jenen Diamantenschmuck, welcher in der Geschichte der unglücklichen Königin Antoinette eine so große Rolle spielt, und noch ganz neuerlich vom Abbe' Georgette in seinen Mémoires abgebildet wurde, eine ganze Reihe verderbenschwangere Edelsteine kennen gelernt. Aber nur wenige haben sich als Tugendpredigerinnen so ausgesprochen.

Manche werden vielleicht die Lady für den Besuch, den sie vom Major erwartet, der von der Wachparade zu ihr kommen soll, doch gar zu einfach und nachläßig gekleidet finden. Der Dichter selbst hat ein feines, doch reizendes Morgenkleid und noch unfrisirtes Haar vorgeschrieben. Damit ist auch der Maler gerechtfertigt. Die lebendigen Umgebungen sind auch hier vom bellenden Bolognesерhündchen an bis zur Kammerjungfer Sophie und bis zum Kammerdiener (?) mit der Stellung und Miene des verbissenen Unwillens sehr passend eingeführt. Außer dem Kamin von Marmor, auf dessen Gesims wir uns eine Vase von Alabaster oder Derbystone und zierliche Blumentöpfe denken, beide im Kaminspiegel zurückgegeben, hätten wohl auch einige Porträts, wenigstens das des Fürsten, und einige Gemälde von ganz anderm Inhalt, als wie sie dort Moreto im Zimmer der spröden Donna Diana schildert, ihre Wirkung hier nicht verfehlt.

H. Ramberg del. H. Schmidt sc.

Kabale und Liebe. IIte Act, 7te Scene.

Miller. Knie vor Gott und nicht vor Schelmen.

Chodowiecki hat in seinen 12 Kupfern aus Kabale und Liebe auf dem 4ten Blatte dieselbe Scene dargestellt. Nur wählte er die gleich vorhergehenden Worte zum Kammerdiener: „Mäßige dich, armer, alter Mann, deine Söhne werden wiederkommen," zu seiner Darstellung. Da fehlen auch die Porträts nicht. In der Mitte zwischen zwei andern weiblichen Köpfen sehen wir einen halbverschleierten Frauenkopf, und bleiben ungewiß, ob es eine Vestalin von der Angelika Kaufmann oder eine Madonna Velata von Salvi oder Sassoferrato seyn soll.

III.

Die Verhaftung.

In der mit grellen Lichtern und Schlagschatten reichlich ausstaffirten Schlußscene des zweiten Akts ließen sich allerdings mehrere Momente zu einer Darstellung in dieser Gallerie von Kabinetsstücken aus der Hölle auf Erden auswählen. Ramberg wählte aus gutem Grunde gleich die affektvolle Zusammenstellung am Anfang der Scene. Ferdinand hat Luisen, welche beim Eintreten der Gerichtsdiener, die sie zum Pranger schleppen sollen, ohnmächtig umsank, in seine schirmenden Arme gefaßt. Sie trägt an einer Halsschnur im Medaillon das Bild des Geliebten! Ihr Vater, der früher schon von Ohrfeigen gesprochen hat, hält, zur Verzweiflung getrieben, zur äußersten Demonstrazion sein spanisches Rohr in die Höhe. Die Mutter wirft sich vor dem Präsidenten auf die Knie und fleht fußfällig um Erbarmung. Dieser befiehlt den zögernden Gerichtsdienern, Hand an das Mädchen zu legen, und entblößt seinen Orden, um dem Befehl: im Namen des Herzogs! — desto mehr Nachdruck zu geben. Der Geiger reißt die Kniende in die Höhe, und schreit: Knie vor Gott und nicht vor Schelmen. Es herrscht große,

allgemeine Bewegung in dieser Scene und viel Ausdruck in den Gesichtern. Vorzüglich interessirt die Figur des Gerichtsdieners, der den Hut abnimmt, und in Miene und Geberden sehr deutlich Mißbilligung gegen diese abscheuliche Gewaltthat und Mitleid mit dem schuldlosen Schlachtopfer verräth. Man kann, ohne Mißverstand veranlassen zu wollen, diese Häscherrotte sehr gut mit den Kriegsknechten und Schergen vergleichen, die wir in so vielen Darstellungen großer Meister bei der Leidensgeschichte theils in der Scene von Gethsemane, theils beim Hinausführen nach Golgatha, erblicken. Auch da haben die größten Maler mitten unter der verruchten Rotte von schadenfrohen, teuflisch-grinzenden oder doch ganz verhärteten Bösewichtern immer eine Figur mit dem Ausdruck des Mitleids und der reinmenschlichen Theilnahme angebracht, wodurch gleichsam eine sichernde Milderung eintritt. In dem berühmten, einst in Sicilien befindlichen Bilde von Rafael, il Spasimo genannt, haben alle, die davon schrieben, mit Wohlgefallen eines Schergen erwähnt, dem man es beim ersten Blick ansieht, daß er menschlicher fühlt. Wir bedürfen auch im Leben nur zu oft einer solchen uns begegnenden Gestalt zur Stärkung und Sühne, um nicht zur Flucht in eine menschenleere Einöde unwiderstehlich fortgerissen zu werden.

Es leidet übrigens keinen Zweifel, daß eine gefällige Gruppirung in diese Verwirrung zu bringen keine leichte Aufgabe für den zeichnenden Künstler war. Sollte der Beschauer geneigt seyn, zu glauben, daß ihm die Lösung dieser Aufgabe nicht ganz so gut, als in andern Blättern, gelungen sey; so darf man wenigstens fragen, ob ein anderer Moment in dieser Scene sich dazu besser geeignet haben würde. Eine mit dem Stück selbst sehr vertraute Künstlerin urtheilte, daß ein weit späterer Moment, wo Ferdinand im Uebermaß des Schmerzes und der Verzweiflung seinen Offiziersdegen auf Luisen wirft, auch für diese bildliche Darstellung eine gefälligere Anordnung darbieten könne.

H. Raneberg — H. Schmidt sc.

Kabale und Liebe. III.r Act. 2.te Scene.
Hofmarschall. Mein Verstand steht still.

IV.

Höflingsverlegenheit.

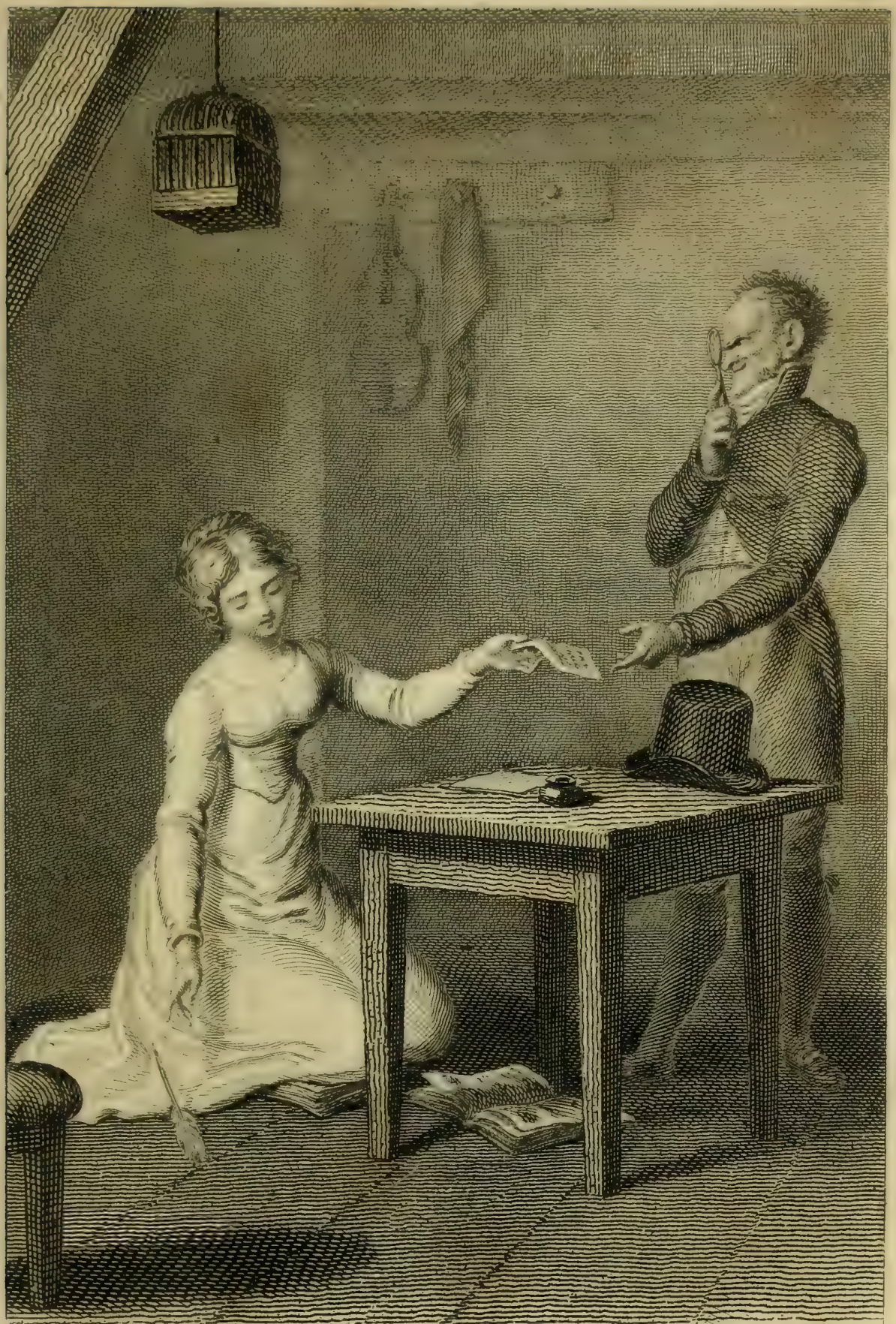
Es ist schon in der Einleitung von den sänftigenden Verfeinerungskünsten, womit der unersetzliche und also auch unvergeßliche Iffland die allzugrelle Karikatur im Hofmarschall Kalb der Wahrscheinlichkeit näher zu bringen wußte, gesprochen worden. Iffland hat als Schauspieldichter durch den Charakter des Oberhofmeisters von Werthal in seiner Selbstbeherrschung uns eine verjüngte Kopie des Kalb gegeben, und auf eine lehrreiche Weise gezeigt, wie viel davon jetzt noch auf unserer Bühne ertragen werden könne.

Ramberg hatte es aber blos mit seinem Dichter zu thun, und fand durchaus keine Ursache, das, was der Dichter als ein moralisches Zerrbild hingestellt hatte, nicht eben so stark und grell gezeichnet uns vor's Auge zu bringen. So ist denn allerdings in vorliegendem Bilde eine wahre Karikatur fertig geworden. Mit einem Schafsgesichte — das ist die ausdrückliche Vorschrift des Dichters — ruft Kalb, welchem der Präsident die verdrießliche Halsstarrigkeit seines wahrhaft ausgearteten Sohnes so eben mitgetheilt und die Gefahr erklärt hat, wenn sie beide durch die angedrohte Angabe ihres Schurkenkomplotts bedroht wären, — halb starr vor Erstaunen: Mein Verstand steht still. Wie er dasteht, der Schmerzenssohn! möchte man aus einer spätern Rede Ferdinands dazu schreiben. Von allen fünf Bezeichnungen des Denkens, wie sie von Seckendorf in seinen lehrreichen und viel zu wenig geschätzten Vorlesungen über Deklamazion und Mimik *) uns vorgeführt hat, ist in diesem hohlen Hirnkasten, auf diesem nur dumpfes Entsetzen aus-

*) Vorlesungen über Deklamazion und Mimik. (Braunschweig, 1816.) IX. Vorlesung. Th. II. S. 227. zur Vten Kupfertafel.

drückenden Gesicht nicht die geringste Spur zu finden. Es ist eine Denkunfähigkeit mit dem zurückweichenden Geist des in Entsetzen übergehenden Staunens, was wir erblikken. Der schadenfroh-horchende, hohnlächelnd-verächtliche Ausdruck in der Höllenmaske des Präsidenten erhält in dem verhaßten, an der Stuhllehne eingestickten Meduſenkopf ein das Ganze vollendendes Gegenbild. Man könnte allerdings fragen, ob es wohl wahrscheinlich sey, daß der auf Anstand ausgelernte Präsident Meduſenköpfe und Gorgonenmasken, auf den Stuhllehnen seines prächtigen Assembleesaales eingestickt, für modisch halte. Allein die Mode ist über alle Vernunft! Fünf und zwanzig Jahre später ließ sie in ihren Tempeln an der Seine und Themse das Gebot ausgehen, daß alle altägyptischen Fratzen und Ungeheuer, Katzen- und Sperberköpfe, in Bronze und Stickereien, in Tapeten und Ziergeräthschaften an der Tagesordnung seyn sollten. Warum sollte man nicht auch einmal mit Gorgonen und Meduſen verziert haben? Das Herausstrecken der Zunge, dieser charakteristische Zug in der uralten Meduſenbildung, als Spott gegen den Feind, ist wenigstens in moralischem Sinne und hinter dem Rücken eine alltägliche Liebkoſungsgeberde in den Vorsälen des Hofdienstes, so wie in den Putzzimmern und an den Theetischen der Frauen von Ton, wie sie seyn sollen.

Es versteht sich, daß um alles in der Welt in diesem Saale die Sonne nicht fehlen darf, in deren wärmenden Strahlen Mücken und Kantharіden, wie wir hier sehen, allein gedeihen und herumflattern können. Es ist die Sonne des Landes, der Fürst, dessen Konterfei wenigstens als Kniestück hier, wie der Karfunkel in unsern Modemährchen, glänzen, und alle irdische Elementarlichter, alle Lüstres und Lampen, und strömten sie das feinste Gaslicht an's Licht, bei weitem überstrahlen muß. Wir sehen es hier an der Mittelwand in allem Pomp, wie das Idol, dem hier allein alle Weihrauchpfannen dampfen, aufgehangen. Ein in Strahlen auslaufender reichvergoldeter Rahmen macht nur die äußere Einfassung eines kunstreich geschnitzten großen Lor-



Ramberg del. H. Schmidt sc.

Scabale und Liebe. IIte Act, 6te Scene.

Louise. Nehmen Sie, mein Herr!

Es ist mein ehrlicher Name –

eerkranzes, aus welchem der Fürst mit allem Liebreiz eines Siegers in Schlachten, wie sie Crebillon malt, majestätisch-huldreich hervorblickt. Und diese doppelte Einfassung enthält, fast wie die ägyptischen Mumien, wo immer eine Hülse und Einsargung in der andern steckt, noch eine dritte zur äußern Peripherie zu, einen geschmackvoll drapirten, gestickten Teppich, der dem Wunderbilde nebst allen seinen Einahmungen zum Hintergrund oder zur Folie dient.

V.

Das selbstgeschriebene Todesurtheil.

Sehr richtig bemerkt ein kundiger Beurtheiler der neuesten Aufführung von Kabale und Liebe auf der Leipziger Schaubühne *), daß dies unsern Zeitbegriffen entfremdete Stück mit seiner an Karikatur gränzenden Zeichnung nur dann noch erträglich werde, wenn es mit der innern Gluth und Stärke, in der es vom jugendlich-aufbrausenden Dichter selbst empfangen und gebildet wurde, von den Hauptpersonen dargestellt werde. Vielleicht ist keine Scene in diesem Stück dieser Gluthfeuer im Spiel selbst, um auch uns noch zu erwärmen, so bedürftig, als die Schlußscene des dritten Akts, aus welcher Ramberg diese Vorstellung wählte. Dann aber, wenn die Darstellung ganz gelingt, ist sie es auch, um derentwillen wahre Theaterliebhaber sich viel Ungenießbares, ihrem verfeinerten Gaumen Widerstehendes auftischen lassen, und die Tafel nicht verschmähen, die zwar viel Uebernächtiges darbietet, aber mit unter doch auch eine recht gewürzte Schüssel, wäre auch, wie hier

---

*) Leipziger Kunstblatt, insbesondere für Theater und Musik, 1818. No. 115.

unstreitig der Fall ist, etwas Kayennepfeffer mit hineingekommen.

Der Wolf steht hier dem Lamme gegen über. Luise überreicht das ihr Diktirte mit furchtbarer Resignazion an Wurm, indem sie mit erschöpfter, aber doch keineswegs weicher Stimme die Worte spricht: „Nehmen Sie, mein Herr! Es ist mein ehrlicher Name! Es ist Ferdinand! ist die ganze Wonne meines Lebens, was ich in Ihre Hände gebe. Ich bin eine Bettlerin."

Es ist schon anderswo bei einer Recension dieser Scene bemerkt worden, daß die Vorschrift des Dichters, wie Luise diese Uebergabe des Briefs bewerkstelligen soll, großem Zweifel unterliegt. Nach dieser steht Luise, nachdem sie mit Entsetzen den fremden, unbekannten Namen vernommen hat, an den sie den Brief überschreiben soll, vom Stuhl auf, betrachtet eine große Pause lang das Geschriebene, und reicht es endlich dem Sekretär mit erschöpfter, hinsterbender Stimme. Allein diese Vorschrift ist mit der ganzen Situation psychologisch unvereinbar. In ihrer Stimmung hat sie weder besonnene Fassung und Ruhe genug, um das Geschriebene anzuschauen oder auch nur anzustarren, noch Weichheit, um das: nehmen Sie u. s. w. mit hinsterbender Stimme ermattet auszusprechen. In einer Stimmung, wo man vom Erdrosseln in der Brautnacht spricht, hat alle weinerliche Sentimentalität ihr Ende erreicht.

Besonders anrechnen möchten wir dem Zeichner die Stellung, in welcher Luise den Brief schreibt. Die Noten- und Musikbücher sind in der Eil, womit Wurm sein teufliches Werk betreibt, vom Tisch heruntergeworfen worden, um dem Schreibgeräthe Platz zu machen. Auf eins derselben ist Luise niedergekniet, und hat nun in dieser knienden Stellung ihr Todesurtheil niedergeschrieben. Die Feder entsinkt ihr. Da der Schauspielerin, die diese Folterscene darstellt, vom Dichter ein großer Spielraum zur eigenen Ergänzung durch Geberdenspiel und Stellung überlassen ist: so kann man allerdings annehmen, sie habe sich vor dem Henker, der sie hier auf die Folter spannt, kniefällig niedergewor-

fen, und sey dann in dieser Stellung auch während des Briefschreibens geblieben. Allein, was auch immer die Idee des Künstlers hierbei gewesen seyn mag; wir können ihm versichern, daß eine unserer größten Künstlerinnen, Mad. Schirmer beim Dresdner Hoftheater, schon seit Jahren diesen Moment gerade so genommen, und, da es blos eine Frucht eigenen Nachdenkens ist, darin einen neuen Beweis der feinsten Beurtheilung und des tiefsten Eindringens in den Geist dieser Rolle aufgestellt hat.

Gewöhnlich laufen die Schauspielerinnen, die diese Rolle geben, nachdem sie den Anfang niedergeschrieben haben, in wilder Verzweiflung und Angst einigemal auf der Bühne hin und her. Wir haben es mit eigenen Augen angesehen, daß eine an ihrem Orte hochgepriesene Luise bei dieser Veranlassung an's Fenster lief, dasselbe, um ihrer Brust in der Beklemmung Luft zu machen, aufriß, und bei den Zuschauern die Vorstellung erweckte, als wolle sie sich, um aller Qual auf einmal los zu werden, geradeswegs zum Fenster hinausstürzen. Das heißt denn allerdings als Besessene sich geberden, oder, um mit Hamlet zu reden, die Leidenschaft in Stücke zerreißen. Schiller selbst scheint nicht recht gewußt zu haben, was er dem geängsteten Mädchen zu thun vorschreiben soll. Mad. Schirmer erinnert sich bei dieser Darstellung mit vieler Feinheit des ersten Eintritts am Morgen. Sie ist in der Kirche gewesen. Luise ist sehr fromm. Diese Denkart verträgt sich vortrefflich mit der ganzen Empfindsamkeit des liebekranken Mädchens. Was ist also natürlicher, als daß sie in dieser Todesangst niederfällt und auf ihren Knien Gott um Rettung oder Stärkung bittet? Und was ist ferner natürlicher, als daß sie in dieser namenlosen Beängstigung nun auch so kniend ihr eigenes Todesurtheil vollends unterzeichne —? Die Ausführung dieser Idee hat stets die größte Wirkung hervorgebracht, und kann nun wegen des sonderbaren Zusammentreffens mit Ramberg's Zeichnung nicht unerwähnt bleiben.

Man kann die drei Vorübungsstücke aus Schiller's erster Periode auch als Gedankenkeime, als Vorspiele von

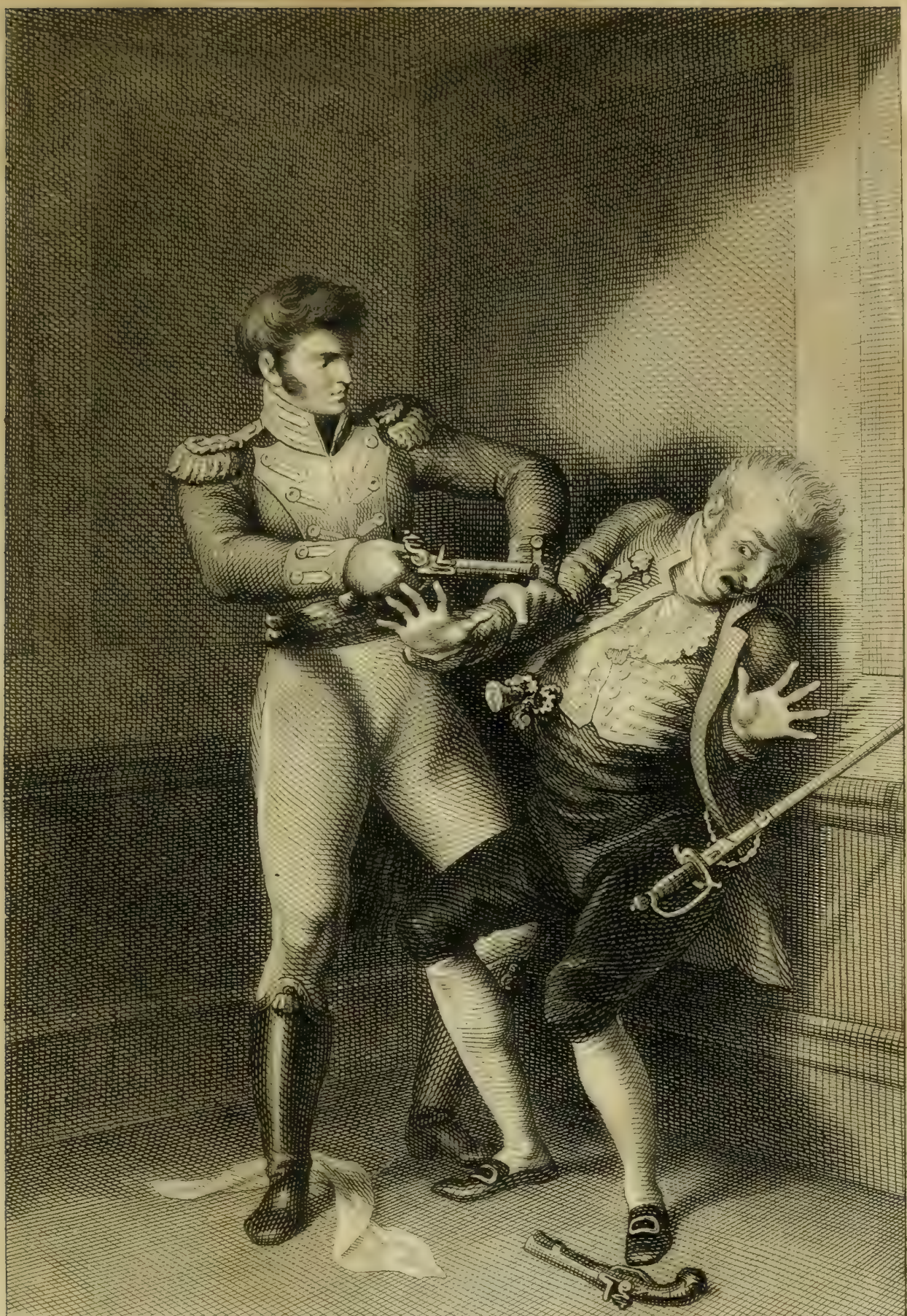
seinen spätern Schöpfungen ansehen, und so betrachtet, gewinnen sie für die spätere Entwicklung des Dichters ein vielfaches Interesse. Viele hier zum erstenmal angegebene Situationen wiederholen sich, wenn auch unter ganz andern Verhältnissen und Umgebungen, in seinen spätern Trauerspielen. So ließe sich bei dem Seelenkampf, mit dem Luise dies ihr in die Feder diktirte eigene Todesurtheil niederschreibt, wohl eine Vergleichung mit jener Scene, wo Elisabeth den blutigen Spruch über Maria Stuart vollzieht, in eine Parallele bringen. Nur ist der Teufel, der dort die Feder führt, unsichtbar.

Hier steht er sichtbar vor der Hartbedrängten, die er so gern ganz in seine Klauen bringen möchte. Stehend, ganz an den Tisch gedrängt, hat ihn auch Chodowiecki in der 8ten Vorstellung seiner Scenen aus diesem Stücke vorgestellt. Aber in jenem Küpferchen hat der Satan selbst ein sehr gleichgültiges Ansehn. Ramberg ist die Mephistopheles-Physiognomie dieses Teufels zur Bewunderung gelungen. Mit höllischer Schadenfreude beliebäugelt er sein Schlachtopfer durch's Glas. Nur sollte der Winkel des Mundes mehr zum faunischen Schmunzeln, als zum verbissenen Hohn sich hinneigen. Wer Ochsenheimern in dieser Rolle sah, wird zugeben, daß dieser bei seinem Meisterspiele der Lorgnette, die uns hier fast ein kleiner Anachronismus zu seyn scheint, zur Verstärkung des Ausdrucks gar nicht bedurfte.

VI.

Der Zweikampf wider Willen.

„Schiller's Muse bleibt melancholisch, auch wenn sie lächelt." So schrieb Bouterweck in der schönen Parallele zwischen Herder und Schiller bei der meisterhaften Beur-



H. Ramberg del. Schwerdgeburth sc.

Kabale und Liebe. IVte Act, 3te Scene
Ferdinand. Wie weit kamst du mit ihr?
Ich drücke ab, oder bekenne.

theilung von Schiller's Beruf zum tragischen Dichter *). Möchte dies auch der Schauspieler bedenken, welchem die phantastische, an Karikatur nur zu nahe anstreifende Rolle des Hofmarschalls Kalb zu Theil wurde! Es ist ein furchtbarer Ernst in dieser Aufnöthigung des Zweikampfs wegen der Geliebten in Ferdinands Angriff. Sein Zorn erscheint bis zu einer Art von Wahnsinn gesteigert. Denn ließ „er in seinem Grimme den erbärmlichen Wicht, den an der Nadel zuckenden Schmetterling," auch nur einmal zum Worte kommen, so wäre ja der ganze Irrthum entdeckt. Diesem namenlosen, zur Wuth entflammten Schmerz darf durchaus, wenn die Scene nicht jeden gebildeten Zuschauer anekeln oder als bloße Travestirung erscheinen soll, kein Zerrbild, keine blos lächerliche Fratze entgegenstehen. Lächeln mag der Zuschauer über die jämmerlichen Ausflüchte dieser fürstlichen Drahtpuppe, wie sie freilich jetzt nirgends mehr vorhanden ist, und über die Zuckungen, womit er sich dreht und windet, um dem Gegner zu entschlüpfen. Allein zum lautaufwiehernden Gelächter der Menge sollte es doch bei dieser Vorstellung nie kommen. Milderung, Verfeinerung, ist auch hier Gesetz. Schiller's Kampf gegen alle konventionelle Formen, wo er im wilden Ungestüm alles der Leidenschaft opfert, diese Formen selbst aber und das ganze Leben in den höhern Regionen nur aus sich selbst ergänzet, muß bei einer Vorstellung nach 30 Jahren um vieles herabgestimmt werden.

Der Moment der Handlung, wie sie Ramberg abbildet, spricht sich zur Genüge aus. Das Schnupftuch auf der Erde und die weggeworfenen Pistolen erinnern uns an alle

---

*) Diese in unserm Kommentar mehrmals angezogene Beurtheilung stand zuerst in der Leipziger Literatur-Zeitung 1805. n. 92. 93. abgedruckt, ist nun aber stark verändert auch in Fr. Bouterweck's kleinen Schriften. I. Band. (1818.) n. VII. zu finden. Die angeführte Stelle ist späterer Zusatz, und steht S. 223.

vorhergegangene mündliche und handgreifliche Eröffnungen und Zudringlichkeiten. Ein neuer Anfall von Eifersucht hat den Erglühenden übermannt. Die Memme soll beichten. „Bekenne," ruft Ferdinand mit donnernder Stimme, „wie weit kamst du mit ihr?" Indem er dies ruft, setzt er ihm zugleich das Werkzeug der Rache auf die Brust und schüttelt ihn mit wüthender Heftigkeit. Chodowiecki zeigt uns dies so, daß der Major den ihm Geradeüberstehenden mit der einen Hand bei der Brust packt, während er mit der andern die Pistole ihm auf's Herz setzt. Allein, dies gibt keine malerische Stellung. Ramberg's Phantasie faßt dies weit besser. Kalb krümmt und windet sich mit allen Biegungen des Buchstabens, der selbst in seiner Bildung in allen europäischen Alphabeten, die von dem griechischen abstammen, die Windungen eines Thieres nachahmt, dessen zischenden Ton er ausdrückt, das schon im Paradiese seine Rolle spielt, und dessen Benennung in vielen Sprachen sogar mit diesem Buchstaben anfängt (S). Auch diese Schlange hat ein Paradies der Liebe vergiftet. Sie hat hier noch eine glänzendere Haut, ein prächtigeres Gewand angezogen, als wie wir sie das erste Mal in der Unterredung mit dem Teufel, der sie sandte, erblickten. Sie wird aber mit der kräftigsten Fluchformel angedonnert. Und welches Schrecken in diesem gräßlichen Medusenhaupte, wo jedes Haar zu Berge steht! Le Brun's Köpfe und Sluiter's Masken können das Entsetzen in seiner höchsten Stufe nicht ausdrucksvoller gebildet haben!

Ferdinands Gestalt muß trotz aller Leidenschaftlichkeit immer edel gehalten werden, und besonders in dieser Scene nie in's Barsche, in Renomisterei, ausarten. So gibt sie Ramberg im Bilde, so gab sie einst der unvergeßliche Fleck in Berlin, von welchem Tiek versichert, die Erinnerung an ihn in dieser Rolle bleibe unaustilgbar *).

---

*) Tiek's Phantasus. IIIter Theil, IIte Abtheilung, S. 509.

H. R[illegible]berg. del. A. W. Böhm. sc.

Kabale und Liebe IV. Act, 8te Scene.

Lady. In deine Arme werf' ich mich, Tugend! —
Nimm sie auf, deine reuige Tochter Emilie! —

VII.

Rückkehr der Gefallenen.

Die letzten vier Scenen des vierten Akts im Prunkzimmer der Lady Milford sind reich an Situationen, die auch der gestaltenden Phantasie eines Ramberg's einen dankbaren Stoff dargeboten hätten. So würde es ein sehr ausdrucksvolles Bild gegeben haben, wenn es dem Künstler gefallen hätte, Luisen in der Unterredung mit der Lady in dem Moment vorzustellen, wo sie die Fassung noch nicht verlor, da hingegen die Lady völlig verwirrt, wie die Ueberwundene vor der Siegerin, dasteht, indem das schuldlose Mädchen, die Hand auf den Busen der Lady haltend, sie fragt: „Sind Sie glücklich, hat dieses Herz auch die lachende Gestalt Ihres Standes?" Chodowiecki zog den Moment am Schlusse vor, wo die reisefertige Lady den sie umgebenden Dienern die Hand darreicht, die alle nach einander mit Leidenschaft küssen; ein Vorspiel zu jener berühmten Abschiedsscene in Maria Stuart, wo die Königin wenige Augenblicke vor ihrer Hinrichtung ihre Dienerschaft entläßt, und also wieder eine Ausstrahlung von Schiller's Genius im Morgenroth des werdenden Tags, welches der Schwede Hammerskiold sehr passend gleichsam eine Aurora für das Geheimniß der Reminiscenz nennt *) — Allein, was uns Ramberg auf diesem Blatte gab, wird bei genauer Erwägung doch allem Andern vorgezogen werden. Diese einzeln dastehende Figur macht ein schöneres Bild, als jede noch so künstliche Gruppirung und üppige Zusammensetzung mehrerer Figuren. Sie verdiente durch Böhme gestochen zu werden, und dürfte leicht den Preis in der diesmaligen Schaustellung erhalten. Welche Verklärung in der

---

*) L. Hammerskiold Forsök till en Kritik öfver Fridrich Schiller, betraktad sam Poet, Häftekmare och Philosoph. Stockholm, 1817. Vergl. Wiener Zeitschrift für Kunst und Mode 1818. n. 49.

Stellung und im Blick dieser der Tugend wiedergegebenen Frau!

Wie viele Pinsel hat von jeher die büßende Magdalena beschäftigt! Eine reuige, wenn auch sichtbar noch nicht büßende Magdalena ist auch diese vornehme Sünderin. Die Perlenschnuren, die ihr Diadem, ihren Busen und ihr Gewand schmücken, bedeuten wohl auch hier, wie dort in Emilia Galotti, Thränen. Dem Laster und allen verführerischen Buhlerkünsten den Rücken zuwendend, verläßt sie muthig die Lust, ehe diese ihr den Scheidebrief geschrieben hat. Sie wird nie wieder in diesen Spiegel blicken, der ihre Reize so gern zurückstrahlte und sie mit Zauber umstrickte; nie dem Liebesgott, der auf diesen Bethörer des weiblichen Geschlechts und in Krystall eingeschlossenen Erzzauberer herabschwebt, wieder einen verbuhlten Wink zuwerfen. Mit weitgeöffneten Armen geht sie einer himmlischen Erscheinung entgegen, zu deren Anblick das bessere Selbst, was in ihr erwacht, ihr Auge geschärft zu haben scheint. In deine Arme werf' ich mich, Tugend! Und so fällt der üppige, mit Sternen gestickte Ueberwurf, der prunkende Mantel zur Erde, um nie wieder diese zur Wollust entadelten Glieder zu umschließen. Dies genügt als Sinnbild der Entäußerung und Lossagung von allem Prunk und Tand der Eitelkeit. Weiter konnte hier wenigstens Ramberg nicht gehen. Man kennt die büßende Magdalena von Franceschini in der Dresdner Gemäldegallerie. Da geht es freilich weit tragischer zu. Die am Oberkörper ganz entblößte Büßerin hat sich eben mit einer Geißel, die wir noch neben ihr erblicken, selbst bis zur Ohnmacht gegeißelt, oder, um im Sprachgebrauch zu bleiben, die Disciplin gegeben. Der Spiegel liegt zerbrochen auf der Erde. Perlenschnuren und andere Verzierungen des Schmucks sind auf dem Boden herumgestreut. Ein solches Bild mag für die strenge Kloster-Ascetik und warmen Freunde des Flagellantenordens viel Wohlgefälliges haben. Wir halten es mit der Büßerin, wie sie Correggio und Battoni malten, wovon unsere Lady wahrscheinlich im prophetischen Vorgefühl ihrer eigenen Sinnesänderung schon in Sonnentagen des Genusses, welches

H. Ramberg del. H. Schmidt sc.

Kabale und Liebe. v. Act, letzte Scene.
Ferdinand. Laßt mich an diesem Altar verscheiden.

selten Sonntage sind, eine Kopie, wie wir sehen, in ihrem Salon aufgehangen, dieser aber freilich einen sehr profanen Gegensatz in einer von Amorinen umgaukelten und geschmückten Liebesgöttin zugesellt hatte.

VIII.

Der Altar der Liebe.

Graus und Entsetzen die Hülle und Fülle in diesem schrecklich beleuchteten Nachtstücke, das übrigens keinen wortreichen Ausleger bedarf. Es ist dem Zeichner gelungen, das nur zu leicht verwirrende und störende Gewimmel dieser Scene durch verständige Vertheilung von Licht und Schatten, welcher freilich wegen des Fackellichts etwas in's Gedränge kommt, und durch richtige Gruppirung in ein leicht zu überblickendes, dem Auge gefälliges Ganze zu bringen, alles in malerischem Effekt so wirksam als möglich zu machen. Die einzelnen Figuren werden ohne Undeutlichkeit und mit weiser Ersparung des Raums näher zusammengerückt. Auch auf der Bühne thut es nur schlechte Wirkung, wenn die Sterbenden auf dem Boden hingestreckt liegen. Der verständige Bühnenkünstler wird immer eine angelehnte Stellung sich zu geben suchen. Nichts ist steifer und widriger, als der Akt, wie Chodowiecki in der Behandlung dieser Schlußscene Ferdinand und Luisen, als wären es zwei auf einem gothischen Grabmonumente neben einander ausgestreckt liegende Bildsäulen, neben einander gerade aus hingelegt hat. Ramberg hat dies sehr geschickt zu vermeiden gewußt. Luise ruht mit dem zurückgesunkenen Kopf und mit erschlafftem Hals auf dem Tische, indem sie einen Lehnstuhl zum Stützpunkte des Körpers erhielt. Noch sind die letzten krampfhaften Muskelbewegungen in beiden Händen sichtbar. Aber dies sind nur die ersterbenden Regungen des animalischen Nervenreizes. Die Lilie ist geknickt! Ferdinand, zu ihren Füßen hingesunken, hält Körper und

Kopf an die Verschiedene angelehnt. So verhaucht er im Schooße der Unschuld, die seine Eifersucht und Wildheit mordete, sein schuldiges Leben mit dem Ausrufe: Laßt mich an diesem Altare verscheiden! Einer von den Livreebedienten seines Vaters sucht ihn aufzuheben. Das Bessere in dieser Gesellschaft ist den höhern Mächten verfallen, und erwartet dort sein Urtheil. Aber die Bösewichter, die hier noch leben, erwarten den Richterspruch eines bürgerlichen Gerichtshofs. Wurm, mit teuflischem Grinzen sich umsehend, und auf den von Entsetzen ergriffenen, von Jammer vernichteten Präsidenten mit höllischer Schadenfreude zurückblickend, wird abgeführt. Diese Faust wird sich auch noch auf dem Richtplatze gegen den Mitverbrecher ballen. Der alte Geiger ist nicht mehr zu sehen. Er ist hinausgestürzt. Aber das Blutgeld, womit der verblendete Liebhaber noch vor der Vergiftung dem betrogenen Vater einen Zehrpfennig in die Hand drücken wollte, hat sich hier zu Ferdinands Füßen dem Beutel entschüttet. So unbefriedigend der Ausgang des Stücks selbst der höhern Kritik auch erscheinen mag, Ramberg's Griffel hat ihm vollkommen Genüge geleistet.

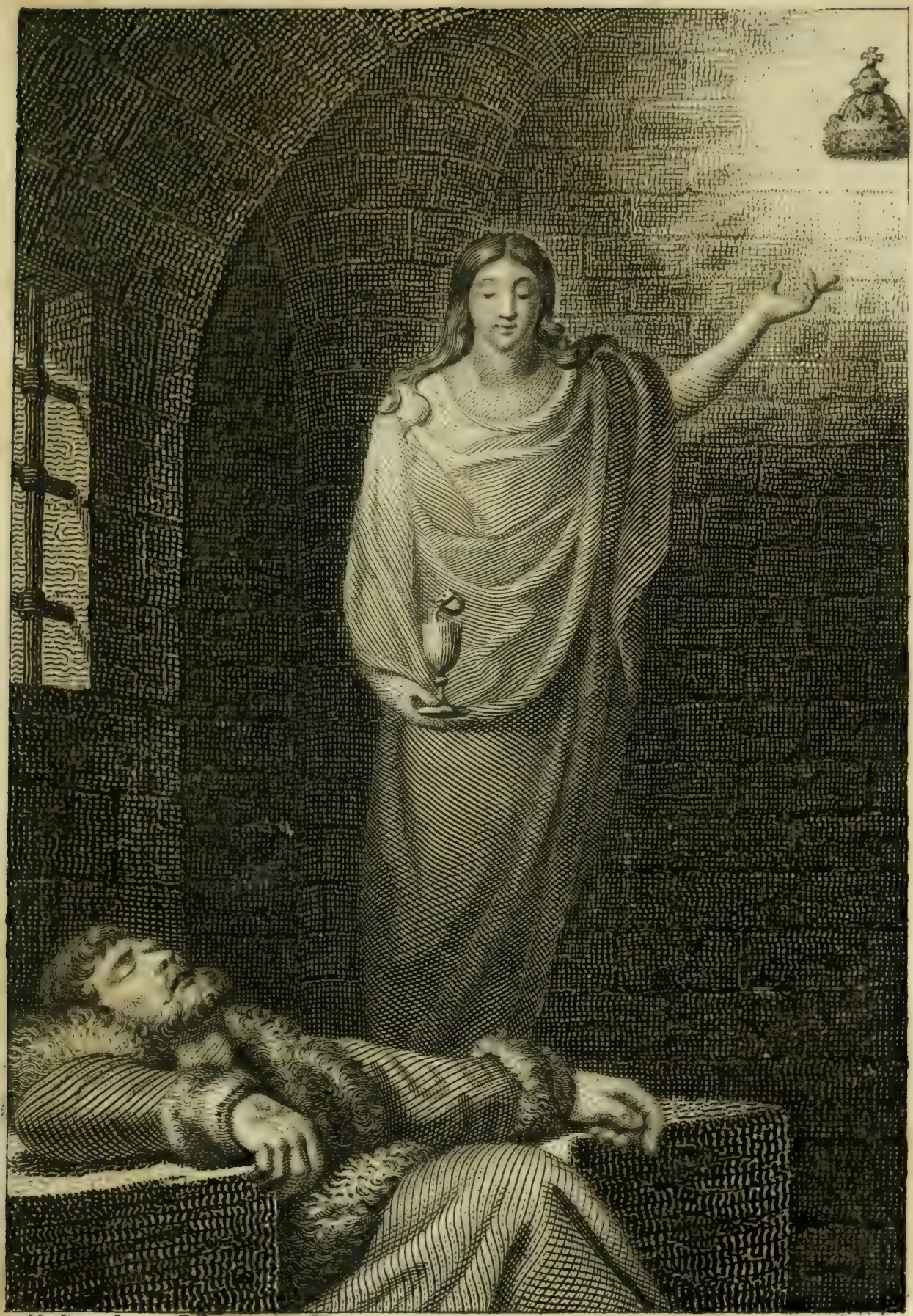
Wir aber können dieser unvollkommenen Erklärung keinen vollkommenern Schluß geben, als durch unsers geistreichen und gemüthvollen Fr. Kind's charakteristischen Nachruf in dem kurz nach Schiller's Hinscheiden gedichteten Hymnus auf den Unvergeßlichen, Schiller's Grab betitelt:

Dich, dich erkenn' ich, liebende Luise,
Du frommes Opfer schlauer Schändlichkeit,
Ein süßes Veilchen auf der Maienwiese
Im froh'sten Lenz dem Opfertod geweiht.
Ob keine Freude dir auf Erden sprieße,
Ob froher dir verrinnt der Tropfen Zeit,
Du blickest hoffend auf nach jenen Welten,
Wo schöne Thränen für Triumphe gelten.

Rußland's Zukunft.

Erscheinen sah dich, heilige Menschlichkeit,
Mein wonnetrunknes Auge. Begeisterung
Durchglühte mich, als in dem stillen
Tempel ich sah der Wohlfahrt Mutter.

Klopstock.



H. Ramberg del. Fr. Bolt sc.

Russlands Zukunft

nach Schiller's Skizzen zum Demetrius.

S. 367.

Die Vision.

Unvorhergesehene Hindernisse machten es unmöglich, bei der letzten Schaustellung aus Schiller's Demetrius (in der Minerva von 1818) das letzte Blatt in der Scenenreihe mitzutheilen. Und doch hatte der darauf abgebildete Gegenstand gerade des Dichters Wahl, als er den Pseudo-Dimitri zum Gegenstande eines Trauerspiels zur Bewillkommung der Großfürstin Maria Paulowna in Weimar zu nehmen beschloß, vorzüglich bestimmt. Denn auch Sie ist ja im Garten der Gottheit, die, wie Hafiz singt, — mit Himmelsthau

Hier Königspalmen, Veilchen dort benetzt,

ein frisch grünender, neue Blüthenkronen treibender Zweig des erhabenen Hauses Romanow, dessen spä'e Enkel noch jetzt das russische Reich beherrschen, dessen Enkelinnen, jugendliche Stammmütter in den ehrwürdigsten Fürstenhäusern Europa's, den Völkern als Genien des glücklichen Ausgangs (Bonus Eventus) erscheinen, mit Füllhörnern versehen, aus deren Fruchtfülle auch schöngelockte Kinderköpfchen hervorsteigen *).

*) Eine echt antike Vorstellung, bekannt aus den Münzen des jüngern Drusus, der Kaiser Claudius, Antoninus Pius u. s. w. Ursprünglich aus Aegypten entlehnt. S. Morelli Theaur. Imperat. tab. XVI. n. 8.

Schiller hatte in jenem, leider nur in unvollendeten Bruchstücken und Andeutungen zu uns gekommenen letzten Trauerspiele an den Sturz des Kronenräubers Dimitri das Schicksal des 17jährigen, blühendschönen Michael Romanow, des Stammvaters der Romanow'schen Dynastie, eben so sinnreich als gemüthvoll zu knüpfen gewußt. Es mag an seiner Stelle seyn, uns noch einmal die Hauptsätze aus der Geschichte zu vergegenwärtigen, wie sie der Dichter zu seinem Trauerspiele benutzen wollte. Da Boris Gudonow, seit 1598 rechtmäßig gewählter Czar, sich überall verlassen sieht, nimmt er Gift. Der junge Michael Romanow tritt auf an der Spitze einer bewaffneten Macht, schwört an der Brust des entseelten Czaren seinem einzigen hinterlassenen Sohne, Feodor, den Eid der Treue, und nöthigt die im Kreml stürmisch berathschlagenden Bojaren, seinem Beispiele zu folgen. Die holde Axinia, die einzige Tochter des Czaren, liebt er ohne Hoffnung, und vermeidet es aus Edelmuth, aus ihrer jetzigen verzweifelten Lage Vortheil zu ziehen. Denn er wird, ohne es zu wissen, von ihr wieder geliebt. Als Romanow, von aller Rache und Ehrsucht frei, blos der Pflicht gehorchend, zur Armee geeilt ist, um diese für den jungen Czar zu gewinnen, bricht unterdessen die wildeste Meuterei in Moskau selbst aus, von Dimitri's Anhängern angefacht. Wüthende Volkshaufen bemächtigen sich der Kinder des Czaren, des Feodor und der Axinia, und setzen sie gefangen, bis Dimitri über ihr Schicksal entscheiden könne. Nach seinem pomphaften Einzug in Moskau entbrennt er in Liebe für die reizende Axinia, da er der stolzen Polin, Marina, längst überdrüssig ist. Odowalski, Korela, mehrere Polen verfolgen die sich zur vorgeblichen Mutter des neuen Czaren, zur Marfa, flüchtenden Geschwister, Feodor und Axinia, bis in das Zimmer der Kaiserin-Mutter, wo Dimitri mit Axinien noch eine entscheidende Unterredung hat. Odowalski läßt auf Befehl des Tyrannen den Czarowitsch Feodor niedersäbeln, und zwingt die Czarewna Axinia, den Giftbecher

zu trinken. Unterdessen ist auch Romanow von Dimitri's Blutbunden umstellt und in's Gefängniß geworfen worden. Während Schuiskoi, einer der ehemaligen Feldherren des Czaren Boris Gudonow, das wechselnde Mißvergnügen des Volks benutzt, und das Haupt einer Verschwörung gegen den Usurpator, eigentlich den Mönch Otrepiew, wird, wird nun nach Schiller's rührender Dichtung der im Kerker mit frommer Ergebung sein Schicksal erwartende, durch einen seiner treuen Anhänger schon früher von Axiniens Hinrichtung unterrichtete Romanow, durch eine überirdische Erscheinung gestärkt. Es wird ihm die Zukunft durch ein Gesicht aufgeschlossen, in welchem ihm der Glanz des neuen, von ihm ausgehenden Fürstenstammes bis in die fernsten Zeiten sich offenbart. Dies der Gegenstand des vorliegenden Bildes.

Zuerst mag die hieher gehörige Andeutung aus jenen Entwürfen zum Dimitri, oder, um mit Göthe zu reden, aus Schiller's Selbstunterhaltung über den projektirten und angefangenen Demetrius, dem schönen Dokument prüfenden Erschaffens *), hier um so mehr ihre Stelle finden, als die kritisch berichtigte und geordnete Ausgabe der sämmtlichen Werke, in welchen diese Fragmente allein zu finden sind **), bis jetzt viel zu wenig verbreitet wurde. „Romanow im Gefängniß wird durch eine überirdische Erscheinung getröstet. Axiniens Geist steht vor ihm, öffnet ihm einen Blick in künftige schönere Zeiten, und befiehlt ihm, ruhig das Schicksal reifen zu lassen, und sich nicht mit Blut zu beflecken. Romanow erhält einen Wink, daß er selbst zum Throne berufen sey. Kurz nach-

---

*) Morgenblatt von 1815. No. 85. S. 338.

**) Schiller's sämmtliche Werke. (Herausgegeben von seinem Freunde, dem Staatsrath Körner.) Th. XII. S. 367.

her wird er zur Theilnahme an der Verschwörung aufgefordert; er lehnt es ab."

Wer erinnert sich hier nicht sogleich an eine der lieblichsten und anmuthigsten Erscheinungen auf unserer Bühne, an das zur Tröstung Egmont's vor seiner Hinführung zum Richtplatz in ätherischer Verklärung als Freiheitsgöttin über des Schlummernden Haupt erscheinende Klärchen in Göthe's Egmont? Sie schwebte gewiß, als er den ersten Entwurf zu dieser Scene zu Papier brachte, vor Schiller's Phantasie. Merkwürdig ist's, daß, wie Göthe uns berichtet *), Schiller bei seiner Bearbeitung des Göthe'schen Egmont's für die Bühne diese Erscheinung Klärchens im geöffneten Hintergrunde für unstatthaft hielt, obgleich vielgeltige Gründe dafür angeführt werden können **), und auch der Erfolg stets diese Scene gerechtfertigt hat ***).

Sey dem, wie ihm wolle, was Oeser schon als Vignette zur frühern Ausgabe der Werke von Göthe unbedenklich zeichnete, durfte auch Ramberg malen, und er hat in vorliegendem Blatte seine Aufgabe sehr verständig, wie immer, gelöset. Nur in einem Umstande hat den Künstler eine irrige Ansicht geleitet. Michael Fedrowitsch Romanow, von dem hier die Rede ist, war damals erst siebzehn Jahre alt. Die schlafende Gestalt im Kerker aber ist schon im reifesten Mannsalter. Wahrscheinlich dachte Ramberg hierbei an den Vater des jungen Romanow, welcher der Geschichte zu Folge damals als Metropolit zu Rostrow lebte,

---

*) Morgenblatt von 1815. No. 85. S. 339.

**) S. Böttiger's Entwicklung des Ifflandischen Spiels in 14 Darstellungen, S. 367 f.

***) Sie wurde auch bei der Berliner Bühne beim Gastspiele einer berühmten Künstlerin im Jahre 1817 mit bestem Erfolge wieder hergestellt.

und der zwanzig Jahre hindurch seinem zum Czar gewählten Sohne als Mitregent beistand. Wir sehen ihn im stark vergitterten Kerker zwischen zwei aufgemauerten Steinblökken ruhig schlummernd da liegen. Die Hauptfigur bleibt immer die in einer ätherischen Lichteinfassung dem Schlummernden erscheinende Gestalt Axinieus. In einem weit herabfließenden Talar, wie es einer Himmelsbraut ziemt, hält sie in der Rechten einen Kelch, zeigt mit der Linken auf eine in voller Glorie umstrahlte Czarenkrone. Was bezeichnet der Kelch in ihrer Rechten, aus welchem eine kleine Schlange hervorsteigt? Wer mit der ältesten christlichen Bildersprache nicht ganz unbekannt ist, sah diesen Kelch mit der Schlange oft in den Händen jenes Lieblings unsers Herrn, kennt die alte Ueberlieferung, daß Johannes der Evangelist vom Trinken eines vergifteten Trankes dadurch abgehalten worden sey, daß eine Schlange aus dem schäumenden Becher emporstieg. Axinia wurde durch einen Giftbecher hingerichtet. Um dies symbolisch anzudeuten, gab wahrscheinlich Ramberg ihr gleichfalls einen solchen Becher in die Hand, mit dem Sinnbilde der Vergiftung. Doch die Sache liegt noch tiefer. Man findet dies Symbol auch über dem Abendmahlskelche da angegeben, wo von der Vergiftungs-Legende des Evangelisten und Apostels gar nicht die Rede seyn kann. So ist es ein Symbol jener einst in der Wüste zum Genesungszeichen aufgerichteten Schlange, mit welcher sich der Welthciland selbst verglich, und welche daher auf vielen christlichen Denkmälern der Vorzeit bald über dem Kelch der Eucharistie, bald auf Siegeln und andern Vorstellungen als Vorbild des Gekreuzigten zu sehen ist *). Wir dürfen daher auch hier in dem Kelch, welchen die tröstende Lichtgestalt dem Gefangenen zeigt, die Stärkung des

---

*) S. Buonaroti Osservazioni sopra alcuni frammenti di vasi antichi di vetro, p. 12. Arieghi Roma subterranea. T. II. p. 387 f.

über Erd' und Zeit erhebenden Christenglaubens, und das alte: per crucem ad lucem, der wahre Lichtleiter ist das Kreuz, zu erblicken gewiß seyn. Daß nun aber dieselbe Erscheinung mit der andern Hand auf die Czarenkrone hindeutet, die, selbst vom klarsten Lichte umflossen, Beleuchtung über das Ganze ausgießt, und den kommenden Herrscherglanz des Romanow'schen Stammes weit bedeutsamer verkündet, als wenn, wie dort im Macbeth, die ganze Dynastie in Nebelgestalten vorübergeschritten wäre, bedarf keiner weitern Auslegung.

Es ist nicht immer rathsam, Geister zu belauschen, deren Stimme nicht an uns gerichtet ist. Schon mancher ist blind und taub von diesem Wagestück weggegangen. Doch wäre es hier erlaubte Neugier, zu fragen, was wohl der Dichter Axinien in den Mund gelegt haben würde? Es ist uns indeß wirklich verrathen worden. Die Bearbeitung des Schiller'schen Demetrius von einem muthigen jungen Dichter — denn Muth gehört dazu, an diesem Torso sein Ergänzungstalent zu erproben — Franz von Maltitz, ist nicht nur im Druck erschienen, sondern wirklich auch auf der Frankfurter Bühne (vielleicht auch anderswo) zur Aufführung gekommen *). Es verdient bemerkt zu werden, daß der ergänzende Dichter den vielleicht kaum in einer Wallensteinischen Trilogie zu bezwingenden Stoff, wie er in den hingeworfenen Andeutungen in überschwenglicher Fülle aufgehäuft vorliegt, doch in sechs Akten zusammendrängen konnte, und dabei ein dramatisches Aergerniß, wenn man den unendlichen Scenenwechsel und ein Figurengewimmel von 67 spre-

*) Demetrius, ein Trauerspiel von Schiller. Nach dem hinterlassenen Entwurfe des Dichters bearbeitet von Franz von Maltitz. (Karlsruhe, Marxische Buchhandlung. 1817. 324 S. in 8.)

chenden Personen einem shakspearisirenden historischen Drama zugesteht, nirgends verschuldete. Ja es verdient Beifall, daß er gerade in dieser Scene den Dichter auch der Zeit nach fortlebend dachte, und so die großen Weltbegebenheiten, die 12 Jahre nach des Dichters Hinscheiden sich phönixartig aus Moskwa's Flammen gestalteten, in diese Vision im Kerker geschickt einzuweben wußte. Plötzlich verfinstert sich der Kerker, die Kerzen verlöschen. Da ruft der erwachte, auf die Knie niedergesunkene Romanow *):

Was seh' ich, im nächtlichen Wolkenkreise
Wallt blitzesflammend ein Wetter einher,
Wild heult der Sturm zur gräßlichen Reise,
Ein Kometenschweif wird das entsetzliche Heer,
Der Menschheit Engel in bangem Schauern,
Sieht mähen den Kriegsgott auf blutiger Flur,
Fernhin nach Moskau's heiligen Mauern
Weist seines Wandels blutige Spur. —
Grausamer Geist, was zeigst du meinem Blick,
Nicht das Verderben Rußland's will ich schauen.

Er verhüllt sein Antlitz. Flammendes Licht bricht aus der Verfinsterung. Klarheit umstrahlt ihn. Romanow ruft mit Entzücken:

Triumph, am Grabe der heiligen Flammen
Erhebt sich mein Volk vom Kampfe zum Sieg,
Und stürzend sinken die Säulen zusammen,
Die der Uebermuth baute im gräßlichen Krieg. —
Heil ihm, der den Feind der Menschheit vernichtet,
Heil ihm, der ihn sich zum Retter verklärt!
Ja, Gott der Allmächtige hat gerichtet
Durch meines Enkels siegendes Schwert.

---

*) Demetrius, S. 298 ff.

Die Wolken fliehen, es sprossen die Saaten,
Die Palme des Friedens aus heiligem Blut,
Die Streiter der Freiheit nach herrlichen Thaten
Belohnet der Freiheit göttliches Gut.
Sieh, wie sich zum Lichte die Nebel enthüllen,
Dich segnet, mein Enkel, des Ahnherrn Mund,
Dich, Held und Herrscher, nach dessen Willen
Sich Völker umarmen im heiligen Bund. —

Rußland unter Alexander I., welch ein Stoff für die Geschichtschreiber des 20sten Jahrhunderts, wozu doch unsere Storch's, Adelung's, Ewers u. s. w. so schön vorgearbeitet haben, und wozu das in München erscheinende Archiv des heiligen Bundes einen von Unverständigen oder Verblendeten vielleicht oft belächelten, aber für alle, die auf die Zeichen der Zeit achten, hoch und theuer geachteten Stoff liefert *). Denn wenn der fünfte junge Monarch, der, was vier andere Jünglinge begannen, vollenden wird **), wirklich den Lobspruch verdienen soll, den ihm nicht die eigennützige Schmeichelrede, sondern die Stimme innerer Ueberzeugung seiner Zeitgenos-

---

*) Archiv des heiligen Bundes. I. Heft. München, 1818. Herausgegeben von zwei Freunden (Schlichtegroll und Faber). Viel Lehrreiches und Aktenkundiges, in 3 Hauptabschnitte geordnet. Möge es lange fortdauern!

**) „Wenn man sieht, daß in diesem Hause vier Jünglinge nach einander den Thron bestiegen, und wie das Reich büßen mußte, daß es in die Hände eines Jünglings gefallen, so erstaunt man über das glückliche Schicksal dieser Nation." Spittler's Geschichte der europäischen Staaten. Th. II. S. 397.

sen aus dem ältesten Dichter der griechischen Vorwelt zurief (Odyss. V, 12.):

— Denn wer gedenkt nicht des göttlichen Beherrschers
Unter dem Volk, wo er herrscht und freundlich ist, wie ein Vater;

wenn buchstäblich erfüllt werden soll, was der erhabene Sänger des Messias im sechsten Monat nach jenem verhängnißschwarzen 24. März 1801 in seiner Ode an Kaiser Alexander allen Völkern deutscher Zunge und deutscher Treue zusang *):

Der hat gesehen der heiligen Menschlichkeit
Erscheinung. Thaten folgen dem Blick. —

so muß es durch das Heiligste, was die Menschheit adelt und über sich selbst erhebt, durch den Kitt, der zwei Welten bindet, durch Religion und Gerechtigkeit, geschehen. Denn wohl wahr sagt schon der älteste, bis jetzt noch nie ganz übertroffene Lehrer der Politik, Lehrer zugleich eines andern Alexanders, der nur im Erobern seine Größe fand, Aristoteles, daß ein Volk, welches in seinem Herrscher Religiosität erkennt, Ungerechtes von ihm zu erfahren weniger besorgt ist, und Cicero spricht schon da, wo er sagt: Hört die Religiosität auf, so ist auch die herrlichste aller Tugenden, die Gerechtigkeit, verachtet, das aus, was Bossuet durch seine Morale chrêtienne appliquée au gouvernement des hommes seinen in der Schlangen-Politik so eingeübten Zeitgenossen einschärfte. Diese Politik aber zu entsühnen und sie mit dem himmlischen Evangelium in weisen Einklang zu bringen, war gewiß in

*) Werke. Th. VII. S. 53 der Quartausgabe. Vergl. Herder's Werke zur Philosophie und Geschichte. IX. 305.

jener verhängnißvollen Zeit, wo Gottes Finger sichtbar die Erde berührte, der Lichtgedanke Alexanders, als er in Paris im September 1815 im ehrwürdigsten Triumvirat, das je die Geschichte kennt, die Akte des heiligen Bundes unterzeichnete. Sie ist heilig, mag auch der klügelnde Weltsinn noch so sehr lächeln und spötteln. Oder war das Heiligste nicht von jeher den Heiden eine Thorheit und den Juden ein Aergerniß *)?

Blicken wir nun, auf diesen Standpunkt der neuesten Zeitgeschichte gestellt, auf die vorliegende Abbildung, so wird, was nur zu einer Scene nach Schiller's Demetrius berechnet war, auf eine weit höhere Stufe einer Allegorie, auf Rußland's Aufklärung durch Alexander den Frommen und Gerechten, erhoben. Da ist jener in die russische Nationaltracht mit einem Pelzrock umhüllte Schläfer nicht mehr Romanow, der Stifter eines preiswürdigen Fürstenstammes, sondern der Nationalrusse überhaupt, und, wie schon seine Kleidung zeigt, nicht der Verfeinerte aus jenen obern Ständen, die nur zu häufig innere Veredlung mit äußerer Abgeschliffenheit, wahre Bildung mit schimmernder Oberflächlichkeit und gleisender Glätte verwechselnd an jene Erzählung von dem scherzhaften Unfall erinnern, den eine sehr zierlich geputzte Tänzerin von ganz besonderer Art am Hofe der Königin Kleopatra in Alexandria erfuhr **). Wer im Kerker schlummert, ist vielfach gefesselt. Selbst der Schlaf hält ihn gebunden. Ihm ist der Tag der Freiheit, das schöne Fest des Kettenfalls, noch nicht angebrochen.

---

*) S. die Stellen im Archiv des heiligen Bundes. St. I. S. 153 ff.

**) S. die Geschichte in Lucian's Stachelschrift: Apolog. pro Merced. conduct. c. 5. T. I. p. 713. oder in Wieland's Uebersetzung. Th. V. S. 174.

Wie viele Millionen schmachteten noch bei Kaiser Alexanders Regierungsantritt, und selbst noch vor jenem glorreichen Ukas im Jahre 1814, worin der Kaiser das erhabene Wort: jeder, dem eine Erdscholle zugeschrieben ist, soll künftig frei werden, in den Fesseln der Leibeigenschaft und in dem davon unzertrennlichen Zustand des physischen und moralischen Schmuzes? Eine große Monarchin sagte zu einem Ausländer, der sich über die Unreinlichkeit des gemeinen Volks in ihrem Reiche beklagte: „Warum wollen Sie, daß sie für einen Leib Sorge tragen sollen, der ihnen nicht zugehört?" So erzählt ein edler Mann, der, längst in Rußland auf eine hohe Stufe gestellt, zur Aufklärung seines ersten und zweiten Vaterlandes in That und Schrift kräftig beigetragen hat. „Ein Dolchstich," setzt er nach dieser Erzählung hinzu, „mitten durch das Herz des Genius der Menschheit, wenn ein solches Wesen existirt *)!" Mit festem Schritt fährt Kaiser Alexander fort, dies Befreiungssystem in allen Gränzen seines unermeßlichen Reichs zu verfolgen, indem er selbst durch die Befreiung aller Kronbauern das erhabenste Muster dazu aufstellte. Doch ist die Freiheit dem, der sie nicht zu ertragen weiß, der nicht vom Mutterschooß auf dazu herangebildet wurde, ein verwundendes Scheermesser in der Hand des Kindes, eine ringsum zündende Fackel in der Hand des Rasenden. Wer kennt nicht diese Wahrheit, in des blindsehenden Pfeffel's in allen Schulen auswendig zu lernenden Fabeldichtungen aus dem Spiegel einer blutigen Zeit abkonter-

---

*) Betrachtungen und Gedanken über verschiedene Gegenstände der Welt und Literatur; von F. M. Klinger (unter der Firma: Cöln, 1803.). Th. I. S. 82. oder nun auch in den Werken, Th. XI. S. 53.

feit? Unserm in zwiefachen Banden gefesselten Schläfer erscheint der Genius der Menschheit. Denn dafür erkennen wir nun diese Lichtgestalt. Und was sagt sie durch das heilige Gefäß, welches sie in der Hand hält, anders, als was jener Gottesmann den gläubigen Galatern zuruft: Christus ha euch frei gemacht! In mehr als einem Sinne. Es ist der höchste, selbst von den Feinden des Christenthums anerkannte Preis desselben, daß mit seiner Einführung der entwürdigten Hälfte der Menschheit ein allgemeiner Freiheitsbrief geschrieben wurde, und eine Manumission der bis dahin in Freie und Sklaven getheilten Menschheit eintrat, wenn auch unterjochende Ritterorden ein anderes Evangelium mit dem Schwerte predigten, und ihre späten Nachkommen an der Ostsee nur ungern, aber gewiß nicht ohne schmerzliche Empfindung des wohlwollenden Monarchen, auf die zu späten Geschlechtern fortgepflanzten Vortheile dieser Unterjochung verzichteten.

Wer vermag nun die Menschheitbeglückenden Entwürfe zu ermessen, wer wagt es, den Grundriß des neuen Jerusalems zu errathen, dem Kaiser Alexander, doch auch nur symbolisch, die Siegeskirche in Moskau geweiht hat? Daß er allen Glaubenszwang unter ein einziges sichtbares Oberhaupt und alle Glaubensfesseln mißbilligt, beweist die mit der frömmsten Begeisterung unter den Augen des Monarchen geschriebene, als ein merkwürdiges Zeichen der Zeit für alle, die Augen und Ohren haben, aufgestellte Schrift des tief fühlenden Alexander von Sturdza *). Man glaubt, das

*) Considérations sur la doctrine et l'esprit de l'église orthodoxe. (Stuttgart, Cotta, 1816.) Das 4te Kapitel des 3ten Buchs über die allgemeine Duldung erfüllt den Leser mit himmlischen Flammen der Liebe, die von Gott ist.

Bild, welches ein geistreicher und frommer Künstler unserer Tage, der Maler Friedrich in Dresden, von der nun sichtbar gewordenen unsichtbaren Kirche verfertigt hat, die, aus dem Himmel herabgestiegen, mit Wolken umsäumt, durch das Gebet der neun großen Engel der neun Hauptkonfessionen eingeweiht wird *), in dieser Schrift verwirklicht zu sehen. Das Wesen dieser orthodoxen Kirche, wie Alexander sie will, ist allgemeine Duldung, da Einheit des Kultus wohl erzwungen oder erlistet, Einheit des Glaubens aber nur erbetet werden kann. Der Schlußstein, welcher dies Ganze krönt, ist in den Sätzen gegen das Ende des Buchs enthalten: „Jede Regierung muß die Religion als den Grundstein ihres Daseyns und das sicherste Mittel ihrer Selbsterhaltung ansehen, und in beiden Rücksichten die Duldung zum Fundamentalgesetz machen." So ist also das Symbol des Heils, das Bild der Dea Salus, das aus diesem Kelch emporsteigt, kein anderes, als die Lehre allgemeiner Duldung.

Aber die Völker des großen Reichs, die zum Theil noch auf sehr niedern Stufen stehen, müssen zur geistigern Religion erzogen werden. Die erste Sorge gebührt

---

*) Das Bild in Form und Größe eines Altarstücks stellt einen herrlichen Dom mit 3 prächtigen gothischen Thürmen und tausendfach geschmückten Portalen vor, vom reinsten Aether umflossen. Um seinen Fuß wogen Wolken, aus welchen ein schwarzes Kreuz, in den Vorhof dieses Wolkentempels gestellt, mit einer ausstrahlenden Glorie umkränzt, emporsteigt. Um dies Kreuz beten 9 Engel, nur zur Hälfte aus den Wolken auftauchend, mit andächtig gesenkten Häuptern, Inbrunst in Mienen und Geberden, eine herrliche Geistergruppe um das Zeichen des Heils, über welchem ein Regenbogen schwebt. Das auch durch magische Beleuchtung wirksame Bild befindet sich jetzt im Besitz des Oberhofgerichtsraths D. Blümner in Leipzig.

dem werdenden Geschlecht. Die große Idee, Hochschulen und Seminarien zu begünstigen, um auf diesen Volkslehrer zu erziehen, mit deren Ausführung Kaiser Alexanders Regierung so rühmlich und so laut verkündigt begann, hat den Erwartungen und Kosten nicht entsprochen. Man hat sie, vielleicht auch zu rasch und einseitig, mit einem umgekehrten Pyramidenbau verglichen. Gelingen wollte sie bis jetzt nur theilweise. Da schickte der alles überschauende Selbstherrscher verständige Männer aus, um die beste Methode zur möglichsten Vervielfältigung des Elementarunterrichts im Lesen, Schreiben, Rechnen, so viel es jeder im Volk bedürfe, in den brittischen Inseln und in der Schweiz zu erkundschaften. Die Bell-Lancastrische Lehrweise empfohl sich vor allen dazu. Mit bewundernswürdiger Schnelligkeit wurde sie in den entferntesten Theilen des Reichs bis nach Irkutz und bis zu den Kirgisen verbreitet und angewendet. Wohlverbürgte Nachrichten bezeugen, daß in kurzer Zeit über 2000 Landschulen angelegt wurden. Die Großen und Reichen beeifern sich um die Wette, Schulen zu stiften und reichlich auszustatten. In allen wird die für diesen Grad der Volksempfänglichkeit einzig brauchbare, in jedem Zögling einen schnell fertigen Lehrer erschaffende, mit taktischen Handgriffen verbundene Bell-Lancastrische Lehrweise angewandt. Zu diesem Zweck hat der wackere Joseph Hamel, ein kaiserlicher Bevollmächtigter für diese Lehrart, so eben sein alles erschöpfendes Buch über den gegenseitigen Unterricht in Paris, wo jetzt ein Hauptsitz derselben ist, deutsch geschrieben und — ein Wunder in Paris — deutsch gedruckt *).

---

*) Der gegenseitige Unterricht. Geschichte seiner Einführung durch Bell und Lancaster; von J Hamel, R. K. Hofrath u. s. w. Auf Befehl (und Kosten) des Kaisers von Rußland. Paris, bei Firmin Didot 1818. 275 S. in gr. 8. Nebst 12 Kupfertafeln und den Por-

Es ward eben so schnell in's Russische als in's Französische übersetzt. Alle bei der russischen Sicherungsarmee in Frankreich befindliche gemeine Russen werden nach dieser Weise lesen, rechnen und schreiben gelehrt, und schon dadurch bei ihrer Rückkehr in's Vaterland zu Aposteln einer Methode eingeweiht, wo alles lehrt und alles lernt. Und damit es den Leselustigen am Gedruckten nicht fehle, verbreitet die ruhmwürdige, sich überall hin verzweigende Petersburger Bibelgesellschaft unter Bethätigung des besonnenen Golytzin und der zwei trefflichen Bibelmissionarien, Paterson und Pinkerton, die in gemeinrussischer Sprache stereotypirte Bibel in vielen tausend Abdrücken, kaiserlich unterstützt mit Geldsummen, Druckereipalästen und Begünstigungen jeder Art. Sie, die in 29 verschiedenen Sprachen für das unermeßliche Reich den Quell des lebendigsten Worts ausströmen läßt, gibt also den Stoff zum Lesen und Schreiben durch Vertausendfältigung der heiligsten Urkunde des Menschengeschlechts. Den Armen wird so das Evangelium gepredigt! Die erhabene Mutter des Kaisers ist die Mutter und oberste Erzieherin aller Armen des Reichs!

Und durch große Beispiele wird bei den Niedern der noch schlummernde Sinn geweckt, bei den Obern der Widerspruch gebändigt. Durch Polens glorreiche Konstitution ist auch für's innere Rußland die Möglichkeit dessen, was hier wirklich ward, für's Erste ausgesprochen. In den drei neurussischen Gouvernements und Bessarabien soll durch freiwillige Ansiedler eine Wüste kolonisirt werden, zum erweckenden Beispiel für die Nomaden der Umgegend. In Cherson arbeitet von nun an eine Fürsorge-Comitte' über die Kolonisten im südlichen Rußland. So erreicht Rußland's mensch-

---

träts von Bell und Lancaster. Durch Beschreibung und Kupfer ist alles so versinnlicht, daß überall sogleich Schulen darnach eingerichtet werden können.

licher Beherrscher, was einst in der asiatischen Vorwelt die persischen Großkönige durch einen der empörendsten Sultanismen, Wegführung ganzer Völker in ferne Provinzen, vergeblich zu bewirken suchten. In diesem Lichte rechtfertigen sich alle Ausnahmegesetze einzelner Klassen oder verbriefte Befreiungen, die in andern Staaten als Beeinträchtigungen aller übrigen Staatsbürger tadelnswerth erscheinen müßten, als nothwendige Mittel zu den herrlichsten Zwecken *). Wenn hier die ehrwürdigen Glieder einer evangelischen Verbrüderung, die beten und arbeiten zu ihrer wirksamsten Losung machen, durch Befreiungen gesichert und vermehrt werden, dort ein unverbesserliches Geschlecht zum israelitischen Christenthum gewonnen werden soll, so kann, so weit der Blick des großen Säemanns reicht, der Acker nun hundertfältige Frucht in Geduld tragen. — Mit solchen Perlen ist die vom Himmelslicht umflossene Czarenkrone geschmückt, auf welche in unserm höher allegorisirten Bilde der gute Genius so bedeutsam die weitgeöffnete, segenspendende Hand ausstreckt. Wohl hätte ein böser Genius aus Süden selbst im Kreml seine Hand darnach ausstrecken können. Sie wäre aber darin zu Blutstropfen geworden, wie sie dem Vampyr an blauunterlaufener Lippe sitzen.

O hätte diesen Schimmer schönerer Zeiten, der nicht mehr Morgenröthe, sondern der siebenfarbige Bogen des Friedens im heiligen Bunde ist, der Dichter erleben können, von dessen dramatischen Schöpfungen und Entwürfen diese Betrachtung ausging! Sein Geistesverwandter, der geniale Klinger, erquickt sich jetzt noch an diesem Lichtquell. Er, der schon zu Anfang dieses Jahrhunderts, als Alexanders Stern erst aufgegangen war, fest glaubte, er könne nie verdunkelt werden, hat sich nicht betrogen. Vollwich-

---

*) S. Weimarisches Oppositionsblatt 1818. Junius, S. 1011.

tig und nur zu gewiß gilt aber auch heute noch, was er damals mit biederer Freimüthigkeit niederschrieb *): „Es ist ein seltenes Schauspiel, einen Regenten zu sehen, der hoch über seinem Volke steht, und es zu sich hinauf zu winden strebt. Alles arbeitet, aus Vorurtheilen, Wahn, Gewohnheit, mißverstandenem Interesse, Hab- und Herrschsucht, eingewurzeltem falschem Stolze, eitler Besserwisserei, ihn von seiner Höhe herabzuziehen; keiner will hinauf — Er arbeitet nicht allein mit dem widerstrebendsten, widersprechendsten und widerspenstigsten Stoffe, der sich mit nichts vereinigen und verschmelzen will, den er, da er nur heilen und nicht verwunden will, nur sanft und schonend berühren darf; er muß auf der Höhe selbst, worauf er steht, verhüllen, seine Absicht kaum fühlbar werden lassen, und dem am tiefsten Stehenden so zu nahen scheinen, daß dieser kaum bemerkt, wie und durch welche Mittel er ihn wirklich hebt. Da nun eine solche Schöpfung das höchste Maß von Geduld erfodert, und sich nur leise und langsam entwickeln kann, obgleich die täglichen, empörenden Erscheinungen auf die Nothwendigkeit des schnellen Treibens dringen, der Regent also säen muß, wo er in Jahren nur ernten kann: so ist eine solche Schöpfung das Größte und Schwerste, was ein Mensch für Menschen unternehmen kann. Sie ist eine Aufgabe der Erziehung, die selbst der Geschichtskundige beinahe unmöglich zu lösen scheint. Und doch wird und kann sie dem gelingen, der das Werk recht angreift, dessen Geist und Sinn die durchdringt, die ihm nahen, der also eine Zahl harmonirender Geister um sich versammelt, die wieder eben so rein ausstrahlen, was sie von ihm empfingen, was er in ihnen auferweckte. Wem das Schicksal den Genuß eines solchen Schauspiels geschenkt hat, der hat das höchste Glück in der moralischen Welt

*) Bemerkungen und Gedanken. Th. II. S. 514. 524. oder in den Werken. Th. XII. S. 124. 130.

erlebt. — Der Genius der Menschheit im Norden arbeitet an seinem erhabenen Plane so schnell als weise fort. Sein Herz erzeugt die Thaten, sein heller Geist leitet sie.“ So schrieb Klinger, mehr noch die Zukunft im Auge, als die Gegenwart, und Schiller las es noch, und freute sich des Nordscheins, der bald zur Morgensonne wurde. Hätte er gelebt, er hätte es ausgesprochen in dieser Vision, in seinem Demetrius. Denn auch er fühlte sich, um mit Göthe über Schiller zu sprechen, ergriffen

Von jenem Glauben, der sich stets erhöhter
Bald kühn hervordringt, bald geduldig schmiegt,
Von jenem Muth, der früher oder später
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt;
Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag der Ernte endlich komme.

I.

Der graue Bund

von

Aug. Lafontaine.

Von der hohen Bärenburg hinab schritten freudig Hartmann, Graf von Montfort weißer Fahne, und Galeazzo, der Enkel des berühmten Visconti aus Mailand, zwei edle Jünglinge, mit einander aufgewachsen auf der hohen Burg, unter den Augen des Grafen Montfort, der in der hohen Macht seiner Ahnen, und seines angestammten Reichthums weit umher die Höhen und Thäler gewaltig beherrschte. Die Jünglinge schauten hinab auf den Rhein, der hier hoch hinabstürzend mit den wilden Wogen die Fluthen des Avers zurückwarf.

Sie schauten hinaus in den lauten Krieg der Fluthen, und Galeazzo stieß in sein Jagdhorn beim Anblick der kämpfenden Wellen, und weckte freudig alle Stimmen der hohen Felsen im rauhen Gebirge.

So möchte ich den Räzuns zurückwerfen, Hartmann! so laut jauchzend mit dem Donner dieser Wellen. Was sitzen wir hier still und betend wie Mönche? Mein Vater schläft.

Laß ihn schlafen, wilder Galeazzo!

Nein, Ihr seyd die Montforts nicht mehr. Sey es! In meinen Adern wallt das Blut der Visconti's.

O sey ruhig! sey ruhig!

Wie kann ich? Ich war vor einigen Tagen in Cur. Ein Mönch führte mich in den Kreuzgang, wo die Gebeine aufgeschichtet lagen, von den Husaren, die der wilde Belmont, sein Freund, beim Lugnetz erschlug. Wie kann ich!

Ihr betet? sagte der Mönch, da ich vor den Gebeinen stand. Ich fluche! rief ich.

Du liebst den Krieg des Blutes willen.

Meines Namens willen. O wenn ich die alten Geschichten der Vorwelt lese, so legt sich eine dunkle Nacht schwer und beängstigend auf mein Leben. Was hue ich? Ach, Völker sollten den Ruf meines Heerhorns beantworten: ach, nur die sterbenden Stimmen der Felsen hallen ihn wieder. Ich fechte deine Fehde aus, Hartmann. Ich Bettler habe keine

Fehden, und ich trage den Namen Visconti, vor dem sonst Italien bis Rom hin erzitterte, wie ein Leichnam in der todten Hand das Schwert, das mit ihm, dem letztern seines Namens, begraben wird. Ich will wie Antonius sterben, hätte ich einen Gegner wie Cäsar.

Ich möchte mein Schwert in ein Kreuz verwandeln, Freie und Eigene zu segnen. Ich hasse den Názuns wie du; doch ich will das blutige Gespenst nicht wecken, das hier alle Hügel und Thäler zu Leichenstätten gemacht hat. Laß uns gehen!

Sie gingen.

Unten im Thale ertönten auf einmal ferne Harsthörner.

Was ist das?

Der Burgwart stieß in das Horn, ein Zeichen, daß Feinde anrückten. Aber die Hirten weideten ruhig ihre Heerden, das Landvolk sammelte sich auf den Höhen zu schauen.

Hartmann fragte einen Hirten, ob er nicht fliehen wollte.

Nein! es sind die Grauen, die von Ander kommen.

Ich glaubte, Galeazzo, sie wären verschwunden. Was soll's? die Tugend soll sich nicht verbergen.

Doch verschließ du dein Visier, Hartmann.

Mich zu schützen, nicht mich zu vermummen.

Es ist dennoch groß, Hartmann, wie ein Engel vom Himmel in einer Wolke auf den Ungerechten loszustürzen.

Offen will ich vor ihn treten, daß er Gerechtigkeit von verborgener Rache zu unterscheiden weiß. Kennst du deinen Feind, so weißt du, wie viel von der Fehde der Gerechtigkeit gehört, und wie viel der blinden Rache.

Ist nicht Gottes Gerechtigkeit verhüllt?

Weil er Gott ist. Der Mensch hat Ueberredung oder offene Fehde. Ich liebe sie nicht, diese verhüllten Grauen.

Höre, wie ihnen das Landvolk entgegenjauchzt.

Das Landvolk hat Recht; aber nicht du! Ich hasse sie nicht, obwohl mein Vater sie hasset, und — Galeazzo, unter den Räubern meiner Schwester waren Graue.

Sag' mir, Hartmann!

Ja, sag' ich, meinst du, ich kenne das weiße Kreuz auf dem Harnisch, und den blutfarbenen Federbusch auf dem schwarzen Helm nicht besser? Die Grauen raubten meine Schwester. Ich war ein Knabe damals, aber seitdem — sieh, mein Vetter Riet-

burg sprengte zur Hülfe heran, da schlug der Führer der Räuber, gib wohl Acht, der Räuber, die Schärpe von dem Harnisch zurück. Da sah ich das stehende weiße Kreuz unter der grauen Schärpe. Rietburgs Arm und Muth war gelähmt, da er das Zeichen erblickte. Ich war ein Knabe, obwohl ich meine ersten Wunden mir hier verdiente.

Es ist doch groß, doch, daß das Zeichen des tapfern Rietburgs kam, wie ein Blitz vom Himmel lähmt. Ich möchte so ein Kreuz tragen, Hartmann, vor dem der Ungerechte erzittert.

Der Ungerechte? du willst sagen, der Mensch! Räuber waren es! sage nein! Laß uns gehen. Ich liebe sie nicht, seitdem Rietburg das Schwert sinken ließ. Vorher, o vorher träumte ich wie du von ihnen; aber ein Grauer war ein Räuber, sage nein!

Da brach der Haufen hervor aus der Felsschlucht. Das graue Banner mit dem weißen Kreuze wehte voran.

Heil! Heil auf Euren Weg! rief das Landvolk.

Ein Ritter mit dem weißen Kreuz auf dem grauen Harnisch sprengte auf die beiden Jünglinge ein. Graf Hartmann von Montfort! Wer ist's von Euch beiden?

Ich! wer bist du, der mich fragt?

Kennst du das Zeichen hier nicht?

Ich will den Mann kennen, der es trägt.

In Disentis an Sankt Siegberts Altar im nächsten Neumond nenne ich dir meinen Namen. Wir nennten gern den edlen Grafen Hartmann den Unsrigen.

Unter den Räubern meiner Schwester war einer wie du mit verschlossenem Visier und dem weißen Kreuz. In dem Kreuz trage ich die Gnade des Himmels, aber nicht Räuber. Ich komme nicht!

Jüngling, eben darum wünschte ich, du kämest.

Aber stolz wendete Hartmann sich ab, und ging. Visconti blieb stehen. Er betrachtete die hohe Gestalt des Fremden mit Bewunderung. Seine funkelnden Blicke wuchsen in das Kreuz fest, das Zeichen einer verborgenen Macht.

Du bist Visconti?

Das ist mein Name.

Sag' deinem Freunde, daß sein Blutsfreund Rudolph von Werdenberg, des Landvolks in Appenzell Feldherr, würde Frieden und Gerechtigkeit dem Gebirge geben. Sag' ihm, das sey unsere That.

Und mir sagst du nichts? Ich bin ein armer Visconti, aber ein Visconti! und mein Arm und mein Herz ist so reich, als ich arm bin.

In Diſentis, Jüngling, am nächſten Neumond, bin ich vor Sankt Siegbert zu finden.

Ich ſehe dich dann, ich werde hören und richten.

Du? richten?

Richten; denn das iſt der Reichthum, von dem ich ſprach.

Edler Menſch, wenn recht richten dein Reichthum iſt! rief der Fremde, drückte ihm die Hand und ſprengte dahin.

Mit pochendem Herzen kehrte Galeazzo auf die Burg zurück.

Und willſt du nicht nach Diſentis, Hartmann? Was haſt du zu fürchten?

Fürchten? ich? doch ja. Ich mag mir nur das Leben nicht verwirren. Hell ſoll der Weg ſeyn, den ich ſelber wähle. Hängt doch ſchon des Schickſals dunkler Schleier über jedem Schritte. Was funkelt dein Auge, lieber Vetter, als ſtündeſt du mit Eins auf des Gebirges Gipfel, von dem du die Erde, und das Meer und den ganzen Himmel vor deinem Auge hätteſt? O komm! komm, Visconti, laß dein Ohr und deine Seele auf die ſanften Töne meiner Laute horchen. Warum färbt des Blutes hohe Gluth deine Wangen, als läg' in deiner Bruſt eine geheime Schuld? Was könnteſt du dort finden, was dir hier

mein Herz nicht gern gäbe? Die Freundschaft? O komm an mein Herz! Reiner, treuer kann selbst die Liebe sie dir nicht bieten. Denk' an unsern weisen Lehrer, den frommen Mönch! Des Schicksals Dunkel hängt der ew'gen Liebe Hand um unser Leben. Das ist nicht furchtbar. In der Nacht, die wir selbst, aus Wünschen und wilden Entschlüssen, aus des Ehrgeizes gewaltigem Willen schaffen, in dieser Nacht walten nur feindliche Mächte, die uns an den Abgrund ziehen. Bleibe du Herr deines Thuns und deines Willens. Wie? wenn das weiße Kreuz dich zwänge, deine Hand gegen mich zu bewaffnen, wie es Rietburgs Arm lähmte?

Nein! nein! nein! Hartmann, das denke nicht von mir. Der Name Hartmann würde mich entwaffnen, und brennte in jeder Ader des Aetna's wilde Zornesflamme. Ja schilt mich, Hartmann! denn ich versprach nach Disentis zu kommen! Ja, ich bin ehrsüchtig. Der Ruhmsucht blinde Flamme brennt in meiner Brust. Schilt mich, wie die Wahrheit schelten soll, wie die Bosheit schilt. Ich habe es verdient.

Du versprachst es gewiß?

Ich versprach es; aber erst zu hören, und zu richten.

So höre und richte recht! Laß keine Banden dir um Herz und Leben legen. Es ist ein schöner Traum, aus dunkler Nacht wie ein Gott zu wirken, wie ein Engel ein unsichtbares Schwert über der Ungerechtigkeit räuberischer Hand zu zücken. Es war mein schönster Traum, da zuerst uns erzählt wurde, wie die Grauen, des Bundes verborgene Brüder, den unsichtbaren Damm ihrer Hälfe der Gewalt entgegenbauten. Weißt du noch? aber gib dem Verhüllten Gewalt; warum sollte er sie nicht mißbrauchen? weil er ein Mensch ist. Gewalt gegen Gewalt? Nein, ich gehe nicht! Ich gehe nicht, Galeazzo. Komm! ich will dir vorsingen.

Er sang, aber er beruhigte das ehrgeizige Herz Visconti's nicht.

Träumend ging er umher, und sein Schicksal verwünschend, daß er, ein Visconti, ein Bettler, fremder Gnade leben mußte.

Er ging nach Disentis, erwartend, welche Geheimnisse ihm zu Siegberts Altare werden sollten.

Er ging die rauhen Pfade des wilden Gebirges, über die Quellen des Glenners durch das Lugnetz, dann durch Medelsthal in der Wüste des Rheins, wo Disentis an der hohen Pforte des Krispalts liegt. Da sah er lange den hohen Dom in großer Bewegung

an, und träumte von Ruhm und hohen Thaten, von wilden Fehden, wenn er der Grauen Feldherr wäre, und mit stolzem Vorgefühl öffnete er die eisernen Pforten der erleuchteten Kirche. Des Stifters heilige Macht, der Abt Peter von Pontaningen, sang vor dem Altare: da nobis pacem! und die ganze Versammlung stimmte laut ein in den Gesang.

Dann trat eben der Ritter, der ihn nach Disentis eingeladen, von den hohen Stufen des Hochaltars, und führte ihn durch das goldene Gitter in die Versammlung der Ritter und der Landleute. Visconti erkannte nicht einen, denn sie hatten die Visiere niedergelassen. Nur die Boten von Glaris erkannte er an der Farbe und an dem Zeichen ihres Landes.

Galeazzo Visconti! rief der Ritter laut. Er will hören und richten. Da las der Abt den Bundesbrief mit lauter Stimme. Für Frieden und Recht, der Menschen edelste Güter, ist dieser Bund geschlossen und dieser Brief gedichtet. Jeder verheißt, gelobt und schwört alle geistliche und weltliche Herren, Edle und Unedle, Reiche und Arme in ihrem Eigenthum zu erhalten — und zu schirmen, so viel jeder in der Stille vermag; das Unrecht, das er nicht finden kann, nach Truns, den ersten Neumond im Monat, vor den Bund zu bringen, um zu berathschla-

gen, wie der Friede zu erhalten, und der Ungerechtigkeit abzuwehren. Jeder Bündner gelobt, verheißt, schwört bei seinen Ehren, jede Fehde, die ihn selbst trifft, ehe er das Schwert ergreift, nach Truns vor den Bund zu bringen. Sieben Obmänner richten nach ihrem Eid und nach bestem Gewissen über die Sache. Sie sprechen nach den meisten Stimmen das entscheidende Recht, und wir alle haben geschworen, den Ungehorsamen erst zu warnen mit unserm Zeichen, dem weißen Kreuz, dann zu zwingen, und hört er nicht, ihn als einen meineidigen, ehrlosen Mann zu richten vor Gott und unserm Gewissen! Die lichtlose Nacht deckt noch unser Geheimniß. Wer den Freund verräth, hat sich selbst gerichtet als einen meineidigen Mann! Visconti, du kannst den künftigen Neumond abwarten, ehe du zu uns schwörest.

Warten ist meine Sache nicht. Ich schwöre wohlüberlegend auf ewige Zeiten mich in den Bund.

Er schwor.

Dann trat er vor, und rief: ich klage! Ein Mann mit dem weißen Kreuz, dem Zeichen des Bundes, raubte gewaltthätig die Gräfin Elisabeth Montfort Werdenberg, meine Blutsfreundin. Ich klage auf Recht.

Visconti, rief der Abt: du bist eilig im Anklagen, sey nicht lässiger im Rechtthun. Sieben Obmänner haben einstimmig entschieden bei ihren Eiden, die Gräfin sey mit Recht der Gewalt des Vaters geraubt, und du sollst selbst entscheiden.

Für Frieden und Recht! Ich entlasse die Versammlung. Ich werde dem Visconti den Auftrag geben, seinen Freund Hartmann dem Bunde zu gewinnen. Folge mir, Visconti, du sollst richten über den Raub der Gräfin.

Abt Peter nahm den ehrgeizigen Jüngling mit auf seine Zelle. Er erklärte ihm den Zweck des geheimen Bundes mit rührenden Worten. Er hielt ihm sanft einen Spiegel vor, in dem Visconti seine wilde Ruhmsucht, seine Kriegslust und seine Neigung zur Gewalt erblickte. Er zeigte ihm, wie viel göttlicher es sey, mit Liebe nach dem Recht zu herrschen, als mit Haß nach dem Unrecht. Er hielt ihm das Beispiel der Waldstätte vor, und wie alles Volk im Gebirge durch sie erwacht sey, der Gewalt die Gewalt entgegenzusetzen. Dazu, mein Sohn, sind wir, in Ruhe alles auszugleichen. Das Volk ist so übermüthig, als die Großen, denk' an Appenzell.

Mit finsterer Stirn fragte Visconti: und die Gräfin Elisabeth?

Der Abt erzählte.

Während der Fehde zwischen Räzuns, Belmont, und der geheiligten Macht des Bischofs zu Cur und Montfort, kam Räzuns Sohn, Ulrich von Tavetsch, den Krispalt herab. Ich traf ihn oben an der Warte, die weit hinab in das Land sieht; den ganzen Rhein hinab stiegen die Rauchsäulen brennender Dörfer gen Himmel. Heiliger Gott! rief der Jüngling, und streckte mitleidig die Arme gen Himmel: das ist der wilde Werdenberg, der kein Erbarmen kennt.

Da zeigte ich ihm gegen Osten die Rauchsäulen von Medels und aus dem Lugnetz. Dort, Jüngling, ist deines Vaters blutiger Weg!

Eben stürzten über die Brücke die flüchtigen Weiber und Kinder von Plata und Rocho, und riefen gräßliche Flüche gegen seinen Vater, die den Himmel hätten erschüttern müssen, und die Hölle zum Mitleide bewegen. Hörst du auch, Jüngling? Flüche sind der Ruf, nach dem du geizest. Ulrichs Harst hielt im Hinterhalt. Sollen wir in die Fliehenden fallen? riefen sie. Aber in schönem Zorn warf Ulrich sein Schwert an den Boden, riß den Helm vom Haupte und flehete, daß die Flüche nicht erfüllt werden möchten. Nein! rief er: nein! Möge das Gebirge mich so tief verschlingen, als es über der Erde emporragt!

Ich nehme das Schwert nicht wieder. Führe mich zu Sankt Siegberts Altar, dort will ich beten.

Du sollst dein Schwert gebrauchen für Frieden und Recht, Ulrich. Folge mir!

Ich ging mit ihm vor den Altar unseres Heiligen. Da enthüllt' ich ihm zuerst vor den Großen des Gebirges den Bund, den im Stillen die Landleute geschlossen, dem Unrecht zu wehren. Ich brachte ihm das Kreuz, das heilige Zeichen des Friedens, groß wie das Recht, um es an seinen Harnisch zu heften.

Laß mich es ihm an die Brust heften! sagte Elisabeth, die Gräfin Werdenberg. Sie stand neben mir auf dem Krispalt, und hörte mit schönen Thränen die Worte des edlen Jünglings. Aber sie kannte seinen Namen nicht, er nicht ihren.

Sie nahm das weiße Kreuz, und heftete es an seine Brust. Sie schlug, da sie es that, den Schleier vom Gesicht empor. Ich sah den Eindruck wohl, den ihre himmlische Schönheit auf ihn machte. Er betrachtete die blauen Augen voll Thränen, welche heiße Flammen in seinem Busen entzündeten.

Trage das heilige Zeichen des Heils, sagte sie dann: trage es, Jüngling, der mein Volk errettete,

und werde du der Retter unsers Gebirges für Frieden und Recht!

Dein Ritter von nun an, Jungfrau! sagte er kniend, das Haupt tief vor ihr beugend. Wie heißt du?

Sie hat keinen Namen, fiel ich eilig ein, den wilden Haß der Väter bedenkend.

Er sah mich, dann Elisabeth sanft an: sie hat einen Namen, den schönsten, den das Herz eines Mannes einem Mädchen geben kann.

Ich winkte der Gräfin, zu gehen.

Dann redete ich mit ihm weiter über den Bund, und die Mittel, nach und nach die Großen für ihn zu gewinnen.

Seufzend sagte er: ach, meinen Vater gewinnst du nicht, aber den Sohn hast du auf ewig gewonnen.

Dann fragte er nach dem Namen des Mädchens.

Frage nicht, Ulrich, der Himmel versagte sie dir!

Er sah mich unruhig an, und schwieg.

Man ging. Ehe er zu Pferde stieg, fragte er: wißt Ihr, frommer Vater, daß mir der Himmel das Mädchen versagte? Meine Seele sagt nein! Wißt Ihr gewiß?

Ich weiß es gewiß, Ulrich. Sie ist dir versagt.

Nun denn; ihre Hand legte dieses heilige Zeichen auf mein Herz und ihr schönes Bild in meine Seele. Wie ist ihr Name, Herr Abt von Disentis?

Sie ist ein Engel, Graf Ulrich, obwohl ein sterbliches Mädchen; aber dir kann sie nichts seyn, als ein Engel, eine himmlische Erscheinung, die wieder in den Himmel zurückgegangen ist.

Nun denn — aber es ist sonderbar, Herr Abt, sehr sonderbar. Aber es sey; das sterbliche Auge, das einen Engel gesehen, findet auf Erden nichts Schönes mehr. Lebt wohl! Ihr sollt Nachricht haben. Ich rede mit Rietburg, mit Windegk, mit dem Sohne des Grafen Metsch und Belmont, meinen Freunden, edel und groß, wie Ihr. Lebt wohl! Dieser Ulrich war der Stifter des Bundes, Visconti.

O ich möchte an seiner Stelle seyn! rief Visconti neidisch.

Ist das Bewunderung oder Neid? denn Ihr seyd jetzt an seiner Stelle. Er war es, der den Frieden vermittelte; aber er ließ den Ruhm des Friedens Glaris und schwieg. Er sagte mir nur lächelnd: wißt Ihr nicht, daß ein Engel mir das weiße Kreuz gab, und gen Himmel stumm zurückschwebte?

Sein Vater tobte, da er den Frieden beschwören

mußte. Sein Hauspfaff, ein listiger Bösewicht, erforschte das stille Geheimniß des Bundes. Räzuns fluchte den Grauen, die ihn gezwungen hatten, seine Rache an Werdenberg zu befriedigen, den er unversöhnlich haßte, den er noch jetzt, merke das! unversöhnlich haßt.

Nun suchte er auf's neue den Haß zu entzünden. Glaris und die Gemeinden im Oberlande sandten Boten und redeten kräftig. Da erfuhr der zürnende Freiherr, sein Sohn trage selbst das weiße Kreuz, und sey der Stifter des Bundes. Er stürzte außer sich vor Wuth zu ihm, und befahl ihm, auf dem Altar des Heiligen dem Bunde zu entsagen, die Mitglieder zu nennen. Der Sohn antwortet ruhig nein. Der Vater droht mit Enterbung. Der Sohn bleibt standhaft. Der Vater enterbt ihn, er stößt ihn aus der Burg, und gibt ihm statt eines Segens den Fluch mit in die Welt, und der Jüngling geht ehrerbietig und still.

Ich habe keinen Namen mehr, Herr Abt, sagte er sanft: nein, jetzt sehe ich, der Engel, der mir erschien, ist mir nicht bestimmt. Ihr thatet wohl, frommer Vater. Jetzt bin ich der Sohn des heiligen Bundes für Frieden und Recht!

Er fragte nicht wieder nach dem Namen der Gräfin.

Aber der Himmel hatte sie ihm bestimmt, Menschen nicht.

Er ging von hier in der Kleidung eines Landmanns nach Tusis. Sein Weg führt ihn an dem Frauenstifte Kazis vorüber; da er um die Mauer des Klosters beugt, steht die Gräfin Elisabeth vor ihm. Edler Ritter, sagt sie, seyd mir hier willkommen! Eben dachte ich an Euch!

Wenn denk' ich nicht an dich? Aber jetzt verstehe ich den Abt. Er zeigte auf die Klostermauer.

Was meinte er?

Er sagte, als ich nach deinem Namen fragte, du hättest für mich keinen Namen.

Was mochte er meinen, der weise, fromme Mann? Denn dasselbe sagte er von dir!

Ich verstehe ihn, heiliges Mädchen! Du bist eine fromme Klosterfrau.

Fromm wohl; aber eine Klosterfrau bin ich nicht. Doch laßt es so, wie er sagte. Laßt es so! Er meint es gut. Denn was wir uns sind, Ritter, dazu bedarf es keines Namens, obwohl ich ihn nicht verstand. Er hat keinen Namen, sagte er mir von Euch.

Und er hatte Recht; denn jetzt habe ich keinen

Namen mehr. Ich trug einen edlen Namen, einen der edelsten Namen im ganzen Gebirge.

Den tragt Ihr noch; den kann Euch Niemand rauben, als Ihr selbst. O seht, wie ist mir dann so frei die Brust, so leicht das Herz, da ich Euch nun wieder sehe. Ich dachte oft, wie traurig ich seyn würde, wenn mein Auge Euch wieder erblickte. Keinen Namen für mich. Das schien mir anfangs sogar besser, als wenn ich Euren Namen wüßte; dem er tief im Herzen wohnet, in den dunkeln Tiefen der Seele, ist ja alles namenlos. Das dachte ich. Und dennoch, wenn ich an Euch dachte, wie Ihr die Arme gen Himmel hobt auf dem Krispalt, wie Ihr Euer Schwert zu Boden warft, so ist mir's wieder, als könnte ich Euer Bild nicht festhalten ohne Namen, als könnte ich mit dem edlen Bilde nicht reden. Seht, darum gab ich Euch den Namen Siegbert. Ich wollte, Ihr hießet, wie ich Euch nannte.

Ich nehme ihn, den du mir gibst. Nun habe ich alles von dir, das weiße Kreuz, den Namen Siegbert. Denn alles Andre nahm mir der ungerechte Zorn meines Vaters, Namen, Erbtheil, Ehre.

Sie erblaßte; aber sogleich kehrte die Röthe wieder auf die schönen Wangen. Euer Vater, sagte sie: o, so versteh' ich den Abt. Nein, Ihr hattet

keinen Namen für mich. Ich nicht für Euch. Ihr seyd Ulrich Räzuns? Ich heiße Elisabeth Montfort Werdenberg. Seht, da tritt das bleiche Gespenst des ewigen Hasses zwischen uns, als stände das ganze Gebirge mit seinen wilden Strömen zwischen uns, und trennte uns ewig! Ewig! O ich wollte, ich könnte meinen Namen auch verlieren; nur nicht wie du, durch den Fluch meines Vaters; denn wir hassen uns nicht.

Ich wollte, ich hätte deinen Namen nicht erfahren, obgleich von jetzt an der sonst drohende Name Montfort wie der Laute süßester Ton, wie der Nachtigall nächtlicher Gesang tönt. Denn ich grübelte aus des Mönchs Worten: sie hat keinen Namen für dich! eine ferne Hoffnung heraus; Träume von Unmöglichkeiten, aber doch in Gestalt von lächelnden Hoffnungen, nahmen mich auf ihre goldenen Flügel, und trugen mich empor über die Unmöglichkeit; aber jetzt? du heißt Montfort, und ich? mein Name ist Verbannter, Entehrter! Und so laß uns scheiden, Elisabeth! Ich liebe dich, o ich liebe dich! Das Wort will ich segnen, und nicht hinzusetzen, wie sehr, damit du freundlicher und mitleidig bei meinem Lebewohl lächelst. Und dieses Lächeln will ich allein von dir mitnehmen.

O Ulrich, meinen Namen zeichnete das zornige Schicksal neben deinen mit eben so rauher Hand, als deinen. Geh! geh, Ulrich! Nimm diesen Handschlag, und diesen Seufzer, und diese Thräne, die statt eines frohen Erröthens dir sagt: ich liebe dich! Ich will deinen Namen denken; nennen darf ich ihn nicht. Ich werde mit meiner Laute von dir reden, mit den Sternen, und trete ich mit einem Manne an den Altar; so wird der Gedanke an das Ja, das ich aussprechen soll, mein Herz brechen.

Elisabeth! rief er freudig aufschreiend.

Geh, versetzte sie sanft. Wenn du mich halb so liebst, als ich dich, so wirst du sagen: laß mich bleiben! wie ich dir sagen möchte: bleibe ewig! Reiche mir deine Hand ohne Zittern! Und denke an mich! Lebe wohl!

Lebe wohl, Elisabeth!

Er ging.

Wenige Tage darauf eilt er auf des Bundes Geheiß in das Rheinthal. Er geht vor der hohen Bärenburg vorüber. Er hört ein ängstliches Geschrei. Er fliegt hinzu. Ein Haufen Menschen kämpfen mit dem Grafen Werdenberg, und andere tragen seine Tochter Elisabeth davon.

Er stürzt zwischen die Räuber, er befreit mit

mächtigen Hieben Elisabeth, und dann tritt er an des Grafen Seite.

Der Graf hielt sich kaum mehr.

Räuber! schreit Ulrich, und einer stürzt. Mörder! und ein zweiter sinkt nieder.

Ulrich erblaßte, denn er erkannte des einen Gesicht. Er war einer von seines Vaters Burgleuten. Zwei flohen in den Wald. Der Graf und Elisabeth waren gerettet. Der Vater hielt das gerettete Mädchen an seine Brust gedrückt. Er war außer sich vor Entzücken. Dann nahm er den jungen Helden in seine Arme. Wer bist du? rief er hingerissen vom Sturm der Dankbarkeit und Freude. Ich kenne deine Farbe nicht. Dein Schild ist ohne Zeichen. Bist du des Adels Wappengenoß?

So edel, wie Ihr selbst, Graf Werdenberg, eben so edel an Geburt; aber ich habe nichts, als meine Waffen.

Desto reicher bin ich, desto reicher dieses Mädchen, das du gerettet, an Schönheit, an Unschuld, an hohem Geist. Arm bist du. Komm her, junger Held, ich will dich zum reichsten Mann machen im ganzen Gebirge. Da, nimm deine Errettete, sie, sie macht dich zum reichsten Mann, und brächte sie dir nichts, als die Luft, die sie umgibt; sie ist die reichste Beute, so

weit unser Gebirge geht, so weit mein Rhein dahinfließt, bis er mit dem Meere sich vereint. Da, nimm sie! Sie sey dein! Du hast die Schande von ihr abgewehrt, mit deinem Leben, mit deines Herzens Blut. Ich weiß kein festeres Band für sie, und keinen reichern Lohn für dich. Nimm sie! Reiche ihm die Hand, Elisabeth, und schlägt dein Herz nicht aus Liebe, ehe du sein Gesicht gesehen, so bist du meine Tochter nicht. Gib ihm die Hand!

Elisabeth kannte ihn nicht; aber sie reichte ihm die Hand mit den Worten: mein Dank wird Liebe werden, sie ist's schon geworden, mein edler Retter. Ich bezahle dir für mich mit aller Liebe, die das arme Herz eines Mädchens aufbringen kann. Und doch muß ich ewig deine Schuldnerin bleiben; denn ich habe nichts mehr, dir die Rettung meines Vaters zu belohnen.

Recht so, meine Elisabeth! recht so! fasse seine eiserne Hand, die keinen Druck deiner weichen, warmen Hand dir wiedergeben kann. Er hat um dich geworben, nicht mit Händedrücken, nicht mit sanften Blicken, sondern mit den trotzenden Augen, die er dem Tode entgegen warf, und seine rauhe Hand gab dir das schönste Geschenk, die schönste Morgengabe; deine Ehre. Hier ist der Trauring deiner seli-

gen Mutter, gib ihm den, und so sey der Segen Gottes mit Euch, und alle Engel und Heilige sprechen Amen!

Ulrich nahm den Ring, steckte ihn an seinen Finger, drückte Elisabeth an seine Brust mit zitternden Armen.

Sie ist mein, Graf Werdenberg. Und Ihr fragt nicht erst, wer ich bin.

Wer du bist? kennst du den alten Montfort nicht, der immer reicher gab, als er empfing, Wohlthat und Feindschaft? Schlag dein Visier auf! und von deinem Gesicht strahle Liebe für dein junges Weib. Und führtest du den verhaßtesten Namen, so sey es. Und hießest du Räzuns. Schlag dein Visier auf!

Elisabeth hatte ihn schon erkannt an dem bebenden Ton der Stimme seiner Liebe. Sie legt matt vor Entzücken und Glück das Haupt an den Harnisch, unter dem sein Herz hoch schlug.

Da schlug er das Visier auf, sagte: ich danke Euch, Vater! Dann beugte er das Haupt auf Elisabeth nieder. Jetzt fühlte sie seine heißen Thränen auf ihre Stirn herabrinnen, dann fühlte sie die heißen Lippen an ihrer Stirn. Sie schlug den Arm

um seinen Nacken, und die Lippen berührten sich im Bunde der Liebe.

Nun nenne deinen Namen, der Teufel selbst müßte aus dem Namen hervorspringen, wenn ich bereuen sollte, was ich that.

Ich bin der erstgeborne Sohn des Freiherrn von Räzuns.

O die ganze Hölle — Gut! schaffe deines Vaters Einwilligung.

Ich bedarf ihrer nicht. Er hat mich enterbt, sich von mir losgesagt. Ich bin Euer Sohn.

Der Graf starrte finster zu Boden. Ich kann nicht, Räzuns, Ihr seht selbst. Arm seyd Ihr! Ich will Euch geben. Euer Vater soll nicht so großmüthig seyn, wie ich. Ich war ein Thor. Das Mädchen liebt Euch nicht!

Aber Elisabeth schloß die Arme fester um ihn und rief: o mein geliebter Gemahl!

Sie ist mein, Werdenberg. Ihr könntet mir das Heil Eures ganzen Stammes bieten, der rothen, der weißen, der schwarzen Fahne bieten: ich gäbe Euch nicht dafür eine Locke von diesem schönen Haar. Sie ist mein Weib, verlobt mir mit Ring und Wort, vor dem Auge Gottes, unter dem Segen der

Engel und Heiligen, von Euch, dem Vater. Ich lasse mein Weib mir nicht nehmen.

Der Graf stand und sann, und der Zorn hob seine Brust. Flammende Blicke auf den edlen Jüngling werfend, hob er dann stockend an: Gut! so sey es! Der Vater hat sich von dir losgesagt, so bist du mein! Morgen ziehe ich gegen deinen Vater, und du ziehst an meiner Seite gegen ihn, und dein Sieg sey deine Morgengabe für dein Weib.

Ich bin sein Sohn, Graf. Ihr fodert von mir die Hölle zur Morgengabe für mein edles Weib. Ich bin dein, Graf Werdenberg, dein, mit Herz und Hand, nur meinem Vater vorbehalten, und dem Abt zu Disentis mit seinen Genossen. Aber sie ist mein Weib!

Geh, Elisabeth, geh auf die Burg.

Sie ist mein, Graf Montfort, nach heiligem Recht und alter Sitte. Sie soll an meiner Seite bleiben, bis Euer Burgpfaff in jener Kapelle der heiligen Gnadenmutter ihre Hand in meine legt.

Der Graf besann sich. Es sey denn! sagte er finster. Erwartet mich! Er ging den Weg zur Burg.

Elisabeth fragte schnell: thust du Recht, Ulrich? Ich frage dich vor dem Auge Gottes.

Recht vor Gott und Menschen, Elisabeth. Du bist mein Weib!

Nun, so rette dein Weib; denn mein Vater gibt mich dir nicht. Hörst du das Zeichen mit der Glocke?

Ulrich schaute ruhig umher.

Da gab der Burgwart das Zeichen.

Sey ruhig, meine Elisabeth!

Ich bin's; aber so laß uns fliehen. Er ist mein Vater.

Ein Räuber flieht, ein Mann nicht! Sey ruhig! Da stürzten Gewappnete herab, den alten Grafen an der Spitze.

Ergreift das Mädchen! rief der Graf: flieh du, flieh! deiner schone ich!

Da setzte Ulrich das Horn an die Lippen, und es klang in den Felsen. Rietburgen, der wild auf ihn einstürzte, mit gezogenem Schwerte, und mit dem Worte: Räuber! zeigte er das weiße Kreuz.

Rietburgs Schwert sank.

Da sprengten aus dem Walde seine Gesellen, alle aus dem Bunde.

Ich weiß es, fiel Visconti hier ein. Er nahm seine Verlobte mit sich; der Vater suchte sie vergebens. Niemand wußte, wo Ulrich und Elisabeth geblieben waren.

Er brachte sie nach Disentis, und da der Bund zu Gericht gesessen und zu Recht gesprochen nach den Eiden und einstimmig, daß ein Mann, ohne göttliche und menschliche Rechte zu verletzen, seiner Verlobten oder seines Weibes Herr sey, trotz dem Vater, so legte ich ihre Hände vor Siegberts Altar zusammen, und sie waren Mann und Weib. Nun richte!

Ich richte, wie Ihr! Visconti stand auf.

Ehe du gehst, höre, Jüngling! Wir kennen dich. In deiner Brust brennt der Herrschsucht Flamme. Aber es gibt nur Eine Tugend, Jüngling, Gerechtigkeit; nur Ein Glück für den Menschen, Frieden. Du hast gelobt, keine Fehde zu erheben, ohne erst auf Recht zu bieten, bei dem Bunde. Vergiß es nicht, und vergißt du es, wir nicht. Wir senden, dich zu warnen, einen Ritter in weißer Farbe; aber du bist verloren, wenn ein ganz schwarzer Ritter mit dem weißen Kreuz vor dein Auge tritt. Und nun geh! Scheue die Netze, die dir gelegt sind!

Visconti ging in finstern Gedanken. Das war nicht, was er gesucht hatte, Recht unter dem Spruche des Obmanns, und wessen? eines armen Landmanns im Gebirge.

Er saß auf dem Gipfel des Gebirges, vor ihm

lag das Thal Medels, durch das der Rhein die wilden Fluthen hingoß.

Wer bin ich? sagte er trübe: ein Enkel der gewaltigen Visconti's? und ein Edelknecht der Werdenbergs? Habe ich kein Erbe? Bin ich, wie jene Morgenröthe, die leuchtend über das Gebirge emporsteigt, allenthalben mit Glanz erfüllt, und verschwindet, wenn die Sonne aufgeht? Welch eine Nacht ruht auf meinem Daseyn? Ein Visconti, und doch kein Visconti! Wie sagte der fromme Beghard? ich sey zu hohen Dingen geboren? Ich sey mehr als ich scheine? Zu ihm will ich — obwohl — Was hab' ich mit Zauberkünsten zu schaffen? O mein Hartmann! Aber wie? ein Zufall war es nicht, der mich und den Beghard zusammenführte. Zu hohen Dingen bestimmt! das sagte er, und in meiner Seele klang's längst so.

Er ging den Rhein hinauf, wo das Kreuz vor Sankt Maria auf dem steilen Felsen steht. Hier lag ein wildes Steingeklüft, die Einsiedelei des Begharden Wilhelm. Schon von weitem hörte er die kleinen Glocken zum Gebet läuten.

Woher, tapferer Galeazzo? fragte Wilhelm.

Von Adulaberg.

Steht Siegberts Altar auf dem Adula? Wohl hättest du besser gethan, du hättest den Abt von Disentis nicht gesprochen. Du bist Lehnsmann der Landleute geworden?

Ich?

Du! Hast du nicht das Lehen des weißen Kreuzes von ihnen? Sprich! du Lehnsherr des hohen Gebirges.

Rede! Ich, der arme Edelknecht Werdenbergs, Lehnsherr?

Du sprichst das Wort: Lehnsherr!

Visconti wendete sich ab. Deine Zelle mit Tannenreisern bestreut? Für welchen Gast?

Für ein Mädchen.

Ein frommer Beghard, wie du?

Sie will hier eine Stunde ruhen, ehe sie die steilen Berge hinansteigt.

So rede, ich bin nicht, der ich scheine: Wer bin ich denn?

Der Beghard sah ihn starr an: jetzt weniger als du scheinst; der Eigene der Landleute. Jüngling, steigen willst du? hinauf über alle, wie der Adula das sonnige Haupt über die Wolken hinaus trägt, und du trägst das Kreuz, das den Adel zu Boden stürzen will? du? eben du? dich eben wollten

die Feinde, Jüngling, unter die Füße deiner Eigenen! Steh zitternd vor ihnen, und lerne gehorchen und schmeicheln. Sieh, da kommen meine Gäste.

Sie tragen Räzuns Farbe?

Räzuns? was weiß davon der Einsiedler? Aber du bist sicher hier. Dies ist der heiligen Luitgarde Freistatt.

Die Fremden kamen heran, unter ihnen ein Mädchen, schwarz gekleidet, einen schwarzen Schleier über dem Gesichte.

Sey willkommen, fromme Verena, sagte Wilhelm: meine Zelle ist bereit.

Da schlug Verena den Schleier empor, und dem Jüngling war's, als gäbe die mächtige Hand eines Heiligen dem Blinden das Gesicht, und er schaute hinaus in den Himmel, in den Frühling, in das schöne Licht. So erstaunte er.

Und das Mädchen sagte mit liebreizendem Lächeln, das den Himmel, den Frühling, das Licht noch schöner machte, und mit klingender Stimme: ich habe unten im Kloster geruht. Hier will ich nur beten zur heiligen Luitgarde, und dann weiter gehen. Mich verlangt nach meiner Heimath, ach! sehr!

In deiner Heimath warst du eben, denk' ich.

Mein Vater war dort; aber meine stille Heimath

ist in den Höhen. Ach, wie wollt' ich meinen Vater lieben, wohnte er, wo ich wohne. Ach, frommer Mann, ich lag an dem Herzen meines Vaters nicht. Ich lag an dem kalten Eisen seines Harnisches. Eine Hand von Stahl drückte die warme Hand der liebenden Tochter. Meine Worte, meine Gebete, meine Thränen wurden von rauhen Worten des Krieges unterbrochen, von dem Geraſſel der Waffen, von dem Schreckenstone der Harsthörner. Ich zitterte an meines Vaters Brust, vor den klingenden Waffen, fast vor ihm selbst. Er hatte für die Liebe seines Kindes nicht Zeit, nicht Zeit, mich zu segnen; denn er mußte zu Pferde, in des Krieges grausend Geschäft.

Der Ritter edle Pflicht, Verena! Des Mannes Leben ist oft nichts als ein hartes Opfer.

Wir leben so friedlich in unserm kleinen Thal, und das Gebirge ist so groß! Aber was ist dem Ehrgeize nicht zu klein? Der edle Frieden am meisten wohl.

Und weißt du nun, wer dein Vater ist?

Nein! Noch nicht. Noch bindet ein Eid seine Lippen; aber nach einem Jahre! sagte er. Nun will ich beten.

Sie ging an den kleinen Altar, kniete und betete.

Dann stand sie auf, trank ein Paar Tropfen Wein, nahm Abschied, und ging mit ihren Begleitern.

Wer war sie? rief Visconti, das Visier aufschlagend, mit blitzenden Augen und bewegter Stimme.

Wie eine Heilige aus lichten Höhen, nicht wahr, Visconti?

O, wer war sie?

Und frömmer, als eine Heilige, und unschuldiger. Für sie, Visconti, sollte diese Hand, die nur segnen kann, das Schwert ergreifen, wär's, sie zu retten.

O, für sie — für sie — doch wer war sie?

Saht Ihr die Reisigen, unter den Waffen grau, in Fehden hart geworden, wie ihr Blick sie wieder verjüngte, wie der süße Ton ihrer Stimme das harte Herz mit Verlangen füllte, mit Mitleiden!

O, Freund, sie erfüllt die Seelen mit himmlischem, nie verlöschendem Feuer! Der Ton ihrer Stimme ist wie der Gnadenruf des Kindes über die sündige Welt. Aber wer ist sie?

Das weiß ich nicht. Sie kommt jeden Frühling ein Mal hier durch, einen Vater zu besuchen, dessen Namen sie nicht kennt. Dann geht sie zurück in's

Gebirge, o ich weiß nicht, wohin, in ihr Thal des Friedens, wie sie es nennt.

Räzuns Tochter, Freund. Die Knechte trugen seine Farbe. Doch hörte ich nie von einer Tochter. Aber ich gehe ihr nach; denn sie ist schön, wie der Ruhm, tausendmal schöner, als der strahlende Ruhm auf dem blutigen Siegesfelde. Denn mein soll sie seyn, das — schwöre ich. Was sind Feinde? Luft! Hier aber, in diesem Herzen, die Flamme, die ewig nicht erlischt, wie die Sonne dort. Ich will ihr nach!

Ihr findet sie nicht, Visconti. Denn dort der Felsen, der bis in den ewigen Abgrund gespalten ist, trennt Euch ewig von ihr. Auf ein Zeichen, das sie gibt, deckt den Abgrund eine leichte Brücke, die verschwindet, wenn sie hinüber ist. Aber wenn die Männer zurückkommen, Ihr tragt zum Glück die Farbe Werdenbergs nicht, so will ich Euch für meines Bruders Sohn ausgeben, der aus Mailand geflohen, hier Lohn mit seinem Arme finden will. Ihr geht mit ihnen. Ich wollte wetten, Ihr findet den Vater. Und wäre es Räzuns, wie Ihr meintet, so fändet Ihr vielleicht noch mehr, als den Vater, auch die Tochter, und Euch selbst.

Bei dem Altare deines Heiligen! rede deutlicher.

Ein Zufall, wenn ich alles bedenke, Visconti, war es nicht, der Euch in meine einsame Zelle führte; ein Zufall war es nicht, daß der große Freiherr Räzuns hier ruhete. Er redete von Euch, von dem Unrecht, das Euch geschehen, daß Ihr Herr der Burg und der Güter wäret, auf denen Ihr jetzt als ein Fremdling, als ein Bettler leben müßtet. Das hörte ich. Am andern Morgen kamt Ihr, eben der betrogene Visconti, und doch kein Visconti. Rede ich? fragt' ich mich selbst; schweig' ich? Was geht mich die Welt an? Ich betete vor dem Altare des Heiligen. Ich sagte Euch wenig. Wenn Ihr wiederkämt, das sollte mir ein Zeichen seyn. Nun kamt Ihr heut' und das Mädchen — wäre sie Räzuns Tochter? Von Räzuns habt Ihr nichts zu fürchten. Er ist Euer Freund.

Da kamen die Knechte zurück.

Der Beghard redete lange und heimlich mit ihrem Führer.

Zu Räzuns soll ich gehen, dem Erbfeinde des Mannes, der mich erzog, der mein Vater war? sagte Visconti, gegen den Altar gewendet. Er, Räzuns, wäre mein Freund? Aber bei dem Altare des Heiligen! ich will in den Abgrund des Geheimnisses schauen,

und flammte mir die Hölle draus entgegen! O Verena! O Hartmann!

Der Beghard hatte in der Zeit alles abgemacht. Visconti stand stumm und zweifelnd.

Geht, flüsterte ihm der heuchlerische Einsiedler zu: Ihr findet dort Freunde, die reizende Verena, Euch selbst, und den Ruhm. Es steht ja immer in Eurer Gewalt, zurückzutreten, Galeazzo.

Kaum jetzt mehr! rief Galeazzo, und schlug an die Brust von Stahl. Aber ich will dem Teufel, der mich lockt, in's Angesicht sehen, und er soll meine Eide nicht lösen, die ich an Sankt Siegberts Altare schwur. Er ging mit ihnen.

Lächelnd sagte der Beghard, die Hände faltend: geh nur, du Thor! geh nur! aus den Ketten der Ehrsucht, der Liebe und der Rache rettet kein Heiliger dich. Wohlan denn, Herr Abt zu Disentis, ich war Abt, wenn Ihr nicht wart! Wohlan denn, Werdenberg, du Räuber des geliebten Mädchens, jetzt habe ich meine Rache, und du deine Strafe. Er sah mit blitzenden Augen und höhnendem Munde dem Jünglinge nach, der mit Räzuns Knechten dahin ging. Der Führer ging voraus, um dem Freiherrn zu sagen, welch' eine theure, lang verlangte Beute sie ihm brächten.

Der Jüngling ging stumm und nachsinnend über sein Geschick, und das Herz voll unredlicher Liebe, das Thal Medels hinab. Er wendete oft den finstern Blick rechts, wo jenseits der Gebirge die hohe Bärenburg lag, auf der seiner Kindheit, seiner Jugend edler Freund, Graf Hartmann, lebte. Nein! sagte er voll Reue, voll unfruchtbarer Reue, er würde es nicht glauben, wenn er es sähe, daß ich zu Räzuns gehe. Aber bei dem Frohnaltar des Welterlösers! ich muß wissen, wer mich betrogen hat! Ich will! Und bin ich betrogen — Hier stand er. Hier fiel ihm auf einmal ein, und sein Herz pochte unruhig, wie seltsam räthselhaft der alte Graf Werdenberg zuweilen geredet hatte, wenn er von seinem Geschlechte, den Visconti's, gefragt hatte; gefragt hatte, warum lebe ich nicht in Mailand? Wer war mein Vater? War es Filippo, oder der Herzog Galeazzo? wie denn der Graf, die Stirn runzelnd, schwieg, und ihn dann an den Busen drückte, als hätte er den Jüngling, dessen Wohlthäter er war, zu versöhnen.

Nein, rief Visconti bei diesem Gedanken: ich gehe nicht einen Schritt weiter. Denn wer weiß, welch' ein Racheteufel aus der Enthüllung dieses

Geheimnisses hervorspringt! Aber er ging doch. Die Liebe, der Ehrgeiz, trieben ihn gewaltsam.

Den folgenden Tag kamen sie vor der hohen Räzuns an. Ein kalter Todesschauer lief durch Visconti's Herz, da das Einlaßzeichen vor der Burg gegeben wurde. In sich gekehrt, fast zitternd, stieg er die engen, steilen Wege hinan, ging durch die hohen, gekrümmten, dunkeln Thore. Die Fallgatter rasselten auf, und fielen hinter ihm nieder, schwer hallend, als wären es die Thore der Hölle, die unauflöslichen Thore des begangenen Verbrechens.

Da öffneten sich die Burgthore. Sie stiegen die Wendeltreppe hinan; die Flügelthüren des Rittersaals flogen auf, und da saß Räzuns, neben ihm eben so stolz der Graf Metsch, Vogt von Cur, der wilde Freiherr von Belmont, der tapfere alte Windegk, der Abt von Pfävers, der prahlerische Rinkenberg und mehrere Edle. An einem Nebentische saß der Hauspfaff, mit einer Menge Papiere vor sich.

Ist alles wohl? fragte Räzuns aufspringend, den Führer, der von der Burg wieder zu ihnen getroffen war. Ist alles geschehen?

Alles.

Wer ist der Fremde?

Ein Verwandter des Begharden auf Santa Maria! Er erzählte.

Willkommen mir. Eben jetzt bedürfen wir muthiger Herzen und starker Arme. Du sollst hier Krieg finden, Ruhm und Lohn. Einen Becher für den Gast. Lies weiter, Pfaff!

Und wie sein Vetter, las der Pfaff: von gleichem Geist beseelt, der Appenzeller Hauptmann geworden, zum Sturz des Adels und des Gotteshauses zu Sankt Gall, worüber siebenzig Burgen der Thurgauer edlen Herren ausgebrannt, und der Fürst von Gall sein Gotteshaus und Volk verlassen müssen. Und wie er drittens von Sargans aus das Landrecht mit Glaris getrieben, und von der Bärenburg heimlich die grauen Brüder im Gebirge aufhetzt.

Verdamm' ihn Gott! riefen sie alle. Wer ist im grauen Bunde?

Der Abt von Disentis, Peter! die andern sind geheim.

So mag Cur ihn in den Bann der Kirche thun.

Disentis steht unter dem heiligen Stuhle. Das solltet Ihr wissen, Herr Abt.

Wir müssen fest zusammenhalten, wie Stahl, sonst wird hier eine neue Schweitz. Lies! lies, Pfaff!

Und wie er viertens des Bischofs geheiligte Macht auf's neue schädigt an Wunne und Weide und Jagd bei Kazis, dem Frauenstift!

Das wißt Ihr, Herr Vogt von Cur.

Weiß es. Wir haben auf Recht geboten. Er weicht aus. Das Schwert muß entscheiden.

(Alle.) Das Schwert!

Weiter! lies!

Soll ich auch den fünften Punkt lesen? Mit Galeazzo Visconti?

Lies! Denn es muß alles heraus, wie er mit grausamer List sich vergrößert, Waisen, seine nächsten Verwandten, um Ahnen, Ehre und Güter bringt. Lies!

Visconti zitterte.

Fünftens gebar nach dem Tode des alten gewaltigen Barons Donatus Vaz, seines Sohnes Witwe, einen Sohn, den rechtmäßigen Erben der Güter, in Mailand. Die Mutter starb in der Geburt. Der Sohn wurde über die Seite geschafft, und da dennoch durch Gottes Gerechtigkeit sich ein Gerücht von der Unthat erhob, nahm Werdenberg den Knaben zu sich, und erzieht ihn unter dem Namen Visconti, mit Bewilligung Visconti's.

Entsetzlich! rief Belmont: warum sprachst du nicht, Räzuns?

Weil's mir an Beweisen fehlte. Werdenberg und der Graf Tokenburg theilten die reiche Erbschaft des Barons Donatus, und sein Erbe, der Baron Vaz, lebt als ein armer Edelknecht, als Werdenbergs Dienstmann auf der Burg, die sein Eigenthum ist.

O, laßt uns ihm absagen, als einem Ehrlosen, Meineidigen! Habt Ihr Beweise, Freiherr? Der Kaiser ist gerecht. Das bricht ihm den Hals!

Und dem grauen Bunde dazu, wenn er ihn zum Theilnehmer an dem Betruge machen will.

Das überlassen wir Euch, Herr Abt von Pfävers. Wir schlagen mit dem Schwerte drein, mit der Feder nicht.

Die Beweise aber? sagte Windegk.

Sind sonnenklar! Da liegt das Zeugniß des Mönchs, der den Knaben getauft hat, mit sieben Zeugen beschrieben. Da ich in Bellinzona war, fragte ich Visconti, wie nahe Galeazzo bei dem Grafen Werdenberg mit ihm verwandt wäre.

Er lächelte. So nah als der Doge von Venedig mit Euch, sagte er lachend: mit Werdenberg

aber möchte er leicht näher verwandt seyn, als ihm lieb wäre.

Da hielt sich Galeazzo nicht länger. Er rief, seinen Helm vom Haupte reißend, mit heißstürzenden Thränenströmen: ich habe das Zeugniß von seinen meineidigen Lippen, edle Herren; denn ich, ich — o Gott! — ich bin dieser beraubte, betrogene, entnamte Enkel des Barons Donatus, Galeazzo!

Alle sprangen vor Schrecken auf, und starrten den Jüngling an. Dann umringten sie ihn und reichten ihm die Hände zum Versprechen der Rache und Hülfe.

Schreibe die Absagebriefe! rief Räzuns.

Nein! rief der Abt von Pfävers: List warf den Jüngling aus seinem Eigen; List gebe es ihm wieder. Er öffne uns die Bärenburg, und Montfort ist unser Gefangener.

Da wurde die List weise berathen. Alle zogen ab, um ihre Knechte auf den bestimmten Tag zusammenzubringen. In Domlesch sollten sie zusammenstoßen. Galeazzo blieb bei Räzuns.

Auf und nieder ging er in finsterer Unruhe einsam in der großen Ritterhalle, und übersann Montforts Liebe zu ihm und Hartmanns brüderliche Freundschaft, und sein Herz schlug beklommen.

Aber hoch schlug es und stolz in der erweiterten Brust, wenn er dachte, wie er nun da sitze in Bärenburg auf dem Stuhle, umher die großen Vasallen, er Herr auf dem Rheinwald, in Schams, auf Ortenstein und Bärenburg, zu Tomils und im Juliergebirge, und sein zorniger Haß flammte auf, daß ihm das so lange entzogen war. Seine Liebe ist Raub, seine Güte ist Hohn! Ich bin dem Manne nichts schuldig. Sein Blut auf sein meineidiges Haupt!

Dann fiel ihm ein der graue Bund, zu dem er geschworen, nicht eher das Schwert zu erheben, bis er auf Recht geboten unter sieben Obmänner. Recht? Ich treibe den Räuber aus meinem Eigen! Dann stehe ich zu Recht! Und bin ich nicht Kastvogt in Disentis selbst? Ist nicht der Bund abgethan, wenn ich will? Ich, ein Vaz, der gewaltige Herr im Gebirge, soll Recht erlernen von meinen Hörigen?

Stolz stand er und zürnend, und warf die Hand an sein Schwert.

O dieser Beghard hat Recht. Ich habe Freunde gefunden, mich selbst. Himmel! o Himmel! und das liebreizende Mädchen! Wäre sie Räzuns Tochter?

Der Burgpfaff ging durch die Halle. Höre, Pfaff, ein Wort! Wo lebt des Freiherrn Tochter, Verena?

Der Pfaff stutzte. Wir wußten Eure Geheimnisse: Ihr wißt unsre. Wie aber?

Ich habe sie gesehen.

Gesehen sie? Verena? Nun, so hat Räzuns Euch etwas Reicheres zu geben, als Euer Erbe, den Himmel. Denn wer sie ein Mal gesehen — Wollt Ihr sie wieder sehen, so folgt mir.

Der Pfaff ging, Galeazzo folgte. Er führte ihn in ein Zimmer, rings mit Blumen geschmückt. Dann zog er einen Vorhang vor einer Nische auf, und in einem Rahmen von lebendigen Blumen stand Verena's Bildniß in Lebensgröße von einem kunstreichen Römer gemalt.

Vor diesem Bilde, junger Held, stehe ich manche Stunde und träume meine Jugend, und das höchste Glück unsers Geschlechts, und die reichen Gnaden Gottes. Aber Galeazzo hörte ihn nicht, aber er träumte, was er sagte, in dem entbrannten Herzen.

Da trat Räzuns in's Gemach. Stört ihn nicht, sagte der Mönch sanft lächelnd: er ist im Himmel! Er hat Eure Tochter gesehen, sagte er.

In Santa Maria. Ich weiß es.

Verena! seufzte Galeazzo, und wendete sich um.

Ich habe Eine Bitte an Euch, Räzuns, rief er heftig: und schlagt Ihr mir sie ab, so nehme ein Leibeigener meine Güter und richte auf dem Stuhle meines Großvaters! Denn was ist das Leben ohne sie, ohne Verena, ohne Eure Tochter?

So jach, junger Held? Doch Ihr fandet hier Euren Namen, Eure Güter; Ihr sollt auch den Vater hier finden. Verena ist dein, sobald du Vaz bist. Auf der Bärenburg, wenn deine Lehenleute dir gehuldigt haben, und Montfort nichts ist, erhältst du mein Jawort und Verena's Hand. Dein Schwert muß sie gewinnen, nicht liebkosende Worte.

Sie weiß nicht, daß Räzuns ihr Vater ist?

Und darf es nicht wissen, bis künftiges Jahr. Sie lag als Kind am Tode, da gelobte ihre Mutter mit heiligen Eiden, wenn Gott ihr das Leben schenkte, sie in heiliger Stille an Verena's Krankenaltar siebenzehn Jahre zu erziehen, ohne daß sie wisse, wer ihre Aeltern, weß Standes sie wäre. Ich gelobte dasselbe. Da zog ihre Mutter mit ihr in ein stilles Thal, erbaute Sankt Verena ein Haus und einen Altar, den der Abt von Disentis weihete, für sechs fromme Klosterfrauen. Ich sehe sie jedes Jahr nur ein Mal. Ich weiß nicht, wo sie wohnt; aber sie ist dein, sobald du Vaz bist.

Da schlug er auf sein Schwert, und rief: was zögern wir! Wenn ziehen wir? Ich allein! denn von nun an ist sie meine Welt.

Er stand wieder vor dem Bilde, und es schien ihm, als lächelte das Bild ihn an, als öffnete es die Rosenlippen, zu reden.

Er war entschlossen zu Allem. Der wilde Sturm der Herrschsucht und der Rache riß ihn fort, noch schneller das sanfte Wehen der Liebe. Er dachte nicht mehr an Montforts väterliche, an Hartmanns brüderliche Liebe, nicht an den Schwur vor Siegberts Altar. Er zückte sein Schwert laut jauchzend.

Endlich zogen sie herab von der hohen Burg, den Weg nach Domlesch. Da brach auf einmal aus einem Thale ein Banner hervor schön gerüsteter Reisigen, und hielt am Wege, den Räzuns kommen mußte. Aber keiner trug das Zeichen, dessen sie übereingekommen.

Auf einmal brach aus der Mitte ein weißes Fähnchen, dahinter ein Ritter in Glaris Farbe, an seiner Seite ein Ritter in Weiß gekleidet, hervor. Räzuns sprengte vor. Ist's Friede? rief er laut.

Mit Euch nichts, Freiherr Räzuns! Mögt Ihr thun, was Ihr wollt, wenn Ihr Eure Ehre verwahrt habt. Aber wir fodern nach seinen Eiden,

die er geschworen, Galeazzo Visconti, diesem hier Rede zu stehen.

Jetzt und Jedem! rief Galeazzo vorsprengend.

Der weiße Ritter hielt gegen Visconti über. Kennst du mich, Visconti? fragte er, die Panzerdecke zurückziehend und ihm das weiße Kreuz zeigend.

Was bringst du?

Warnung. Erinnerung deiner Eide, auf Recht zu bieten, ehe du das Schwert hebst.

Muß ich auf Recht bieten mit einem Räuber?

Du ziehst mit den Feinden deines Wohlthäters, deines Freundes; ich habe dich gewarnt im Namen des Bundes. Im Namen des Abts Peter soll ich dich väterlich grüßen. Er läßt dich mahnen an die letzten Worte, die er gesprochen: du sollst die Netze scheuen, die dir gelegt sind.

Sag' ihm, sie waren mir gelegt, da ich ein Kind war; jetzt aber zerreißt sie der Mann.

Der Bund warnt nicht umsonst, Visconti. Du gehst deinem Verderben entgegen. Der Abt läßt dich bitten, zuvor ihn zu sprechen. Bosheit oder Unwissenheit hat dich getäuscht, läßt er dir sagen.

Montfort ist sein Kastvogt, sage ich.

Montfort ist dein Wohlthäter, und Hartmann dein Freund. Gelten die Worte nichts?

Da schwieg Galeazzo lange. Aber endlich rief er: und läge die Hölle auf meinem Wege, so reit' ich. Weißt du, was ich vorhabe?

Das weiß ich nicht. Aber daß du in Räzuns warst, wußte der Abt. Dorthin sollt' ich, dich warnen. Hier traf ich dich. Mein Geschäft ist zu Ende. Hüte dich, daß nicht ein schwarzer Ritter vor deine Augen tritt. Er eilt zurück. Der Haufen kehrte um, den Weg nach Ilanz.

Fort! rief Visconti: eh' wir verrathen werden. Noch wissen sie nichts.

Sie sprengten vorwärts.

Die übrigen Haufen der Edeln stießen nun zu ihnen, und rasch ging es vorwärts, der Bärenburg zu.

Am Abend kamen sie an. Visconti gab mit seinem Horn das bekannte Zeichen. Der Thurmwart antwortete. Aber die Thore öffneten sich nicht. Keine Stimme fragte: wer da?

Kennst du mich nicht? Galeazzo Visconti. Ich bringe, weil es unruhig ist im Unterlande, die Knechte von Danet.

Da flogen die Thore auf, und man gab von

unten das Zeichen, daß Freunde da wären. Galeazzo rief überlaut: Hier Banner! Hier Montfort!

Da öffneten alle Thore sich der bekannten Stimme Visconti's.

Aber Rietburg kam mit einer Fackel ihnen entgegen. Sie drangen gewaltig vor. Er erkannte den Freiherrn Räzuns. Er warf in dem Augenblicke das letzte Thor zu mit dem Geschrei: rette! rette! Montfort! Feinde! Räzuns!

Räzuns stürmte am Thor. Das bekannte Geschrei erhob sich: Hier Banner! Hier Räzuns! Hier Banner! Hier Belmont!

Und Galeazzo? Galeazzo unter ihnen? fragte erblassend Montfort.

Galeazzo unter ihnen? rief ziternd Hartmann.

Rietburg aber zog sie fort in die Felsengänge, stieß sie mit Gewalt durch das eiserne Thor in die unterirdischen Gewölbe, gab ihnen die Schlüssel zu den Thoren, und die Fackel, und rief ihnen nach: eine Stunde halt' ich sie auf! Seyd Ihr im Freien, so trennt Euch! Entflieht einer, so ist nichts verloren.

Er schlug die eiserne Thüre in's Schloß, und flog dann an's Thor, an dem sie brachen.

Endlich wurde es erbrochen, und Rietburg stand mit zwei Knechten am Eingang. Lang war der Kampf und blutig. Da sank Rietburgs Schwert, und er war gefangen. Sie stürmten in die Burg, Vater und Sohn zu suchen.

Sie sind entflohen? fragte Galeazzo mit leiser, stockender Stimme: durch die Gewölbe? nicht, Rietburg?

Rietburg sah' ihn verachtend an und schwieg.

Rede! rief er nun trotzig: denn ich bin hier Herr, und dein Lehnsherr! des Barons Vaz Enkel!

Lieber will ich des Teufels Lehnsmann seyn, als deiner, der Vater und Freund verräth, ehrloser, meineidiger Mann!

Sie sind nirgend zu finden, rief Belmont zornig, von der Burg zurückkommend.

Verräther! rief Rietburg: sag' ihnen, wo sie sind.

Aber Visconti verschwieg's und gönnte ihnen die Rettung des Lebens, über seine Weichlichkeit zürnend.

Da wurden das Burggesinde und die Burgknechte versammelt. Räzuns ließ verlesen, daß Galeazzo der Enkel des großen Barons sey. Sie wurden in Eid und Pflicht genommen, die Burg zu Landen

Galeazzo's besetzt: die Banner zogen nach Ortenburg und Tomils. Die Stimme Galeazzo's öffnete die Burgen. Sie wurden in Eid und Pflicht genommen mit dem ganzen Thale Schambs. Einige Knechte zerstreuten sich um die Burg, die beiden Flüchtigen aufzufangen. Visconti schwieg.

Vater und Sohn gingen, ohne ein Wort zu sagen, unter den Gewölben fort. Dann seufzte Hartmann: Galeazzo! Dann noch schmerzlicher der Vater. Sie traten an's Licht der Sterne, horchten hinaus in die Nacht, ob sie nichts hörten, um sich durch das unwegsame Gebirge zu retten. Sie waren noch nicht hundert Schritte gegangen, da waren sie umringt von Menschen. Hartmann griff zum Schwerte.

Freunde! Graf Montfort, Euch zu retten! Eine Fackel wurde gebracht. Hartmann erkannte das weiße Kreuz. Man gab ihnen Kleider von Landleuten. Graf Montfort verlangte nach Sargans.

Unmöglich! denn die von Belmont haben alle Wege besetzt. Wir führen Euch sicher; aber Ihr müßt Euch trennen!

Sie trennten sich. Montfort stieg mit seinen Begleitern in's Gebirge, durch Pfade, die er selbst

nicht kannte, hinab und hinauf, und mit der Morgenröthe sagte sein Begleiter: wir sind am schönen Ziele!

Sie gingen hinab in ein schönes rings von hohen Gebirgen umgebenes Thal. Ein junges Weib flog aus einer Hütte ihnen entgegen, bald stehend, die Arme ausbreitend, bald eilend. Sie sank vor dem Grafen nieder mit dem Geschrei: o mein ehrwürdiger Vater!

Es war Elisabeth, Montforts Tochter, Ulrichs Hausfrau.

Montfort wanderte mit Zorn und Liebe kämpfend hin und her, bald die Arme nach dem Kinde ausstreckend, bald sie gen Himmel hebend.

Seht sie an als eine Fremde, Graf, wenn Ihr nicht Vater seyn wollt. Hier seyd Ihr sicher! sagte sein Begleiter.

Sicher hier, bei dir, die den Vater verließ, um meines Feindes Weib zu seyn. Nein! führt mich mitten unter meine Feinde, sie werden barmherziger seyn, als meine Kinder. O Galeazzo! o Elisabeth! die Namen nannte ich in meinem Gebet, mich vergaß ich, und sie waren meine Verräther. Nein, wie ein gescheuchtes wildes Thier will ich im Gebirge umherirren; der Nordwind, der mein graues

Haar zerreißt, ist sanfter, als sie; der Schnee, der mein Haupt bedeckt, ist wärmer, als ihre Liebe. Ihr wißt es nicht, nein, Ihr wißt es nicht; denn ihr kann ich verzeihen, denn sie verließ mich nur, weil sie liebte; aber er, er, den ich an meinem Herzen trug, wie das Bild eines Heiligen zum Trost im Leben und Tode! ach, er, er stößt mich hinaus unter die Mörder. Komm her, junge Frau, dich will ich lieben, ob du gleich falsch bist wie eine Schlange, obgleich an deinen Augen Gifttropfen hängen; aber er! o er! o Galeazzo!

Montfort, sey ein Mann! sagte sein Begleiter, die graue Kappe vom Haupte werfend. Es war der Abt von Disentis.

Lehre mich vergessen, daß ich Vater bin, und ich will ein Mann seyn.

Aber da erkannte er ihn, den Freund seiner Jugend. Er reichte ihm die Hand. Komm, Peter, wenn du die Jugend in deiner Zelle nicht verlernt hast. Ich will an nichts denken, als an die Zeit, da wir Jünglinge waren, und Freunde, da ich noch keine Kinder hatte.

Ja, komm! Montfort, und ich will dich lehren, welch' ein glücklicher Vater du bist, und welch' ein glücklicher Mann du seyn kannst, wenn du dich

unsrer schönen Jugendträume noch erinnerst, die jetzt wahr werden.

Sie gingen Arm in Arm, und nach drei Tagen hatte der Abt den Vater und die Tochter versöhnt. Zu seinen Füßen saß Elisabeth, und auf seinen Knien saßen Elisabeths zwei Söhne, Montforts Enkel. Aber noch immer seufzte er: o Galeazzo! Niemand verstand den Sinn des Seufzens, als allein der Abt von Disentis.

Mit Hartmann ging Ulrich Räzuns, Elisabeths Gemahl, den Rheinwald hinauf. Von Zeit zu Zeit tönten Hörner im Walde, ihm ein Zeichen, Links oder Rechts von dem Wege abzugehen.

Am Morgen fanden sie eine Hütte, tief verborgen im Walde, und Boten brachten Nachricht und Briefe, wie Galeazzo überall im Erbe des Barons Donatus als Enkel des gewaltigen Barons Besitz nähme, und von den Edeln, Freien und Eigenen, als Oberlehnsherr gehuldigt würde.

Ist es möglich? o, dieser Galeazzo! rief voll Schmerz Hartmann bei jeder Nachricht. Und er war im letzten Neumond in Disentis?

Er war dort. Er trägt das weiße Kreuz.

Er? er? Und Ihr, seine Gesellen, rettet mich?

Wir retten dich, weil dich retten Recht war.

Tritt in unſern Bund, Hartmann, und du findeſt Freunde, dir zu helfen.

In den Bund, der ihn aufnahm? Nimmermehr!

Der Bund hat ihn gewarnt, dich und deinen Vater gerettet. Mehr konnten wir nicht. Tritt in unſern Bund, Hartmann, und wir können mehr.

Nein! Was Gott über mich verhängt, muß ich tragen. Ich trete in keinen Bund, der geheim, wie ein Meuchelmörder bei Nacht, ſchleicht.

Der dich gerettet hat; denn Ihr wart mit Mördern umgeben. Tritt in unſern Bund, Hartmann. Deine Schweſter Eliſabeth bittet dich durch mich, tritt in unſern Bund.

Wer biſt du?

Ich bin Ulrich Räzuns, Eliſabeth iſt mein Weib.

Himmel! Du biſt der Räuber meiner Schweſter? Hätteſt du mich nicht eben gerettet, ſo — Ich trete in keinen Bund, der Räuber, wie dich und Galeazzo, ſchützt.

Er ſprang auf, zu gehen.

Geh' nicht jetzt, edler Jüngling. O, kannſt du deine Schweſter ſo vergeſſen, daß ihr Gemahl dir ein Feind ſcheint? Geh' nicht jetzt, bitte ich dich.

Aber stolz sah ihn Hartmann an, und ging.

Da stieß Ulrich dreimal in's Horn. Dreimal antwortete es von allen Seiten aus dem Walde.

Nimm das Zeichen, das weiße Kreuz; denn dein Leben ist in Gefahr.

Ich will Euer Zeichen nicht, bis Ihr wagt, es öffentlich zu tragen! Er ging.

Der Hörner Ton im Walde tönte immer, und vierzehn Ritter erschienen seitwärts am Wege, den Hartmann ging, und Horn antwortete dem Horn.

So ging Hartmann den ganzen Tag den Rhein hinauf. Bis an den Fuß des Vogelsberg begleiteten ihn die Hörner. Dann wurde alles still. Ein Ritter sprengte heran mit den Worten: wir verlassen dich, Montfort. Du bist sicher.

Er stand vor der Hütte eines Geishirten. Hier blieb er die Nacht. Der Hirt beschrieb ihm am andern Morgen den Weg nach Airolo, wohin er wollte. Hartmann ging, und er fand einen Landmann, einen frischen Greis, der ihn fragte, wie er hier in die öde Wildniß käme.

Ich suche ein Obdach und einen gastfreien Heerd.

Dessen Ihr bedürft; denn die Wege zum Gotthard sind nach dem letzten Gewitter in drei Tagen nicht zu gehen. Ich will Euch führen, Jüngling.

Der Greis ging rüstig mit ihm, und erzählte ihm unterwegs, wie Räzuns Montforts Besitzungen für Galeazzo, Vaz Enkel, in Besitz genommen, wie die beiden Montforts im Gebirge irrten, aber sicher unter dem Schutze des Landvolks, weil so die Grauen geboten hätten.

Wohin aber führst du mich? fragte endlich Hartmann, da er die steilsten Klippenpfade, doch an unermeßlichen Abgründen, mit dem Landmanne stieg.

Es ist rings hier in der Einöde kein Obdach, als der heiligen Verena Altar, wohin ich Euch führe. Von da habt Ihr den Weg links nach Airolo vor Euch, nach Disentis, wohin ich will, dem Abte die Zinsen zu zahlen. Es geht noch ein Weg, der aber ist weit um.

Sie stiegen eben so steil hinab, und sie standen an dem Ufer eines kleinen Sees, der rings von steilen Felsen umgeben war.

Der Landmann rief hinüber. Ein Landmann erschien am andern Ufer. Frieden und Recht! rief der Landmann. Dann wendete er sich zu Hartmann. Du warst mit Mördern umgeben, Montfort. Jetzt erst bist du sicher. Lebe wohl! Nenne deinen

Namen nicht. Niemand kennt dich. Du wirst Nachricht erhalten! Er ging zurück.

Hartmann erstaunte, und ein Nachen flog pfeilschnell über den See. Hartmann stieg ein. Der Nachen ging zurück, und wurde in eine Grotte gerudert, die tief und verborgen in einen Felsen drang, das Werk der Natur.

Der Schiffer ließ ihn aussteigen, führte ihn durch das dunkle Gewölbe vier hoher Felsen, die nur hier und dort einen Lichtstrahl von oben einließen, eine lange Zeit, bis er auf einmal am hellen Ausgange stand.

Ein Entzücken ohne Maß ergriff ihn, denn er sah in das lieblichste Thal, das je ein Menschenauge gesehen. Heerden von großen Kühen und Schafen weideten ohne Hirten. Nur wenige Hütten standen im Schatten von Fruchtbäumen, an denen sich nach Welschlands Sitte Weinstöcke hinauf rankten. Wo das Thal zu sanften Hügeln anstieg, waren kleine Kornfelder, mit Hecken rings umgeben. Hundert Bäche rieselten durch das Thal, das gegen Süden offen, warm und milde war, wie Welschlands glückliche Thäler.

Er stand noch immer erstaunt da, und schaute. Da sagte der Schiffer: nun geh'!

Wohin? Zu wem?

Zu jedem. Nenne nur das Zeichen: Frieden und Recht! Sie wissen es schon!

Er ging dem Fußsteige nach, und da er um ein Gebüsch bog, trat ein Mädchen daher, tausendmal schöner, als das Thal, mit zwei Wassereimern, Wasser aus dem Bache zu holen. Sie war schwarz, leicht gekleidet, hoch geschürzt, mit bloßen Füßen, das blonde Haar floß in reichen Locken über Schulter und Rücken. Sie sah ihn, und stand, nicht erschreckend, aber ihn aufmerksam betrachtend.

Wo bin ich hier? fragte er sanft, und des Mädchens schöne, wunderliebliche Gestalt in seine Seele drückend.

Im Thale der heiligen Verena. Du kamst über den See durch die Grotte? Gewiß kennst du das Wort: Frieden und Recht? fragte sie freundlich, die Gefäße niedersetzend.

Ich suchte ein Obdach, im Gebirge verirrt. Ein Landmann führte mich hieher, hieher, wo mir alles ein Wunder däucht, du am meisten. Wer bist du?

Ich heiße Verena; aber ich will dich zu meiner Mutter bringen, wenn ich Wasser geschöpft habe. Sie haben dich hieher gesandt. Nicht? Bist du nicht

ein Verfolgter, der hier Verborgenheit sucht? denn die senden sie uns.

Sie tauchte, während sie redete, die Eimer in den Bach, sah immer auf, und ihn an, und hieß ihn willkommen.

Hartmann setzte sich auf eine steinerne Stufe, die an den Bach hinabführte.

Bist du ermüdet, fragte sie sogleich, mitleidig sich emporrichtend: so habe ich Zeit, bis du dich geruht hast.

Sie setzte sich ihm gegen über auf die andere Stufe, lächelnd, als wartete sie, wenn er sich ausgeruht hätte. Ich darf dich wohl nicht um deinen Namen fragen?

O Verena, wie einer Heiligen wollte ich dir die geheimsten Gedanken meiner Seele beichten. Ich heiße Hartmann Montfort.

O weh! rief sie mit einer schnellen Bewegung des Mitleidens, ihm beide Arme als zur Hülfe entgegen breitend: Ihr seyd's, der gütige, menschliche, fromme Hartmann? O, sagt mir schnell, ob Ihr ihn so herzlich liebtet, den bösen Visconti, und ob dies eben Euch nicht vor allem am wehesten thut. Ach, ich beklage dich von ganzem Herzen, edler Graf. Denn wenn es ist, fügte sie, die schönen Augen nie-

derſenkend, hinzu: was Eure Schweſter Eliſabeth ſo oft mir erzählte von Euch —

Meine Schweſter von mir?

Von Euch. Wie Ihr als Knabe ſchon ſo lieb, ſo treu an Visconti gehangen, wie Ihr tauſendmal gelobt, daß Ihr, wenn Ihr Herr wärt, alles Eure mit ihm theilen wolltet, wie mit dem geliebteſten Bruder. Und dennoch verrathen! ausgeſtoßen aus Eurem Erb' und Eigen! O, Eure Güter ſolltet Ihr wohl hier in dem milden, ſchönen Thale vergeſſen, denk' ich. Denn hier will ich neben Euch ſitzen, edler Gaſt, und Euch die alten Geſchichten erzählen, wie die frommen Mönche, die nun Heilige im Himmel für die Menſchen bitten, weit über das Meer gekommen, unſre heidniſchen Vorfahren in Gottes Willen unterrichtet, den Wald ausgereudet, und das Feld gebaut, Sankt Gall und der ſanfte Siegbert, und die Menſchen geſetzt, nach Frieden und Recht zu leben, und meine Lieder wollte ich Euch zur Laute ſingen; aber Ihr würdet Euch doch hinausſehnen nach dem ungetreuen, und dennoch geliebten Freunde! Nicht wahr?

Ach, Verena, ich habe jetzt ſchon alles vergeſſen. Ich will nicht mit meinen Gedanken über dein Thal hinausgehen. Ich will denken, du ſeyſt mein

Freund, mit Verenen sey ich erzogen, mit dir, hätte ich gelobt, Alles zu theilen, Leben, Güter und Ehre. Nein, du hättest mich nicht verrathen. Du nicht.

Nein! nein! rief sie eifrig, und reichte ihm die Hand. Aber laß uns zu meiner Mutter gehen. O wie wird sie froh seyn, dich zu sehen! Fast so sehr, als ich.

Sie gab ihm die Hand, zu gehen, und vergaß ihre Wasserkrüge.

Sie eilte, seine Hand fortziehend, mit ihm, zeigte ihm Sankt Verenens Kapelle, und das Frauenhaus, dann ihrer Mutter Hütte.

Dies ist er selbst! Mutter, rief sie: Hartmann Montfort.

Die Erbfrau von Räzuns warf einen unruhigen Blick auf ihrer Tochter strahlendes Gesicht, dann in Hartmanns blitzendes Auge. Doch hieß sie ihn willkommen, und lächelnd hieß sie ihre Tochter die vergessenen Eimer holen.

Schnell fragte sie Hartmann: wie kommt's, daß man Euch hieher bringt? Ich meinte, Ihr solltet zu Eurer Schwester Elisabeth.

Ihr seht mich nicht gern!

Nein! nein, Graf Hartmann. Es ist, als

hätte Euch ein böses Geschick, eine finstre, Unheil stiftende Gewalt hieher gebracht. Wie kam es?

Hartmann erzählte, wie er Ulrich Räzuns verlassen, und wie ein Landmann ihn in ihr Thal geführt.

O heilige Verena! mußte das so seyn? Freilich, da Ihr diesen Weg nach dem Gotthard zu nahmt, wart Ihr nicht anders zu retten. Der Landmann gehörte zum grauen Bunde. Er war Euch nachgeschickt. Denn den Weg nach Airolo hat Belmont besetzt.

Frau, Ihr macht mich unruhig, hier, hier in dem Thale, wo mir ein Engel des Friedens begegnete. Was ist denn?

Auch müßt Ihr es wissen, Graf Montfort. Ich bin die Hausfrau und Verena ist des Freiherrn Räzuns Tochter. Verena wurde hier in unschuldiger Einsamkeit erzogen. Eure Schwester Elisabeth kam hieher. Sie, in unschuldiger Schwesterliebe zu Euch, erfüllte das offne Herz meines Kindes mit Eurem Namen, mit der Hoheit Eures Geistes, mit Eurer Güte. Ich sah es viel zu spät, wie tief Euer Bild sich in das unverwahrte Herz meines Kindes drückte: Euer Bild, das gar nicht dahin gehörte, das, ach! die heilige Verena wende alles Unheil ab!

Und nun kommt Ihr gar selbst. Ihr, ein Montfort! meine Verena, eine Räzuns! Muß ich nicht zittern?

Leise und furchtsam sagte Hartmann: und kann nicht deine Heilige, uns alle zu beglücken, mich hieher geführt haben? denn was ihr Herz in den Erzählungen meiner Schwester in langer Zeit fühlen lernte, ergriff mein Herz gewaltsam in dem Augenblicke, da ich Verena sah. O Mutter! Mutter! O edle Frau!

Montfort, zu spät. Unglückliche, zu spät! denn Verena ist an Galeazzo verlobt. Er sah sie in Santa Maria bei dem Begharden Wilhelm.

Laßt mich denn über den See führen, in Belmonts Hände. Nur gebt mir Waffen.

Wie könnt' ich? Aber zu Eurer Großmuth flehe ich, mein edler Montfort. Schont Verenens Herz! Sie kommt.

Sie kam. Und ist's nicht, liebe Mutter, hob sie sogleich an: als hätte Elisabeth viel zu wenig von ihm gesagt? Ich habe hundertmal von ihm geträumt, wie du weißt, Mutter, und nun steht er da lebend, stolz, und edel. Nur freundlicher war er in meinem Traume, als jetzt im Leben. Aber jetzt trauert er um den verlornen Freund.

Um viel mehr, Verena! rief er: um das verlorne Glück, um das verlorne Paradies! Um —

Montfort! Wo ist denn dein Wasserkrug, Verena?

Wahrlich, Mutter, zum zweiten Mal vergessen! Ich dachte an ihn auf dem Hinwege, und da wollt' ich dir erst sagen, wie er so ganz anders ist, so viel lieber, edler, stolzer. Aus Stolz hat er das weiße Kreuz ausgeschlagen, das sagte ich gleich. Nicht, Montfort? O wie gern nenne ich den Namen! Und nun jetzt, da er hier vor uns steht.

Hole das Wasser, Verena!

Ihr seht, edler Graf! Ihr seht selbst.

Wie glücklich ich seyn würde.

Wie unglücklich sie werden muß, das siehst du nicht?

Ich muß! Ich will! ich will auch, nur gönnt mir Zeit zu Einem Seufzer. Alle Hoffnung hin, edle Frau? das frage ich.

Alle! alle! Ihr kennt den Freiherrn Räzuns.

Da stürzte Verena hinein, und rief: der Abt von Disentis!

Ich habe Euch eine kleine Unruhe gemacht, edle Frau, sagte der Abt eintretend. Aber ich bin hier, sie zu endigen. Montfort geht mit mir.

Während deß hing Verena mit Blick und Hand um den Jüngling, ihn fragend, ihm erzählend, mit jedem Wort, mit jedem Blick, mit jedem vertraulichen Lächeln den Pfeil der Liebe tiefer in sein brennendes Herz drückend.

Seht, o seht, Herr Abt, die Herzen haben sich gefunden. Es thut mir weh, denn sie sollen getrennt werden, auf immer, ohne Hoffnung. Denn mein Herr schrieb mir: Morgen soll ich mit Verenen zurückkehren, und in vier Wochen an Sankt Hilarius Fest, nachdem Galeazzo die Huldigung der Seinen empfangen im Kreise der Großen, soll Verena ihm an den Altar folgen. Seht, o seht, wie um die unschuldigen Herzen sich der giftige Drache windet.

Seufzend sah es der Abt. Sage Lebewohl, Hartmann; dein Vater erwartet dich.

Da erblaßte Verena. Er soll gehen! Jetzt!

Er muß, liebes Kind. Sage ihm auf ewig Lebewohl! du siehst ihn nicht wieder! Der Abt faßte seine Hand.

Nicht wieder? O Mutter! Soll so ich hier an Verenens Altar mein Leben wegbeten und wegweinen?

Kind, du hast einen Vater, und er heißt Räzuns.

Räzuns! O, Niemand, Niemand kann mein Herz heilen! rief sie, und sie sank sinnenlos an der Mutter Brust.

Stumm drückte Hartmann seine Lippen auf die kalten und erblaßten Lippen des Mädchens, sah den Abt zürnend an, und ging.

Sie verließen das Thal auf einer kleinen Brücke, die zwei tief gespaltene Felsen vereinte, und gingen den Weg nach Disentis.

Ihr wißt, Herr Abt?

Ich weiß, ich sehe und seufze.

Und keine Hoffnung?

Wenn es Hoffnung ist, daß Verena nicht Galeazzo's Weib wird.

O himmlische Hoffnung! redet!

Dein Vater kann beweisen, daß Galeazzo nicht Donatus Enkel ist.

Werden sie ihn hören wollen?

Das ist's, Hartmann! Nimm das weiße Kreuz, Jüngling, und unser Bund zwingt sie, deinen Vater zu hören.

Ein Seufzer war die Antwort.

Du willst nicht, weil er geheim ist.

Weil ein Eid mich an Unbekannte, an Vermummte fesselt. Offen will ich jeder Gewalt entge-

gen; aber nicht im Dunkel meuchelnd heranschleichen. Ich bin ein Mann; ich will nicht meines Lebens hellen Weg verwirren. Ich will nicht einer Macht dienen, die ich nicht kenne. Ich will nicht!

Und wenn Verena der Preis wäre?

Nein; ich will nicht! O, mich lockte ja genug des Geheimnisses reizender Glanz, Eurer stillen Thaten schimmernder Ruf, Eurer Tugenden heiliges, stilles Licht. Aber was heute schönes Licht ist, kann morgen dunkle Gewalt werden — und mein Eid bliebe weg. Seht, Herr Abt, das hält mich zurück. Der Schweitz ewige Bünde waren kein Geheimniß. Tretet offen vor, und ich bin Euer.

Wie soll's denn werden? Dein Vater will auch nicht. Der Bund fürchtet Euch so gut, wie Räzuns. Und doch kann ich dir nicht Unrecht geben.

Sie kamen in Disentis an. Graf Montfort saß finster in einer Zelle, Flüche auf Räzuns hervorrufend, und Seufzer, wenn Jemand den Namen Galeazzo nannte. Aber eben so bitter haßte er den grauen Bund.

Noch ein Mal drang des Abts heilige Gewalt in Hartmann, das weiße Kreuz zu nehmen; seine Schwester Elisabeth fiel liebkosend, und von Verena's Liebe erzählend, in seine Arme; sein Schwager

Ulrich nannte ihm vertrauend manchen Namen der Edeln im Gebirge, die im Bunde waren.

Tretet an's Licht! Wahrheit und Licht ist Gottes Reich, die Nacht die Verstockung der bösen Geister, wenn nicht heut', doch morgen.

Da fiel der Abt an des Jünglings Herz, und er schrieb einen Tag aus für des Bundes Genossen nach Truns, vor der Annenkapelle. Hartmann begleitete ihn. Der Abt ermahnte alle die Freunde des Bundes, von heute an öffentlich zu erscheinen. Da schlugen die Ritter die Visiere in die Höh' und die Landleute nahmen die grauen Kappen von dem Haupte, und der Bundbrief für Frieden und Recht, jedem, dem Edeln sowohl als Freien und Eigenen Knecht, gesetzmäßiges Recht zu schützen ohne Gewalt, so lange Frieden seyn kann, und Leib und Leben für Frieden und Recht aufzuopfern, wurde verlesen und beschworen.

Da nahm Hartmann freudig das Kreuz, und schwor. Und Landboten gingen die Nacht mit Briefen ab nach Glaris und in die Waldstädte, sie zu mahnen für den Grafen Montfort, gegen Räzuns und Visconti, welche mit Gewalt Montfort aus seinem Eigen getrieben. Mit der aufgehenden Morgenröthe kehrten alle still heim, jeder in sein Eigen,

und die Boten des grauen Bundes mit dem weißen Kreuz auf der Brust unbedeckt gingen nach der Bärenburg und boten auf Recht im Namen des grauen Bundes für Montfort. Stolz antwortete Räzuns: ich kenne den grauen Bund nicht, noch minder fürchte ich ihn. Am Hilariustage wird Galeazzo, Donatus Enkel, gehuldigt. Ich will beweisen, daß er Donatus Enkel ist. Ich will es beweisen in Montforts Gesicht, mit Wort und Lanze. Am Hilariustage erwarte ich Euch zu Recht oder Fehde. Mir gleich! Voll Hohn entließ er die Boten. Es war eine erwartende Stille im Lande.

Am Sankt Hilariustage am frühen Morgen tönten die Glocken aller Kirchen um die Bärenburg her. Von allen Seiten ertönten die Hörner und flatterten die Banner der Edeln, die zur Huldigung zogen. Die Landleute kamen mit den Dorfbannern. Die Geistlichen der umliegenden Gotteshäuser, das Zeichen der ewigen Erlösung der Menschen voran, kamen, singend ihr Kyrie.

Auf der Burg saß in Goldstück gekleidet, die Myrthe im blonden Haar, in den tröstenden Armen der Mutter, weinend die Braut Galeazzo's, Verena, und rang die Hände.

Vor der Burg auf der Ebene unter der großen Burgeiche, auf dem hohen Stuhl des gewaltigen Barons saß stolz Galeazzo, und dennoch mit einem geheimen Grauen, von dem Hofgesinde umgeben, und von Räzuns, Belmont und den übrigen großen Edeln. Der Abt von Pfävers im reichen Meßgewande, und von den Meßpfaffen umgeben, bereit, die Eide der Lehenleute zu empfangen und das junge Paar zu trauen, war mit da.

Mit der Morgenröthe war der graue Bund aus Lugnetz aufgebrochen, eine schöne Schaar edler Jünglinge, das weiße Kreuz auf der Brust, und die Boten der freien Landleute. Sie zogen still nach der Bärenburg.

Bei Wals sprengte ein Ritter in rother Farbe ihnen entgegen. Er hielt am Wege mit geschlossenem Visier.

Montfort! rief er dem alten Grafen entgegen: kennst du mich? Er schlug das Visier auf.

Der Beghard Wilhelm! rief der Abt von Disentis.

Montfort kennt mich besser. Hast du mich vergessen, Montfort? Ich dich nicht. So will ich dir meinen Namen in die Seele rufen: Barnaba di Trese! Weißt du, wie vor zwanzig Jahren

du mir hohnlachend nachsahest, da ich, die Verzweiflung in der Brust, davon floh, durch dich, durch dich, Montfort, getrennt von der geliebten Johanna Visconti? Da rief ich dir zu: ich erscheine dir noch ein Mal! Zittre, Montfort! Ich lebte hier, einsam, ein armer Beghard, und heute erscheine ich dir: denn heute habe ich meine Rache für die geliebte Johanna. Ich war's, hörst du nicht? ich war's, ich, der das Geheimniß ausspähete, daß Galeazzo der Enkel Donatus war; ich sandte den beraubten Jüngling zu Räzuns. Ich war's, hörst du, ich, Barnaba, der dir den Preis der höllischen Sünde, Donatus Erbe, raubte. Jetzt, da du, ein Bettler, dem Hohngelächter deiner Vasallen entgegen gehst, jetzt erscheine ich dir wieder, jauchzend und triumphirend. Nun zieh' hin!

Er wendete seinen Hengst, und jagte davon.

Alle starrten den Grafen an, der finster zu Boden sah. Dann sagte er leise: o, wenn er wüßte, wie unmenschlich er sich gerächt hat.

Sie zogen weiter, besorgt des Ausgangs.

Da sprengte ein Reiter her zu Räzuns, und rief laut: sie kommen!

Sahst du einen Ritter in rother Farbe?

Er hält ruhig im Felsthal unten.

Nun denn, die Stunde ist da, rief Räzuns laut. Laßt sie kommen!

Da wehete daher das große Banner des grauen Bundes, das weiße Kreuz, hinter ihm die Schaar der Adelsgenossen, das Zeichen des Bundes auf der Brust. Dann der Abt und sein Konvent, mit dem weißen Kreuz bezeichnet. Hinter ihm folgten die Boten und Landamtmanne der Gotteshausleute aus den Engadinen, und dem Thal, wo einsam der Münster steht, vor ihnen wehte das Banner mit dem schwarzen Löwen. Dann schritten daher die freien Leute der zehn Gerichte, das schwarze Kreuz im weißen Banner.

Der Abt von Disentis trat in den Ring der Männer, und rief: Ihr Räzuns und Galeazzo Visconti habt uns heute hieher beschieden, dem Grafen Montfort zu Recht zu stehen, wegen gewaltsamer Besitznahme seines Eigens, das ihm die Erbtochter Donatus, Ursula, zugebracht.

Hier sitzt auf Donatus Stuhl Donatus Enkel, Galeazzo, Baron von Vaz, und dein Kastvogt, Abt von Disentis. Er, der Erbe von Gottes und Rechts wegen auf Ortenstein, Sins, Schlewis, Laax, Hohentrims, Tusis, Saffien, Schambs, der Bärenburg, Rheinwald und der Stammburg Vaz, hat

sein Eigenthum genommen in ehrlicher Fehde, das ihm Montfort betrüglich vorenthalten, und bietet auf Recht, aber nicht auf Euch, sondern auf des Bischofs alte heilige Obermacht. Hier sitzt Graf Metsch, Vogt von Cur. Er rede!

Hier stehen des Grafen Rudolph Montfort Lehenleute, beweise ihnen, daß Visconti Donatus Enkel ist.

Das will ich; aber nicht Euch, sondern Galeazzo's Lehenleuten, damit die Huldigung nach Recht geschehe. Blast dreimal!

Die Hörner bliesen, und Barnaba, der Beghard, sprengte heran.

Hier stehe ich, Montfort, und will dir beweisen mit Brief und Siegel, daß Galeazzo Donatus Enkel ist, aber in unbescholtenem Kampf hier im Ring der Edeln, und Gott gebe in seinem Urtheil dem Recht den Sieg. Gebar nicht, läugne, wenn du kannst! gebar nicht Donatus Sohnes Witwe einen Knaben? Sprich!

Das bezeug' ich.

Hier ist sein Taufschein, mit sieben Zeugen beschrieben. Wo blieb Donatus Erbe, dieser Knabe? Wo blieb er?

Das werdet Ihr hören, edle Männer, aber dieser

Knabe nicht. Drauf bekreuzte sich Herr Rudolph, Graf von Montfort, mit dem heiligen Kreuz, und sagte: bei dem dreifaltigen Gott, bei Sankt Anna und ihrer gebenedeiten Tochter, der Mutter aller Gnaden, heiße ich den Barnaba di Trese einen Lügner, und will ihm das in rechtlichem Zweikampf in sein Herzblut hinein beweisen.

Denk' an deinen Sohn, Montfort. Womit soll er beweisen, wenn du nicht mehr bist?

Auf meinem Herzen liegen die schriftlichen Beweise. Laßt mich! Und dort steht mein Zeuge der Wahrheit.

Da trat ein schwarzer Ritter in den Kreis, und rief: Barnaba ist ein Lügner. Ich will erweisen, daß Galeazzo kein Enkel Donatus ist.

Da sprach der Abt von Disentis: im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, Amen! Wir wollen durch diesen Spruch, daß das Gesetz des Zweikampfs ergehe und walte zwischen Kläger Barnaba di Trese und Vertheidiger Rudolph, Graf von Montfort. Jeder thue seine Pflicht. Gott mache die lautre Wahrheit klar!

Da rannten sie auf einander, und Barnaba sank. Er nahm den Tod. Nun aber weigerte sich Räzuns, da sein Zeuge geblieben war, sich dem

Spruch zu unterwerfen, und drang auf einen neuen Spruch von des Bischofs Stuhl.

Da stieß ein Ritter des grauen Bundes in's Horn dreimal gewaltig, und ein anderer Ritter kündigte dem Freiherrn und seinen Genossen die Fehde an im Namen des grauen Bundes. Deß lachte Räzuns. Da schlugen die Ritter des grauen Bundes alle mit einem Male die Visiere auf, und da standen da der Herr von Sax und von Misox, der von Montalto, Maffei, der Thalvogt von Polenza, Langenberg, Rietburg, der Freiherr von Flums, von Laax und mehrere Edle aus dem Oberlande und dem Niederlande, und alle, ihre Ehre verwahrend, kündigten die Fehde.

Wohlan denn, so entscheide das Schwert, rief Räzuns: wer auf diesem Stuhl herrschen soll. Galeazzo, ich stehe zu dir!

Aber die Hörner ertönten, und Räzuns erkannte mit Erstaunen und Verdruß, und seine Genossen mit Schrecken, den Landboten von Glaris mit seinem Absagebriefe am Gesandtenstabe.

Er übergab die Fehde.

Da standen die drei Boten der Waldstädte in Roth gekleidet, neben ihnen, wie ein Landmann gekleidet, der Appenzeller Hauptmann, Rudolph Montfort

Werdenberg, schwarzer Fahne, und rief die Drohworte Fehde in stolzem, ungezähmtem Sinne der Hirten.

Gib nach, Räzuns! rief Belmont, das Beispiel Appenzells fürchtend. Aber Räzuns stand hoch und trotzig da, bis er den Gewaltsboten von Bern an dem schwarzen Bär auf dem weißen Kleide erkannte, und Disentis den Bundbrief des Landrechts laut vor allem Volke verlas, den der graue Bund mit den Waldstädten geschlossen, und mit Glaris erneuert.

Ich nehme Berns Vermittelung; aber Montfort erweise, daß Galeazzo nicht Donatus Enkel ist.

Da sprang Galeazzo auf und rief zornig: und erweisest du nicht hell, wie das Tageslicht, Montfort: so fodre ich dich auf Leben und Tod!

Montfort erblaßte, dann warf er den Helm zu Boden, die Lanze, das Schwert, und rief zum Himmel empor: o du himmlische Gerechtigkeit, du strafst spät, aber hart! So höre es, Verworfener! höre es, ich bin dein Vater!

Alles erstarrte, und warf erschreckte Blicke auf den schwankenden Vater und den zitternden Sohn.

Räzuns aber foderte Beweise.

Darf ich reden? fragte Montfort den schwarzen Ritter.

Du darfst! du sollst reden! das Grab entläßt dich deines Eides, Montfort.

Da sagte Montfort: Ich liebte Johanna Visconti, des Fürsten von Mailand Tochter. Jener Barnaba auch. Visconti haßte mich. Johanna wurde in der Verzweiflung der Liebe mein Weib ohne Altar, ohne den Segen der Kirche. Der Vater gab sie auf den Rath Barnaba's für todt aus. Ich nahm nun Donatus Tochter zum Weibe. Aber Johanna hatte indessen Galeazzo geboren, und da der Gram ihr Herz brach, sendete sie mir ihren und meinen Sohn. Hier, Galeazzo, nimm den Brief deiner edeln Mutter, und lies.

Galeazzo nahm mit zitternder Hand den Brief, las, und kniete vor dem Vater in den Staub, zitternd und schweigend.

Eben, fuhr Montfort fort: hatte ich von dem Kaiser diesen Brief erhalten, daß ich ihn für meinen rechtmäßigen Sohn erkennen dürfte. Hier ist des Kaisers ehrwürdiges Siegel und die heiligen Züge seiner Hand.

Er gab den Brief dem Abt von Pfävers. Der Abt küßte das Siegel: alle standen, und er las den Brief des Kaisers.

Da verschwand jeder Zweifel, und der Abt führte Montfort nach dem Stuhl, auf dem er herrschte.

Nein, rief Montfort: ich übergebe heute meine Gewalt meinem Sohne Hartmann. Er führte ihn auf den Stuhl.

Auf Räzuns Stirn hingen die dunkeln Wolken des Zorns. Er rief nach seinen Mannen, nach Weib und Tochter.

Der Abt Peter von Disentis trat bittend an seine Seite, und in dem Augenblick kniete ein Ritter, dessen Visier noch verschlossen war, vor Räzuns, schlug das Visier auf und sagte sanft: Versöhnung, mein Vater, mit deinem Sohne!

Fort! rief der erzürnte Vater: ich habe noch einen Sohn!

Alle baten, Räzuns war unerbittlich.

Da trat der schwarze Ritter dicht vor Räzuns, schlug das Visier auf, und rief: erkennst du mich, Räzuns? Er riß aus dem Panzer Briefe hervor: erkennst du diese Briefe? Soll ich reden? muß ich reden? Wer Verzeihung versagt, verdient keine Verzeihung. Ich bin Visconti, Johannens Bruder, Galeazzo's Ohm, Montforts Freund, und des entsetzlichsten Unterfangens einziger Zeuge.

Visconti! rief Räzuns streitend, du schworst —

Auch du! Halte deinen Eid, so halte ich meinen. Mein Bitten versprachst du zu erfüllen. Nimm deinen Sohn und seine edle Gemahlin an, Elisabeth, Gräfin von Montfort.

Elisabeth kniete neben ihrem Gemahl. Räzuns hob sie auf und drückte sie lächelnd an seine Brust. Da knieten Verena und ihre Mutter vor Räzuns.

Weißt du auch um Verenens Liebe und ihre Bitte? Sieh, Visconti, ehe du bittest, gebe ich. Da, nimm sie, Graf Hartmann, Verena ist dein. Da umfaßten sich die Liebenden, und alle jauchzten laut, und Verena und Hartmann setzten sich auf die Stühle, und die Vasallen erhoben die Banner und huldigten dem jungen Lehnsherrn und seiner Braut, die der Abt von Disentis in der nahen Kapelle zur Liebe und zu einem fruchtbaren Geschlecht einsegnete.

Galeazzo kniete noch immer vor dem beleidigten Vater, bis der Vater, erweicht, ihn segnete. Zieh' mit mir nach Sargans! sagte Montfort.

Nein, sagte der Sohn: ich habe alles verloren, alles, nur den Vater nicht. Ich ziehe nach Disentis, Gott mein Lebelang zu dienen am Altar in Disentis als Mönch. Laß mich, Vater!

Zieh' hin! zieh' hin, mein Sohn.

Da kamen sie alle aus der Kapelle zurück, alle mit dem weißen Kreuz des Bundes geschmückt, und das weiße Kreuz strahlt noch heute beglückend in dem Banner von Graubündten.

II.

Fiekchen und Flörchen

von

K. G. Prätzel.

Mit behaglicher Geberde
Saß bei'm frühsten Morgenschein
Pachter Wilde schon zu Pferde,
Trabend über Stock und Stein.
Und wohl hatt' er Grund, zu eilen,
Ob's dem Gaul auch nicht gefiel;
Denn es lagen sieben Meilen
Zwischen ihm und seinem Ziel.

Selber auch der Zweck des Ritters
Duldete, besehn bei'm Licht,
Schlechterdings des Schneckenschrittes
Lässig träges Zaudern nicht;
Denn verliebt schier bis zum Sterben,
Wollt' er heut um Fiekchens Hand
Bei dem Vater sich bewerben;
Darum ritt er über Land.

Auf dem Ball vor vierzehn Tagen
Sah er sie bei Kerzenstrahl,
Und seitdem mit Lustbehagen
Noch im Traume vierzehnmal.
Grund genug, um dem Verlangen,
Welches ihm im Handumdrehn
Geist und Sinn so ganz befangen,
Länger nicht zu widerstehn.

Stund' um Stunde floh von dannen,
Und schon war es hoch am Tag,
Als ein Wald von Riesentannen
Schattenbietend vor ihm lag.
Sehr erwünscht für einen Reiter,
Welchem, bei der innern Gluth,
Auf der Scheitel, als Begleiter,
Noch der Strahl des Mittags ruht!

Und mit Lust waldeinwärts lenkend,
Ritt er, sein bewerbend Wort
Still im Innern überdenkend,
Munter durch die Kühlung fort.
Aber als er sinnend eben
Ganz gesammelt sein Gemüth,
Regt' ein lautgeschäft'ges Leben
Plötzlich sich im Waldgebiet.

Denn in enggeschloßner Runde,
Rechts und links dem Heerweg nah,
Lag auf moosbedecktem Grunde
Ein Zigeunervölkchen da,
Das bei'm Klang der Rossestritte
Pfeilschnell auf die Beine kam,
Und nach altgewohnter Sitte
Bettelnd in's Gebet ihn nahm.

Frohgelaunt, nach allen Seiten
Spendete der Rittersmann,
Und des Weges fürbaß reiten
Wollt' er ungesäumt sodann.
Doch da fiel der Waldsibyllen
Häßlichste mit Ungestüm,
Den prophet'schen Trieb zu stillen,
Hemmend in die Zügel ihm.

„Herr, Ihr habt so milde Spende,"
Rief sie aus, „uns zugewandt;
Reicht mir jetzt zum guten Ende
Noch vertrauend Eure Hand!
Künftiges zu offenbaren,
Ist mir die Gewalt gewährt;
Und auch Ihr sollt schnell erfahren,
Was die Zukunft Euch bescheert."

Wilde that, was sie begehrte,
Und begeistert fuhr sie fort:
„Alle Böcke haben Bärte
Dort nicht hier und hier nicht dort!
Edles Wildpret aufzuspüren,
Eilt Ihr durch den grünen Wald,
Eine Braut Euch heimzuführen,
Schön und lieblich von Gestalt!“ —

„Werd' ich denn,“ frug er betroffen,
„Meinen Wunsch befriedigt sehn?“ —
„Ei, ganz über alles Hoffen
Wird er in Erfüllung gehn!
Aber thut auch Ihr, wie billig,
Schickt Euch in die Zeit, mein Freund;
Eure Braut ist fromm und willig,
Nur zu jung noch, wie es scheint! —“

Ohne viel darauf zu achten,
Trabt' er über Stock und Stein,
Und die Schalksgesichter lachten
Ihm behaglich hinterdrein.
Bald gelangt' er drauf in's Freie;
Und bevor der Abendstern
Aufging in der Himmelbläue,
Sah er schon sein Ziel von fern.

Schon das Amthaus sah er ragen;
Doch zugleich that sich ihm dar,
Daß der Mantelsack bei'm Jagen
Hinter ihm verschwunden war.
„Dumm!" rief er; „doch umzukehren,
Würde noch viel dümmer seyn;
Kann ihn ja zur Noth entbehren,
Drum nur fort! die Nacht bricht ein!" —

Gastlich ward er aufgenommen
In dem Amthaus. Ach wie schlug
Ihm das Herz so süß beklommen,
Nach des Rittes wildem Flug!
Schüchtern trat er in das Zimmer,
Wo in festlichem Gewand,
Bei des Abends bleichem Schimmer,
Nur der Alte sich befand.

„Schnell die Zeit jetzt wahrgenommen!
Dacht er; „schnell zur Sache jetzt!
Denn für Gäste, die noch kommen,
Hat man Stühle schon gesetzt!"
Und in stotterndem Beginnen,
Bebend wie ein Kalmusrohr,
Trug er mit verstörten Sinnen
Sein Gesuch dem Alten vor.

Dieser ließ ihn ruhig enden,
Suchte nach der Dose dann
Still umher mit beiden Händen,
Zog die Schultern und begann:
„Thut mir weh, Bescheid zu geben,
Der so wenig hoffen läßt!
Denn mein Fiekchen feiert eben
Heut schon ihr Verlobungsfest!“

In Erröthen und Erbleichen
Wechselten bei dem Bericht
Der Bestürzung finstre Zeichen
Auf des Ritters Angesicht.
Ach! wie sehnt' er sich, vom Feste
Meilenweit entfernt zu seyn;
Denn schon fanden sich die Gäste
Einer nach dem andern ein.

Reiz und Anmuth zum Geleite,
Lieblich, wie ein Maienstrahl,
Trat jetzt an der Mutter Seite
Fiekchen selber in den Saal.
Und vor Gram wollt' er vergehen;
Denn das Bild, das er im Traum
Vierzehnmal mit Lust gesehen,
War von ihr der Schatten kaum.

Aus der Bruſt die Qual zu bannen,
Die verzehrend aufgewacht,
Schlich er leiſe ſich von dannen
Aus des Feſtſaals Glanz und Pracht.
An des Gartenthores Schwelle
Stand der Rappe noch gezäumt,
Und im Strahl der Mondeshelle
Ging es heimwärts ungeſäumt.

Schon begann's im Wald zu tagen,
Als er bis zum Platze kam,
Wo er geſtern voll Behagen
Den prophet'ſchen Spruch vernahm.
Sieh! und in dem Dorngehege,
Das erwünſchten Schirm verliehn,
Lag der Mantelſack am Wege,
Unberührt noch, wie es ſchien.

Niederſteigend von dem Gaule,
Rief der Pachter: „Seht doch, ſeht!
Wie man, trotz dem Lügenmaule,
Sich auf's Ehrlichſeyn verſteht!"
Und herauf holt' er die Beute
Aus dem dicht verſchlung'nen Grün,
Unbeachtend, daß zur Seite
Es im Buſch zu flüſtern ſchien.

Mit verdrießlicher Geberde
Langt' er auf dem Pachthof an,
Nahm den Mantelsack vom Pferde,
Trug ihn in das Zimmer dann,
Eilte jetzt, ihn aufzuschnüren,
Um, durchmusternd das Gepäck,
Klarer sich zu überführen,
Und — erstarrte schier vor Schreck!

Denn verhüllt in Woll' und Linnen,
Ihm zum Schutz für Stoß und Schlag,
Zeigte sich ein Kindlein drinnen,
Das in süßem Schlummer lag.
Flehend auch um Huld und Milde,
Hing um die gekrümmte Hand
Ihm ein Blatt, auf welchem Wilde
Folgendes geschrieben fand:

„Früh zum Elend auserkoren,
Bin ich armer Aeltern Kind,
Die mir, als ich kaum geboren,
Durch den Tod entrissen sind.
Gib, o gib an deinem Herde
Mir ein Plätzchen, lieber Mann;
Denn es nimmt auf dieser Erde
Niemand sonst sich meiner an!" —

„Nun," rief er mit sanftem Blicke,
„Nicht verstoßen will ich dich;
Handelt gleich des Schicksals Tücke
Hart und grausam gegen mich!
Nicht im Elend sollst du enden,
Armer Wurm; mich jammert dein!
Will dich nach der Muhme senden,
Und geborgen wirst du seyn."

So geschah's. Ein sich'rer Bote,
Menschlich, so wie er, gesinnt,
Trug bei'm nächsten Morgenrothe
Nach der Stadt das zarte Kind.
Und die junge Knospe blühte,
In der Monde flücht'gem Lauf,
An dem Strahl der Huld und Güte
Lieblich sich entfaltend auf. —

Trüb' und traurig schwand indessen
Dem Verschmähten Jahr um Jahr,
Dem noch immer unvergessen
Fiekchens Bild vor Augen war.
Wie durch Zaubermacht gebunden,
Wendeten sich Geist und Sinn
Rastlos nach vergang'ner Stunden
Wesenlosem Traume hin.

In sich selbst zurückgezogen,
Ging er ernst und still umher,
Keiner Hoffnung mehr gewogen,
Keiner Lockung dienstbar mehr.
Nur, wenn loberfüllte Kunde
Aus der Stadt von Flörchen kam,
Wich dem Lächeln auf dem Munde
Stundenlang der finstre Gram.

Sechszehnmal, seit er im Grünen
Die verlaßne Waise fand,
War der freud'ge Lenz erschienen
In verjüngtem Festgewand.
Und noch immer seufzte Wilde,
Wenn auch leiser allgemach,
Dem entschwund'nen Zauberbilde
Seiner Jünglingsträume nach.

Sieh, da rief an einem Morgen
Ein Geschäft vom Landgebiet
Ihn zur Stadt, wo frommgeborgen
Flörchens Jugend aufgeblüht.
Glücklich ward es abgeschlossen,
Und versenkt in träge Ruh',
Schlendert' er, fast wie verdrossen,
Jetzt dem Haus der Muhme zu.

Ach! die Ruh' entwich auf immer,
Als er sich der Thür genaht,
Und in ihrer Anmuth Schimmer
Flörchen ihm entgegen trat;
Als sie mit dem süßen Munde
Freundlich ihn willkommen hieß,
Und die längsterſehnte Stunde
Seiner Ankunft dankbar pries.

Selige Minuten schwanden
Ihm dahin. — Bis spät zur Nacht
Fesselt' ihn mit dunklen Banden
Ihres Anblicks Zaubermacht.
Lustberauscht ritt er von dannen,
Und wie Anger und Gefild
Schon in Finsterniß zerrannen,
Strahlt' ihm hell noch Flörchens Bild.

„Ja," rief er mit glüh'ndem Blicke;
„Klar und klarer wird es mir;
Was mir fehlt zum Lebensglücke,
Finden würd' ich es bei ihr!
Aber ach! welch eitles Streben
Reißt mich fort mit Machtgewalt!
Sechs und dreißig zähl' ich eben,
Und sie ist erst sechszehn alt!" —

So mit Zweifel und Verlangen,
Während Stund' um Stund' entrann,
Fort und fort im Kampf befangen,
Langt' er auf dem Pachthof an.
Doch nicht Ruhe konnt' er finden,
Bis er, sich dem Uebermaß
Düst'rer Qualen zu entwinden,
Wieder auf dem Gaule saß.

Stadtwärts ging es hastvoll wieder,
Und im Garten traf er sie,
Wo ein Dach von blüh'ndem Flieder
Schirm und Schatten ihr verlieh.
Wie erglühten ihre Wangen,
Als er, unbemerkt genaht,
Jetzt mit liebendem Verlangen
In die stille Laube trat!

„Flörchen, wirst du mir vergeben?"
Rief er aus; „kaum war ich hier,
Und schon zieht ein mächt'ges Streben
Abermals mich her zu dir.

Rede frei, was darf ich hoffen?
Dir in Liebe zugewandt,
Komm' ich her, um schlicht und offen
Dir zu bieten Herz und Hand!" —

Schüchtern zu dem Scharlachmieder
Senkt' in holdverwirrter Scham
Sich ihr schönes Auge nieder,
Als sie dieses Wort vernahm. —
„Darf ich hoffen, süßes Leben?"
Frug er nochmals; und ihr Mund
That der Neigung zartes Streben
Jetzt in leisem Ja ihm kund.

Aus den blühenden Gehegen
Führt' er sie zur Muhm' in's Haus;
Frommgerührt sprach sie den Segen
Ueber die Verlobten aus;
Und so ward nach wenig Wochen,
Was, in dunklen Spruch gehüllt,
Die Sibyll' ihm einst versprochen,
Nun enträthselt und erfüllt.

„Glückswort längstentwich'ner Jahre
Find' ich endlich dich bewährt?"
Rief er aus, als vom Altare
Er mit Flörchen heimgekehrt;
„Mög' in Winken dunkler Kunde,
Die auf Heil und Frieden gehn,
Wenn gekommen Zeit und Stunde,
Jedem, so wie mir, geschehn!" —

III.

Traum und Wahrheit.

Erzählung

von

Friedrich Krug von Nidda.

Es ist bereits wohl an zweihundert Jahre, da zogen am heiligen Abend vor Pfingsten neun wackere Wittenberger Musensöhne aus der alten Kurstadt gegen Osten, um theils im Meißner Lande an der höheren Elbe, theils in der Lausitz Ferien zu halten und ihrer kecken Freudigkeit einmal im Vaterhause genug zu thun.

Daß unter einer so vermischten Schaar, die sich unter dem Panier der Kunst und Wissenschaft die Hand geboten, das Leben mit sorgloser Brust zu umfahn; ja, die, von keinem Widerstand gehemmt, die innere Willenskraft nur rüstiger entfaltete, manch wunderlicher Schwank berathen und getrieben wurde, ist leicht glaubbar. So hatte man's unter anderm zum Gesetz gemacht: während dieser Wanderfahrt — die ohnehin bei so verschiedenem Ziel kaum einige

Tage dauern konnte — kein Nachtquartier in Städten oder Dörfern zu beziehn, und wo sich keine wüste Burgruine, keine einsame Köhlerhütte finde, das blaue, funkelnde Himmelszelt zur Decke, den Wald als Schlafsaal anzunehmen. So mußte ferner Jeder, ritterlich bewehrt, mit gutem Hieber, Hellebarde oder irgend leichtem Kugelrohr, doch in Ermangelung von Allem, mit Saiten- oder Flötenspiel erscheinen, — um entweder mit der lebenden Welt auf Schuß und Hieb, oder mit der höhern geistigen in Sang- und Klanggefechten anzubinden.

Astolph, der muthigste und freudigste der Jünglingsschaar, eine wahrhafte Heldenseele — aus dessen schnellbewegtem Flammenauge ein anderer Lindwurmtödter vorsah — und Werner, der sinnigste und stillste, der statt des Schwertes eine Zither trug, zogen den Uebrigen, die meist harmlos folgten, wie zwei leitende Sterne vor, und kein anmuthiges, noch störendes Ereigniß zeigte sich, wobei man diese nicht berathen hätte. Es scheint überhaupt charakteristischer Vorzug jugendlicher Verbindungen zu seyn: Talent und Muth in ihren selbstgezognen Bahnen meist unbeneidet anzuerkennen, und selten sehn wir einen Knaben- oder Mädchentrupp im unbedeutendsten Spiel beisammen, wo sich nicht bald ein

listiger Ulysses, ein Hektor oder eine Kamilla zeigt, das rohe Häuflein zu bewegen.

Unter wechselndem Gespräch, Gesang und Neckereien war man so mehrere Meilen morgenwärts in Früh- und Abendlichtern hingezogen; hatte die erste Reisenacht im Freien ganz abenteuerlos, fast spießbürgerlich, auf platter Erde hingebracht, und befand sich gegen Sonnenuntergang des ersten Pfingsttags in jenen dichten, wunderschönen Wäldern, die die sanftgekrümmte, schwarze Elster mit ihrem tönenden Schilfgestad' durchschneidet, und gleichsam in schwimmende Inseln theilt. „Ein überaus anmuthiger, geistig-stiller Wald," sprach Werner, höchlich erschöpft auf Astolph schauend — der von Zeit zu Zeit mit seiner Klinge Beweise seiner Rüstigkeit gab, und links und rechts am grün verhangenen Wege mächtige Baumzweige zu Boden streckte —: „wie wär's, wenn wir uns hier im kühlen Wald ein recht erquickliches Lager suchten?" — „Ich bin dabei!" bejahte dieser — sein Auge gleichsam musternd über die Jüngeren hingesandt — „ist doch wohl weit und breit der Wald als wie mit Bretern eingeschanzt, und möchten wir's ohnehin wohl bleiben lassen, noch heute auf's Blachfeld hervorzuziehn, das uns am Ende wenig frommen dürfte!" „Wohlan denn,"

fielen die Uebrigen bei — Andre, die noch weiter strebten, überstimmend — „fänden wir nur irgend eine Höhe, irgend ein felsiges Burggemäuer, damit uns im feuchten Haidemoor hier unten nicht gar die Elsternixen niederziehn!“ Indem sie so hin und wieder blickten, ein trauliches Nachtlager auszuspähn, ward Einer, der seitwärts vom Wege gestreift, einer nahen Hügelstrecke inne, die, wie mit Vorsatz hier aufgehöht, sich recht gefällig an die Niederung reihte. Er rief gleich beide Führer herzu, und Alle fanden dieses Zwerggebirg im unabsehlich ebnen Walde so ganz zum Lagerplatz geeignet, ja statt der Wallbastei'n mit einem eingesunknen Grabenring umhegt, daß es flugs eine Stimme ward, sich hier das zweite Quartier zu nehmen.

Man baute sich alsbald recht heimisch an; die dunkeln Reisemäntel wurden ausgebreitet, und die Erschöpftesten lagerten sich darauf, während Andre Feuer schlugen, und auf einem der schönsten Hügel eine freudige Flamme erwuchs, die flackernd in den Nachthimmel aufschlug, als wolle man dem stillen Gott des Waldes ein recht gemüthliches Opfer bringen. Taschenmunition, die Jeder bei sich trug — für heute grade noch ausreichend — und ein wackerer Zug aus Astolphs labender Kokusflasche, vertraten

die Stelle der Abendmahlzeit, und Lustigkeit und ungebundner Freiheitssinn begeisterten das junge Volk, das, in nachlässiger Unordnung, meist Waffen und Gepäck als Ruhekissen, mit aus der Stirn geschobenen Baretten, worüber bunte Straußfedern wogten, recht jugendlich keck in den wilden Wald aussah, als Werner seine Zither rührte und folgende kräftige Strophen sang, deren letzte Verse jedesmal vom rauschenden Chor begleitet wurden:

„Wie der Wind, wie Wolken- und Segelzug
Unaufhaltsam die Erde begleitet;
Wie der Wandervogel den heitern Flug
Ueber Meer' und Untiefen spreitet:
„„So soll der Jüngling, im Herzen kühn,
„„Das Leben mit freudiger Hast durchziehn!

„Was ihn hemmt und bindet, das ist sein Feind,
Und reizt's ihn in Himmelsgestalten;
Die Jugend erblühet, das Herz ersteint,
Läßt ihr's in Ruhe erkalten:
„„Drum schlürfet — auf Leben und Tod geschaart —
„„Die Freude auf rüstiger Wanderfahrt!

„Am fallenden Strome, auf Wolkenhöhn
Erblühn die duftigsten Blüthen:
Das Dauernde mag nur im Wechsel bestehn,
Nur Tod mag das Leben behüten!
„„Drum wählet den Himmel zu Deck' und Gezelt,
„„Und tauscht Euern Mannsinn um keine Welt!

„Wenn's stürmt und donnert von Außen her,
Läßt sich's am süßesten schlafen;
Wohl reift die Perle im wilden Meer,
Doch nicht im heimischen Hafen!
„„Drum sucht Euer Kleinod auf kecker Fahrt!
„„Ein Thor, der's in säumender Ruh' bewahrt.""

„Hoho! nur nicht so übermüthig, Ihr Gesellen!" sprach eine riesige Greisengestalt, die sich auf einmal, von Keinem noch bemerkt, unter den Hügeln emporrichtete — wobei der lange, silbergraue Bart grausig genug zu der verknöcherten Gesichtsmaske stand —: „sollte man doch meinen, Ihr hättet schon ganz Asien durchreist, und wolltet im Vorüberflug Europa nur so nebenhin mitnehmen; und seyd, am Licht betrachtet, keine Tagfahrt von Eurer alten Musenburg entfernt, die Ihr, so mich mein

Blick nicht täuscht, für Euch nur allzu früh verlassen! Seyd drum noch lange nicht über alle Berge, und rath' ich Euch, in Zeiten umzukehren, eh' Euch ein unheimlicher Spuk das Hirn verrückt!" — „„Fehlgeschossen, alter Kauz! so etwas fürchten wir keinesweges! hoffen gegentheils unsre Fahrt mit Muth und Freude fortzusetzen!"" rief Astolph ziemlich verletzt, indem er aufsprang und sich — wenn schon sein Haar sich dabei ein wenig sträubte — dem Alten trotzig gegenüber hielt: „„doch was berechtigt dich, uns hier zu stören, ja dich in einen Bundeskreis zu drängen, in dem du wahrlich überflüssig bist?"" — „Auf eignem Grund und Boden ist man in meinem Lande immer Herr und Meister, junger Fant!" brummte der Alte immer finstrer, „und eignen Boden darf ich doch wohl nennen, wo ich bereits seit beinah' achtzig Sommern fast täglich und stündlich mein Wesen trieb, — wenn auch am Ende wider meinen Willen!" — „„Ist dem also"" — lenkte Astolph spöttisch ein — „„daß Ihr Herr dieser Einöde seyd, so ziemt's uns freilich, Euch um ein Nachtquartier hier zu begrüßen, doch, weigert Ihr's, fragen wir wahrlich nicht zum andern Male — ja ich allein gedenke Euch den Kopf zurecht zu setzen, wenn anders noch Blut und

Leben darin schlägt!““ Bei dieser Drohung lächelte der Alte recht ironisch, und sey's, daß alle längst gebrochene Kraft noch einmal durch seine Nerven blitzte, oder ein toller Wahnsinn ihn befiel! er schwang einen mächtigen Speerbaum auf, der wie ein Nachtwind durch's Dunkel sauste, Astolph dagegen stieß die bewährte Klinge zornig aus, und Beide wären wohl auf Tod und Leben in sehr entscheidenden Kampf gerathen, wenn sich nicht Werner wie ein Schild an seines Freundes Brust geworfen hätte, wodurch der fremde Unhold Zeit gewann, so mörderischen Jähzorns sich zu schämen. „Herzensbank, du Guter,“ nahm er, zu Werner gekehrt, das Wort. „Ja, ja, so hat es eben kommen müssen, und alles wird zuletzt noch gut; viel besser, als ich's heute noch gedachte!“ Bei diesem Ausruf, den er schwer und schmerzlich, wie aus zerschmettertem Busen riß, überfiel die Jünglinge ein eigner Schauder; er aber wich beinah' gespenstig zurück, bot gute Nacht, und war im nächsten Augenblicke im undurchdringlichen Wald verschwunden. „Seht, Brüder, schon ein Abenteuer!“ rief Astolph, Wernern unsanft von sich stoßend, „ja etwas Neues, ein Kampf ohne Blut! Doch da der alte Feind verschwunden ist, wär's wohl an dir, mein unberufener Friedensrichter, mir blu-

tig ernste Rede zu stehn, warum du mich so thörig und verwegen in ehrlich begonnener Fehde unterbrachst?" — „Gern" — erwiederte Werner — „herzlich gern, wenn einmal Blut dich versöhnen muß! doch erst laß das deinige wieder ruhig werden, das wahrlich ohne große Noth und Unfall in so gewaltige Gluth gerieth!" Da legten sich die Uebrigen versöhnend ein, und baten die Freunde, wieder gut zu werden, und in so schauerlich langer Nacht, die jedes Herz so ahnungsvoll bewege, nicht thörigen Hader anzufahn. Diese Ermahnung machte Astolph ruhig; er bot dem Bruder versöhnend die Hand, wenn er nur offen gestehen wolle, warum er so verzweifelt mentorartig den abenteuerlichsten Kampf getrennt, den je ein wackerer Degen ausgefochten. „Heute nicht, Astolph, nur heute nicht! es erfolge, was auch immer wolle!" fiel Jener bestimmt, doch begütigend ein —: „genug, der Kampf war zu ungleich und roh, und Todte wollt' ich nicht begraben helfen! Legen wir uns indessen nieder, meine Freunde, vielleicht daß der morgende Tag uns Frieden gibt, und manches Räthselhafte klar beleuchtet!" Er fiel dem erweichten Gegner an's Herz, Beide hielten sich schweigend umfangen, und Alle legten sich nunmehr zur Ruh, indeß die Fichtenflammen niederbrannten.

Nicht lange war's rings um still geworden, und das Mohnhaupt des Schlummergottes hatte sich über die Müden hingeneigt, da kam's gar wunderlich seltsam über Astolphs Seele. War's Traum, war's Wahrheit? er unterschied es nicht, doch schienen sich die Hügel um ihn her mit einem Male aufzuthun, und ein häßliches vergelbtes Zwergvolk fuhr und ritt auf mannigfache Art und Weise aus der nächtlichen Tiefe hervor. Vor Allen erschien ein kleiner Pygmäe mit Kron' und Purpur angethan, den sechs gefleckte Lemminge zogen, als König dieser Gnomenmonarchie, und indem er mancherlei Besorgniß äußernde Befehle gab, machte sich die gesammte Zwergschaft zu einer schleunigen Auswanderung fertig. Da war's, als trügen ihrer Viele einen schweren Metallschild herbei, den sie in einen Hügel senkten, diesen mit Erde, Moos und Gestein hoch überdeckten, und indem sie dunkle Runensprüche sangen, wuchs überall ein wilder Wald über den seltsamen Hügeln auf, und die Gezwerge fuhren ihrer Straße. Drauf sah er einen großen, wohlbekannten Strom zwischen Felsbergen von Morgen heraufziehn; rings um ein blühendes Geländ mit Wiesen, Dörfern, fröhlichen Menschen und Heerden ausgeschmückt, — aber ein drohendes Wetter stieg empor und warf rothleuchtende Blitze nieder, und

eilig stürzte das Zwergheer heran und sah besorgt nach dem Wolkenhimmel, und kam an den Strom, und jammerte laut: „Ob Niemand da sey, überzuführen?“ — Und der riesige Alte von gestern — nur ungleich jünger und kräftiger — erschien als Helfer am andern Ufer, und nahm die Gnomen in seinen Kahn und ruderte lange und anscheinend schwer, bis er sie mitten im Strome hatte. Mit einem Male erhub er Zwist, forderte ein ungeheures Fährgeld, oder drohte, das gesammte Völkchen den Fischen zur Beute auszuladen. Da erschrak der König so gewaltig, daß er auf's Knie vor dem Schiffer niederfiel, ja seine Krone vom Haupte zog, sie ihm zum Pfande der Versöhnung bietend. Die nahm der Unhold mit Lächeln hin, und da sie ihm grade handgerecht schien, legte er sie als Armband an und fuhr nun anscheinend ruhig weiter. Als es jedoch an's Landen ging, schlug er mit seiner langen Ruderstange dem letzten der Zwerge ein Bein entzwei, ja drohte, den König selbst zu verletzen, wenn er nicht noch einer Goldkrone werth als Fährlohn ihm bewilligen werde. Der verlor nun endlich die Geduld und schwang den Zepter zornig nach dem Riesen, ihm folgende Worte laut entgegen rufend: „So sey denn immer und ewiglich verwünscht, du ungeschlachter, räubrischer Gesell, der bereits tau-

sendmal mehr, als er verdient, von mir erpreßte! Von nun an ruhst und rastest du nicht mehr, bis du den Weg zu meinen Bergen findest, wo noch mein Liebstes verborgen liegt. Doch wenn du es erkundet, erhebst du es nicht, und quälst dich wieder einen langen, langen Zeitraum, bis du den Schatz, um den du thörig wurdest, in fremden, feindlichen Händen siehst, doch nur den Tod statt goldner Schätze ernte st!" Nach diesem Fluche flüchtete der Zwergfürst mit seiner Schaar in den nahen Wald, den Fährmann aber hielt ein Sturm zurück, daß er die Kleinen nicht verfolgen konnte. Doch unverzüglich verließ er den Strom und pilgerte hinaus nach Norden; doch bald umfing auch ihn ein dichter Hain, der ihn dem Auge Astolphs entzog. Noch mancherlei buntes Phantasienspiel umfing des reizbaren Jünglings Schläfe, und der Tag stand allbereits in freundlichem Sonnenschmucke am Himmel, als er erwachte und seine Genossen schon gerüstet sah, die Weiterwanderung anzutreten. „Das geht unmöglich, meine Freunde!" rief er diesen halb schlaftrunken zu, indem er wie befremdet um sich tastete:" so klassischen Boden, als wir hier betreten, verläßt man unmöglich so geschwind, ohne zuvor Belehrung einzusammeln!" — „Wie so?" — fiel Werner wißbegierig ein, indem er den Langschläfer freund-

lich höhnte —: zählst du etwa den alten Waldgott mit dazu, der uns den gestrigen Abend so vergällte, und dann so dämonisch von dannen schied, als sey er den finstern Mächten verfallen?" — „Ja freilich! er vor Allen gehört in meinen Zauberkreis, und da du gestern Abend gar nicht fremd mit seiner Erscheinung zu seyn geschienen, so mahn' ich dich nunmehr am hohen Tage, vor dieser wackern Genossenschaft, um seine Herkunft, Lebensweise, und um Alles, was du von seinem Wesen vernahmst; denn — ehrlich gestanden, kam er mir im Traum um Vieles näher, als Ihr es sämmtlich ahnen mögt!"

„Viel" — versetzte Werner etwas mystisch — „vermag ich nun zwar selbst nicht auszusagen, da Gelichter seines Schlags meist ziemlich versteckt und einsam lebt, und sich, so wie wir All' uns selber, das unauflöslichste Räthsel ist: doch was die ganze Gegend von ihm fabelt, ja was in meinem Haideweiler, der kaum zwei Meilen entfernt seyn kann, fast alle Mauersteine sich erzählen, will ich Euch, so's Euch irgend frommt und Unterhaltung gibt, von Grund des Herzens gern berichten! — Der Alte, der uns gestern so erschreckte, und mitten unter uns, fast wie ein Erdschwamm, aus dem Boden wuchs, ist weit und breit in diesem Elsterwalde als der lange

Wigand bekannt, und unsre Väter scheueten ihn schon, da er vormals wilder noch und stärker, doch schon so gespenstig als heute war. Er kam, wie man erzählt, vor langen Jahren, bald darauf in diesen Wald, als eben eine, durch den sogenannten schwarzen Tod vertriebne, nach Böheim entwichne Czechenkolonie, die, wie es heißt, von den Hussiten stammte, aus diesen Hügeln abgezogen; und als habe er bis zu ihrer dereinstigen Wiederkehr hier immerwährenden Besitz genommen, sah man ihn oft, doch stets allein in diesem Theil des Forstes hausen. Hier eingeborne Hirten, welche mondenlang am grünen Stromesufer weiden, sah'n ihn an jedem Neumond in den Hügeln graben, wo, wie die Sage geht, noch so viel Schätze festgebannt sind, wofür man die Prager Brücke neu erbauen könnte. Sie haben's ihm dabei wohl angesehn, wie er vom bösen Feind getrieben werde, und wie nur jeder Fehlversuch, den Schatz zu heben, ihn immer erhitzter und eifriger gemacht. Mit Hülfe eines Schwarzkünstlers soll er zwar einst den Schlüssel aufgefunden haben, doch, nahe daran, die Decke abzuheben, worunter das goldne Geheimniß ruht, haben ihn zwei Greife fast erwürgt, seinen Begleiter mit hinabgerissen und ihm nur schreckliche Gewissensangst zurückgelassen; so daß er seitdem ohne Rast und

Ruhe — den Todten, an dessen Untergang er Schuld gewesen, laut bejammernd — wie ein Irrgeist im Walde spukt und keine friedliche Stätte findet. Zuweilen hat er eine gute Stunde, da's ihm wohl Ernst ist, Gutes zu thun; dann schürt er den Köhlern die Brände an, ja thürmt wohl ganz allein den größten Meiler, — Jägern treibt er das Wildbret schußgerecht, und hat schon manchen versprengten Hirsch dem Förster bei Nacht in sein Gehöft getragen; doch bald überfällt ihn der alte Grimm: er macht die Heerden scheu, erschreckt die Hirten, ja läuft die Jäger auf dem Anstand an, und nahm dafür schon manchen guten Kernschuß auf seine knöchernen Riesenlenden. Viele der Umgegend glauben daher, daß er durchaus unverletzbar sey, ja schlechterdings nicht sterben könne; doch sey dem, wie ihm immer wolle — seine Stunde schlägt einst gewiß, und hassen kann ich ihn am Ende auch nicht, denn, hat er auf Erden schwere Schuld zu büßen, so nimmt ihn der Himmel doch wohl einst zu Gnaden an, wo mancher, der sich jetzt stolz vermißt, wohl einen zürnendern Richter findet! Sieh, guter Astolph — wilder Trotzkopf sollt' ich sagen — warum ich dir gestern so kecklich in die Arme fiel: dich einer großen Gefahr zu entziehn und irgend Blutschuld zu vermeiden; denn, so wenig ich dich, du treues

Blut, von Wigands Speerbaum mochte fallen sehn, so wenig mochte ich auch, daß du die entscheidende Waffe würdest, die den verspäteten Erdenpilger aus seiner finstern Behausung löste!" — „Dank, tausendfältigen, für deine Bruderliebe!" fiel Astolph seinem Retter in's Wort: „bei Gott, edle Gründe ahnete ich nicht, und Grausen faßt mich, wenn ich nun bedenke, daß ich mein Eisen gegen eines Geistes kalte, versteinerte Brust gezückt! Doch seltsam, ja ein gleiches Wunder dünkt's mir, daß deine Erzählung und mein heutiger Traum sich überall so innig lich berühren; so daß das Ganze unbezweifelt an einem gemeinsamen Faden hängt, der freilich in dieses Hügellabyrinth hinunter läuft, zu dem wir leider keine Stege kennen! Ein herrlicher Ausgang wär's am Ende immer, dem alten Pilgram Ruhe zu verleihn, der, deiner eignen Erzählung nach, noch viel zu fest am alten Erdstoff hängt, sich unbefriedigt aus der Welt zu trollen! — Ich meine drum, meine freundlichen Gesellen, wir wagen einen Entdeckungsversuch, und zwar sofort am lieben hellen Morgen, — wer weiß, ob sich der Zauber nicht erschließt, und wir — so wir mit Ernst zu Werke gehn — nicht endlich zu dem Zwergenhort gelangen, den weder Alberich, noch Faffner, noch irgend Drachen oder Schlangen

hüten!" — „Herrlich, herrlich, wackrer Astolph!" fielen die Uebrigen freudig bei, „wir Alle helfen mit Muth und Blut, und zwar aus gutem, getreuem Herzen, — doch auch der Leib will seine Pflege haben! Hungern wir doch sämmtlich wie die Wölfe, und wollen wir nicht gar wie Fische abstehn, so bleibt nichts übrig, als ein Jägerhaus oder ein nahes Dörfchen auszuwittern, um uns sowohl mit Speise und Getränk, als nöthigenfalls mit Werkzeug zu versehn, dem schroffen Hügelfelde beizukommen."

Sie hatten noch nicht ausgeredet, so klingelten Schellen den Wald herauf, und eine zahlreiche Lämmerheerde ergoß sich in höherem Morgenlicht über die moosige Hügelstrecke; der Führer aber, der am Schäferstabe mit wohlgefülltem Brotsack nachgeschritten kam, ward des glänzend geschmückten, mit Barett und schönen Wämsern angethanen Jünglingshäufleins kaum gewahr, das sich, wie über seine Bestimmung ungewiß, von einem zu dem andern Hügel kehrte, als er mit seltener Traulichkeit näher trat und Allen den freundlichen Gruß entgegen brachte: „Mein' ich doch, meine gestrengen Junkers — wofür ich Euch schon erachten mag, da Ihr so blanke Gewaffen führt

und sogar Spielleute Euch geleiten — die alte Fabel werde endlich wahr, die ich von meinem Vater oft vernommen: daß einst neun schöne Wanderfalken den schweren Schatz allhier erheben würden, um den der lange Wigand schon so lang gebuhlt, und ihn bis heute nicht errungen! Nun denn, in Gottes Namen immer drauf, Ihr jungen, muthigen Edelfalken, dort in den weitesten Hügelkreis, worüber die doppelte Kiefer hängt, mit Euerm Wehrgeräth angefahren! Ich bin nicht ehrlich, Ihr gewinnt den Schatz, und führt, wie man sagt, die Braut nach Hause!" — „Das wäre so ein Ausgang, wie ich's liebe!" — rief Astolph, bis in's Innerste erfreut, das, was er kaum geahnt, so nah gerückt zu sehen — „dann fahre wohl, du düstre Schreibestube, und all' ihr engherzigen Grabgestalten, die ihr das Leben aus Büchern schöpft, das doch allein in frischer That und Handlung, in frohem Wirken und Regen sprießt, und grüne, duftige Zweige ausstößt! Doch das bei Seite, guter Freund! ist's anders kein Scherz, womit du foppen willst — und den wissen wir nothfalls zu bestrafen — meinst du's im Herzen gut und treu, so sind wir allesammt entschlossen, die rüstige Bergfahrt zu bestehn; vorausgesetzt, daß du im Stande bist, uns durch ein ländliches Frühstück zu erquicken und un-

ferm trocknen Gaumen Labung zu verleihn!" — Dafür ward Rath; der gastliche Arkadier öffnete die Tartsche, und Milch und Brot und fetter Ziegenkäse ersetzte bald die verlornen Kräfte. „Nun denn, zur Sache, meine Brüder!" sprach Werner, sicher in die Mitte tretend — „doch still und ernst und mit Gottvertraun, und unser Tagwerk wird der Himmel segnen! Doch wahrlich, wer aus Frevel oder niederm Geiz den Sand berührt, worunter ein heiliges Geheimniß schlummert, der hat mit Astolph oder mir einen sehr ernsten, wohl blutigen Streit! Was über der Erde im Sonnenstrahl lebt, mit dem mag Jeder leichtlich Kurzweil treiben — doch nah hier unten, wo die Todten schlafen, wo die Saat des Unendlichen keimt, gilt's mehr, als eitle Knabenscherze!" Gerührt, doch freudig, sah Astolph ihn an, und hub den Kreuzgriff seines Schwertes vor's Gesicht, lautsprechend: „Wir schwören edeln Gebrauch und christliche Verwendung alles dessen, was uns der Geist der Berge schenken wird!"

Drauf setzten sie sich mit ihren breiten Klingen — anderes Werkzeug besaßen sie nicht — von mehreren Seiten an den Hügel, und fanden überall lockern Grund; doch als sie nach und nach tiefer sanken, und viele Mühe erfordert ward, die losgebrochenen Schol-

len abzuräumen, um sich damit nicht im Wege zu stehn, erlahmten Viele ob der harten Arbeit, ja wurden mit unter unwillig laut, und eh' es Nachmittag und Abend ward, hatte Mancher das Feld geräumt, sich finster und muthlos abseits kehrend. Nur Astolph der Starke und Werner gruben noch, als schon der Syrius tief im Süden strahlte und das feurige Abendroth nach und nach in Nachtdunkel sank. „Halt!" rief jetzt Astolph, bitterlich entrüstet, indem er den Stumpf seiner Klinge zeigte, die wie Glas auf einer metallenen Platte sprang — „beim Himmel, Bruder, wir sind am Ziel, denn meine irdischen Waffen brechen!" — Doch Werner winkte ihm, still zu seyn, ihn bedeutend, daß wohl mehr im Spiele stehe, als der vermeintliche Zwergenschatz, um den sich bis hieher das Räthsel gedreht! und Beide beugten sich nieder in die Tiefe, und auch die Andern kamen herbei und fingen an an der Platte zu rücken, bis Astolph jetzt mit einem Male einen metallenen Mondschild hoch empor schwang, der tief da drunten begraben gelegen. Doch wie ein langer, schwerer Odemzug, das Todesstöhnen eines Mühsam-Sterbenden, zog sich ein Ton aus dem Abgrund hervor; im Augenblick wandten sich Aller Augen unwillkührlich in den Wald hinaus, und — die gestrige Greisengestalt schwand

eben mit betend aufgehobnen Händen, sie fast berührend, in's Nachtgefild. Astolph rief schmerzlich: „Fahre wohl.“ — Doch nur ein stärkres Weh'n der Fichtennadeln kam aus der öden Waldung zurück. Erstarrt, wie Marmorbilder, sah'n sich Alle an, gleichsam dem Stillstand ihrer Pulse lauschend; wie es wohl jedem Erdenpilger geht, den unmittelbar in seinen Hoffnungsträumen eine eiskalte Hand ergreift und ihm den Grenzpunkt alles Lebens vorhält. Doch jetzt lief Werner nach dem nahen Feuer, riß einen Kienbrand daraus hervor, und leuchtete sorglich in die Schauertiefe, wo's wieder todstill und ruhig war. Da zeigte sich ein königliches Grabmal, wie es die heidnische Vorzeit oft erbaut, als man den Herzstaub noch vom Rogus sammelte, und Sklaven und Kriegsroß, Schild und Speer dem Kampfeshelden in die Flamme folgten. Kreuzweis auf dem silberblanken Sande, hie und da mit Purpur umhüllt, prangte ein Schwert und ein Königszepter, gülden und mit Rubinen besetzt, und drüber ein eiserner Kronenreif, als Denkmal hier versenkter Herrschergröße. Noch tiefer aber ragten Aschenkrüge, Thränenvasen und Urnen hervor und Ueberreste von verbrannten Waffen. Der Anblick gab den Jünglingen Muth und all' ihr verschüchtertes Leben

wieder. Sie huben sofort die Kleinode auf, sie wie Paniere auf den Hügel pflanzend, jedoch die Urnen berührten sie nicht, bedeckten sie mit kühler Erde, und eilten nun zum Feuer zurück, das Loos über ihren Fund entscheiden zu lassen. Dies galt jedoch nur von Schild und Schwert — ersteres Astolph, letzteres Wernern bietend; jedoch den Zepter, ward man eins, der fürstlichen Gruft zurückzugeben, da Keiner ihn zu tragen begnadigt war, und profaner Gebrauch ihn nur geschändet. Man gab ihm sein voriges Lager zurück, thürmte den Hügel wieder rings zusammen, und streckte sich ermüdet zum Schlafe, der harmlos und bewältigend über sie hereinbrach.

Diesmal schwiegen Phantasie und Träume; erschöpft lag Astolph auf dem Schilde, der ihm sein treues Fechterschwert gekostet, und Werner, Hetzbold und die Andern alle ließen den Morgen unbesorgt heraufziehn, der heute wie eine geschmückte Braut sich aus den weichen Nebelschleiern löste, und sonnig und klar dem schönsten Tage vorging. Doch eh' noch weit entfernte Feierglocken den letzten heiligen Pfingsttag kündeten, erschien im grünen Walde

eine zarte Jungfrau, ihrem treuen Führer folgend, die sittig, doch mit behendem Gang dem vielbelobten Hügelfelde zuschritt, wo eben die Jünglinge lebendig wurden. „Sieh auf, Freund Astolph, der Zauber ist gelöst — der Himmel sendet seine Engel nieder!“ rief Werner seinem Genossen zu, der noch, die Augen auf den Schild gekehrt, sich an der Heldenzeit erlabte —: „laß deine Todten, das Leben geht uns auf in seinen blühendsten Hoffnungsstrahlen!“ — Und dieser sah empor, rieb sich die Augen, und sah noch einmal auf die Lichtgestalt, gleichsam verblendet von der Sonnennähe: denn eine vollendetschöne Jungfrau, züchtiglich magdlich, doch leicht geschürzt, von einem Wuchs wie eine junge Zeder, stand lächelnd wenige Schritte von ihm. „Wer bist du, holdes, jugendliches Wesen, die du so lieblich durch den Frühwald schweifst? und welcher Gott führt dich in unsre Nähe?“ rief ihr der ritterliche Jüngling zu, sich tief vor ihr zur Erde beugend. „Ich bringe Euch den Segen eines Sterbenden“ — gab sie in sinniger Rede zurück — „der gestern Abend vom Leben schied, das ihn fast feindlich streng, länger als ein Jahrhundert, festgehalten; den Segen eines todmüden Pilgersmanns, dem Ihr den letzten Gang gar sehr erleichtert! Mein Oheim, Probst zu Neideck, —

jenem Dörfchen, das Ihr am Saum der Haide liegen seht — saß gestern im Zwielicht vor des Hauses Linde, da trat ihn der rauhe Wigand bittend an, ihm doch vor seiner nahen Sterbestunde noch einmal Absolution zu ertheilen, indem sein Herz von mancher schweren Unthat gar sehr beschwert und gebrochen sey. Und als er sich entlastet, und der Gnadengruß des Welterlösers über ihn gekommen, hat er sich still unter die Linde gesetzt, den Blick zum Himmelszelt gekehrt, laut sprechend: „Lieber Gott, der du dich endlich mein erbarmst, und mich in deine Herrlichkeit aufnimmst —, o segne die Jünglinge, die in diesem Augenblick den Bannfluch meines Frevels lösen! Segne sie mit deinem schönsten Lohn, zumal den Führer ihrer Schaar, der gestern so entrüstet mir entgegen trat, nicht ahnend, daß ihn Gottes Finger leite!" Dann zog er diesen Reif vom linken Arm, und reichte ihn mir mit schon gebrochnem Auge: „Geh hinaus" — sprach er — „auf die Hügelebne, und gib diesen Kronenreif dem, der zuerst dir dort begegnet, sag' ihm: der ganze Bergschatz sey nun sein, denn Wigand habe endlich ausgerungen!" Und eh' ich von dem wunderlichen Goldreif aufsah, stöhnt' er noch einmal recht aus Herzenstiefe und schied hinüber in's selige Land,

und seine Gestalt, gleichsam versteinert durch die Last der Jahre, ragte schon starr an dem Baumstamm hinauf, wie eine verwitterte Felsentrümmer. — So nehmt denn das letzte Pfand des Todten an, doch wollt Ihr ihm die letzte Ehre erweisen, so findet Euch morgen in Neideck ein, dem Sarge des Vollendeten zu folgen!" — Die Jungfrau schwieg voll sichtbarer Rührung; Astolphs Blicke hingen an ihr wie Bienen an der Sommerrose, doch seine Geister naheten Gott, flehend, ihm die Herrliche zu schenken, die wie ein Seraph zu ihm trat, all' Irdisches von seinem Herzen lösend; Werner aber trat sinnig hervor, dankte im Namen seines Freundes für den wohlbesorgten Auftrag, und alles Erweckliche, was sie gesprochen, und legte Mäntel zum Sitz zurecht, der schönen Wallerin kurze Ruhe bietend.

Als sie jedoch in höchstem Liebreiz ihrer Jugendschöne und holder weiblicher Verschämtheit zögerte, der Bitte Werners Genüge zu thun, warf sich, von Lieb' und Leid bewegt, Astolph zu ihren Knien nieder, indem er den Saum ihres Gewandes nahm und ihn mit Innigkeit an seine Lippen drückte, sprechend: „O du — wie soll ich dich nennen — holder Engel oder Schutzgeist, verlaß uns arme

Irrende nicht, und schenke uns einige Augenblicke deinen Himmelsfrieden! Sieh, ich erkannte dich oft im Traum, und diente dir im Stillen unerwiedert, und betete und kämpfte für dich, und wußte noch nicht, wo du im Raume lebtest! Und nun ich dich erschaut in deiner Engelklarheit, kehrst du dich kalt und frostig von mir ab, den Kelch vor meinem Flammenauge schließend!" — Und Gertrud, in aller Milde ihres Mädchenherzens, neigte sich tief und huldig gegen ihn, die weiße Hand auf seine Stirne legend, der allen Trotz und frühere Wildheit reuig von sich that, wie an geweihter Stätte kniete, und fromme Blicke nach der Jungfrau aufschlug, der wonnige Thränen in den Wimpern glänzten. Drauf folgte er und Werner der Geliebten aus dem Haidewalde hervor auf die nahe befreundete Flur, und schieden tief und innig ergriffen; doch als am folgenden Tag die Todtenglocken klangen, fanden sich Alle, unter Astolph, in ihre Mäntel gehüllt am Grabe ein, den Aufgelösten friedlich zu bestatten. Als nun der Leichnam beerdigt war, Erdschollen zu dem Sarge nieder rollten, ja schon der längliche Hügel sich geformt, zog Astolph den dunkeln Schild, den er gestern gefunden, unter dem bergenden Gewand hervor, senkt' ihn mit Thränen auf das Grab, und bat

den Pfarrherrn, ihm als ehrnes Denkmal auf ewige Zeit hier Raum zu vergönnen. Astolph und Gertrud, still in Liebesglück und allen Wonnen der Zukunft befangen, wurden vom frommen Oheim feierlich verlobt, doch jedes Treupfand, was der Jüngling bis zu seiner Wiederkehr nach ausgehaltnen Studien einsetzte, vom geistlichen Herrn stolz verweigert, wohl wissend, daß seiner schönen Nichte Werth so irdischer Bande nicht bedürfe. Zur Hochzeit, die zwei Jahre drauf gefeiert wurde, lud der Probst Astolph auf ein nahes Landgut, das ungemein reizend in der Niederung lag. Ein goldner Schild, ganz von der Form des im Wald gefundenen, hing als Votivbild am bekränzten Eingang. „Wozu dieser?" frug der Glückliche verwundert, und Gertrud erwiederte zärtlich hingegeben: „Sieh, Lieber, in ihm die Zinsen jenes Kapitals, das du der Gruft des armen Wigand weihtest! nicht ahnend, welch ein theures Kleinod du so verschwenderisch aufgeopfert. Ein marmornes Denkmal krönt jetzt jenen Hügel, jedoch den düsterfarbigen Schild, den du mit eigner Hand darauf gedeckt, hat besorgte und erfinderische Liebe in dieses Landhaus umgeschaffen. Er war vom lautersten Gold, wie deine Treue, er gründete dies freundliche Gehöft, das deine

Thätigkeit erhalten wird, und sein Erlös wird uns für immer gnügen, hier still und unbeneidet wohl zu thun, und so die Huld des Himmels zu verdienen, die sich so wunderbar als herrlich an dir und mir versichtbaret hat!"

IV.

Frauentreue.

Erzählung

von

Franz Rudolf Hermann.

I.

Der Ritter Siegmund von Freisingen saß noch allein an der Tafel, sein Haupt auf beide Hände gestützt, tief in Gedanken verloren. Sein einziger Gesellschafter, Konrad, der Burgpfaff, war schon vom Tische aufgestanden und weggegangen. Bald darauf trat Ullrich, des Ritters Knappe, herein, füllte Siegmunds leeren Becher, und wollte eben wieder fortgehen, als der Ritter aufseufzte: „Das ist ein verwünschtes banges Leben." — „Das weiß mein Gott," sprach der Knappe vor sich hin. — „Laß seyn, Ullrich! Es soll anders werden," sagte drauf der Ritter, und hieß ihn neben sich setzen. — „Komm, alter Degenknopf! thu mir Bescheid." — Ullrich nahm den dargebotenen Becher, und dem Ritter zutrinkend, sprach er: „Bald eine Fehde oder eine Hausfrau! Traun! Eins von beiden muß nun kommen, wenn wir hier in der verwünschten Burg nicht versteinern sollen."

„Ja, da hast du Recht, Ullrich!“ sagte drauf der Ritter. „Doch leider! zu Fehden gibt es binnen drei Jahren keine Aussicht; der Landfriede hält alle Ritter auf ihren Burgen wie Vögel in Bauern gefangen. Und eine Hausfrau —?! Doch weiß ich mir keine aus all den Dirnen in unserer Nähe zu wählen. Auch weißt du, wie sehr ich mich vor solch einem Hauskreuze segne.“

„Doch, was sollen wir,“ sprach drauf der Knappe, „durch drei lange Jahre beginnen? Ich habe schon in den drei Monden, die wir hier stille liegen, alle Spinnennester in der ganzen Burg gezählt, und Zahnstocher aus langer Weile geschnitzelt. Auch Eurem lieben Streithengst will die bange Stallluft nicht mehr behagen. Hinaus möcht' er lieber in's Freie über Stock und Stein. Ja, und wenn's noch Frauen gäbe und junge Dirnen, mit denen man die lange Zeit verplaudern und verscherzen könnte. So aber zirpen wir einsam wie Grillen in dem alten Burggemäuer herum. Ach! da seh' ich nur immer das liebe freundliche Rheinthal hinunter, und das Herz möcht' mir im Leibe zerspringen, wenn ich so der alten Zeiten und Abenteuer gedenke, und nun mir wie ein trübseliger Waldbruder vorkomme, der seine Jugendsünden abbüßt.“

„Mein Seel! du hast Recht, alter Degen," versetzte der Ritter. „Nein! ich halt' es nicht länger mehr aus in dieser bangen Einsamkeit. Geh, sattle unsre Rosse. Wir wollen wieder einmal in die Welt hineinschauen. Wenn auch keine Fehde, gibt's doch Liebesabenteuer und Turniere." — „Nun, das lass' ich mir gelten. Gott sei Dank, daß man wieder einmal aus den Felsen und Mauern hinaus kommt," sagte der Knappe, und küßte vor Freuden wohl zehnmal die Hände seines Ritters, und trollte, sein Leibliedchen sich singend, lustig die Treppe hinab.

Siegmund ging in den Waffensaal und wählte das blankste Heergeräthe; denn nun sollt' es ja nicht die Bestürmung einer Burg oder sonst eine blutige Fehde gelten, nein! nur ein armes waffenloses Frauenherz erobert werden. Konrad, der von der neuen Fahrt gehört hatte, kam um Abschied zu nehmen, und wandte gegen den wunderlichen Einfall kein Wort ein, da er wohl wußte, daß dem Ritter nicht auszureden war, was er sich einmal in seinen Sinn faßte. Siegmund übergab Burg und Mannen in seine Obhut, der er sie so oft schon vertraute.

Der Ritter war reisefertig, und aus dem Burghof sang Ullrich wieder sein Liedchen herauf.

Fehde und Frauenkuß,
Goldener Wein
Müssen des Ritters Lust
Einzig nur seyn.

Fort aus der Einsamkeit,
Hin in die Welt!
Suchet die schönste Maid,
Die Euch gefällt.

Seht nur, der wilde Hengst
Ist schon gezäumt.
Seht, wie er springt und setzt,
Schäumet und bäumt!

Auf! Mit der Braut zur Burg
Kehren wir heim;
Süßer beim Frauenkuß
Mundet der Wein.

2.

Schon ritt Siegmund und sein Knappe an des Rheinstroms weinbekränzten Ufern hinauf, jeder auf seine Weise beschäftiget. Der Ritter dachte im Stillen, wohin er sich nun wenden solle; er wußte

ja selbst nicht einmal recht, was er wollte. Und so war denn auch gar kein Reiseplan entworfen, und nur zufällig traf es sich, daß er grade diesen Weg ergriff. Ullrich dagegen sang sich ein Liedchen, unbekümmert wohin sie kämen, wenn es nur vorwärts ging. So waren sie schon einige Stunden geritten; die Rosse gingen ungelenkt stets fürbaß auf der lustigen Landstraße.

Endlich hielt der Ritter an, nachdem sie einen hohen Hügel hinan gekommen waren und fragte den Knappen: „Weißt du denn auch, wohin unsre Reise geht?" — „Ei!" entgegnete Ullrich, „wie soll ich es denn wissen, da Ihr es wohl kaum selbst wissen möget?" — „Ja nun ist es entschieden. Wir reiten nach Freiburg in's Schwabenland." — „Aha," sagte drauf Ullrich, „nach der schönen Frauenstadt? Nun Glück auf! Zu Freiburg hat mir's immer wohlgefallen. — Wie weit ist es noch zur nächsten Herberge?" — „Kaum noch eine Viertelstunde. Hier unterhalb des Hügels dicht am Eichwald ist die nächste, doch die bessere drüben dort an der Krümmung des Rheins, etwa zwei Stunden von hier. — Wir wollen hier ein wenig rasten, und dann in der zweiten Herberge zur Nacht bleiben."

Es war ein warmer klarer Maiabend. Die

Sonne neigte sich eben hinter die fernen blauen Berge, sie wie mit einem Heiligenschein bekrönend. Die Rebenhügel und Thalklausen strahlten im Golde, und die Rheinstromwogen blinkten und funkelten im zauberhaften Lichtscheine, als wäre auf ihnen ein Feuerwerk angezündet. — „Wie wunderschön der Abend ist!“ sagte Siegmund, stieg vom Pferde, und warf sich nieder auf die goldgrünen schwellenden Matten, im Anschauen der herrlichen Scene verloren. Ullrich stimmte, während er die Rosse abgezäumt, und frei weiden ließ, in einer wehmüthigen Sangesweise folgendes Lied an:

Einst ritt ein Ritter mit schwerem Sinn
Durch's grüne Land dahin;
Es klang so lustig, es klang so schön
Der Vöglein süß Getön.
Dem Ritter wurde so lieb und leid
In goldner seliger Frühlingszeit.

Wie er die Blumen, die Blüthen sah,
Wie weh geschah ihm da!
„In Liebe schwimmt ach! Alles umher,
Mein Herz nur liebeleer.
O laß, du goldene Wonnezeit,
Mich finden die längsterfehnte Maid.“

Er hat sie gefunden. Des Maien Lust
Erblüht in seiner Brust;
Doch eh' noch der heiße Sommer kam,
War todt der Bräutigam.
So war denn geschieden Lieb' und Leid
Gar schnell mit der goldnen Rosenzeit.

„Dein Lied hat gar einen bittersüßen Schluß," sagte Siegmund. — „Ja wohl," entgegnete Ullrich; „ich weiß es selbst nicht, wie mir jetzt eben dieses Liedchen in den Sinn kam. Aber so ist es einmal, daß immer Leid und Freude so nahe beisammen sind."

Die Sonne hatte sich bereits tiefer hinter die purpurblauen Berge gezogen. Ullrich sah noch einmal hinab in das schöne Rheinthal und sagte: „Seht Ihr in der Ferne dort Eure Burg mit den leuchtenden Fenstern? Seht, wie in Flammen steht sie da." Auch der Ritter sah hin. Wie eine leise Schauerahnung ging's durch seine Seele, und eine Thräne zitterte in seinem Auge. Der Knappe mahnte jetzt zum Aufbruch, und schweigend trabten sie den Hügel hinab.

Es war mittlerweile dunkler geworden, und die Sterne schauten mit klaren freundlichen Augen in die

Welt herein. Der Weg zog sich nun dichter am Rheingestade hin, und sie waren so in der engen Schlucht zwischen dem Strom und steilen Felsabhängen eine Strecke geritten, als Siegmunds Roß plötzlich scheute und nach der Seite sprang. „Was ist das?" rief der Ritter — „Ach!" seufzte Ullrich, und schlug ein Kreuz über sich. — „Sahst du etwas?" fragte Siegmund, indem er anhielt. — „Laßt's nur. Es ist schon wieder weg. Reitet nur in Gottes Namen weiter; es tauchte den Strom hinab. Setzt nur die Sporen ein, daß wir schnell der bangen Stelle vorüber traben." — Siegmund zog sein Schwert und fragte noch einmal: „Was war es denn?" — „Laßt uns nur von hier hinweg," entgegnete der Knappe, sich ängstlich umblickend. — Der Ritter lachte und trabte rasch fort.

„Gott sey Dank," sagte Ullrich nach einer Weile, „daß wir so mit heiler Haut davon kamen. So hab' ich sie doch auch einmal gesehen. Es war die Rheinfrau." — „Das dacht' ich mir wohl," entgegnete Siegmund, „daß du wieder ein Gespenst in deinem Hirn gesehen. Nun, wie sah es denn aus?" — „Ein schönes Fräulein war es mit langen grünen Haaren und großen weißen Brüsten." — „Und das Alles sahst du im Finstern?" — „Ja,

so hat man sie immer gesehen. Dem sie erscheint, bedeutet sie nichts Gutes.“

Der Ritter lachte noch viel über den lustigen Schwank, wie er ihn nannte. Doch *Ullrich* blieb den Abend in sich gekehrt und selbst der Becher konnte ihm die Geisterfrau nicht vergessen machen.

3.

Auf! und lobt mir im Gesange
Nur des Ritters freies Leben,
Der, mag sich die Welt erheben,
Kühn steht in des Schicksals Drange.

Preise nur jeder sein eigen Geschick,
Träume, er habe das einzige Glück.
Schwelge nur jeder im trügenden Schein,
Ich aber lob' mir ein Ritter zu seyn.

Mit des Lebens ernstem Spiele
Spielt des Ritters freie Lust:
Glüht sein Herz auch, seine Brust
Athmet frische Morgenkühle.

Flieht ihm sein Leben wie Blüthe dahin,
War doch die Blüthe des Lebens Gewinn.
Schwelge nur jeder im trügenden Schein,
Ich aber lob' mir ein Ritter zu seyn.

So sang Siegmund, als sie am folgenden Morgen wieder auf der Straße nach Freiburg fortzogen. Auf den schönen Abend folgte ein schöner Morgen, und freudig schlug Siegmunds Herz in der freien Himmelsluft. Ullrich stimmte auch bald sein Liedchen an, und so unter abwechselnden Gesängen und Gesprächen ritten sie neben grünen Rebhügeln durch Breisgau's gesegnete Fluren.

Schon blinkte aus der Ferne die Thurmkrone des Münsters, die der Knappe für einen leuchtenden Stern ansah. Dem Ritter kam es vor, als wenn sie ihm winkte, und rascher ließ er das muthig-wiehernde Roß die Höhen hinab traben.

Als sie in Freiburg angekommen und in einer Herberge abgestiegen waren, ging Siegmund sogleich zu Arnold, einem reichen Kaufherrn, den er aus früheren Zeiten her kannte. Er hatte ihm oft das Geleite am Rheine gegeben, wenn Arnold mit seinen Waaren von Köln den Rhein hinauf zog. Arnold staunte über den unvermutheten Besuch und noch mehr, als er von Siegmund erfuhr, was der Zweck seiner abenteuerlichen Fahrt sey, sich nämlich eine Braut in fremden Landen zu suchen. — „Nun, dazu kann Rath werden," sagte lächelnd der Kaufherr; „Freiburg ist reich an schönen Dirnen,

und eben kommt Ihr, Herr Ritter, recht zur gelegenen Zeit. Heute ist Kirchtag, und wir finden jetzt im Münster alle Schönheiten versammelt, wo Ihr denn wählen möget. Wenn es Euch beliebt, gehen wir hin." — Der Vorschlag ward gebilliget, und sogleich in's Werk gesetzt.

Siegmund trat in das Münster. Welch ein heiliger Schauer ergriff ihn! Es erschien ihm der Tempel wie eine herrliche grünende Laube von Bäumen, Zweigen und Blüthen. Das Sonnenlicht fiel durch die farbigen Fensterscheiben gebrochen herein, und erzeugte ein heiliges Halbdunkel, das in leiser Schwärmerei die Seele gefangen nimmt. Die wunderlich in einander verschlungenen Gestalten von Thieren und Menschen an den Knäufen der Säulen, die von Blumenranken umwunden; die kühnen Riesenpilaster, die die Decke des Doms mit Sternen und Engeln besät trugen; in der Tiefe des Hintergrundes am Ende der grünen dichtgewölbten Laubengänge der Hochaltar, eine brennende Centralsonne von flammenden Kerzen mit dem verschlossenen Tabernakel, dem heiligen Graal, erweckten in ihm wundersame Gefühle, er glaubte, ein verjüngtes Bild des Weltalls vor sich zu sehen. Aber über ihm erhob sich im Chore die Orgel erst in langsam wallenden Tönen, wie das

ferne Meer vom Sturm bewegt in der Tiefe rauscht und summt. Dann brach es herein wie Ungewitter rasend und durch einander wirbelnd; zuletzt aber im sanften Zuge von leiseren Tönen, wie ein Engelchor von oben sich herabsenkend in wunderlieblichen Hymnen und Gesangesakkorden.

Siegmund war entzückt und sein Geist tauchte mehr und mehr in diesem Tonquell sich berauschend unter. Und wie er einmal aus diesem seligen Wonnerausche aufschaute, gewahrt er zur Seite im Kreuzgange eine hohe Frauengestalt vor einem Marienbilde kniend und in Andacht versunken. Siegmunds Blicke waren nun unablässig nach der schönen Beterin hingezogen. Seine Seele, von so mannigfachen Gefühlen aufgeregt und bewegt, malte ihm die Verschleierte, durch deren Hülle mancher süßer Reiz entschlüpfte, zu einem Idealgebilde aus. Gern hätte er Arnold um die unbekannte Schöne befragt, allein man hatte ihn schon bereits in Geschäften nach Hause gerufen.

Die Messe ging zu Ende, und die letzten Orgeltöne verhallten in den Domgewölben wie der Sterbenden Seufzer. Alles strömte wieder zu den Pforten hinaus, nur die unbekannte Schöne blieb. Auch Siegmund stand noch da wie von Zauberbanden

gefesselt. Jetzt trat sie zum Weihbecken, den Schleier zurückschlagend, um sich mit dem heiligen Wasser zu besprengen. Siegmund konnte nun frei in den offnen Himmel ihrer Reize sehen. Ein süßer Schauer durchbebte ihn, er sah und sah, sein ganzes Wesen war gleichsam zum Auge geworden. In welcher schönen Wirklichkeit stand das Gebilde vor ihm, das schon seine Phantasie ihm mit Zauberfarben malte! Diese lichtblauen Augen, diese hohe sinnvolle Stirn, dieses holdselige Angesicht von goldnen Locken wie von einem Glorienkranze umflochten, übertrafen Alles, was er je von Schönheiten einzeln gesehen. Es war der seligste Augenblick seines Lebens, und er schwelgte und berauschte sich im Anschauen des schönen Gebildes. Ihr Blick begegnete seinem, und schlug den Funken auf, von dem sein Innerstes entbrannte.

Sie trat jetzt zur Pforte hinaus unter die Halle. Siegmund folgte ihr vom stillen Zauber nachgezogen. Da trat von der Seite plötzlich ein Ritter vor ihn hin und sagte mit einer fürchterlichen Stimme: „Habt Ihr für Gertrud gebetet? Mörder! Ihr fürchtet Euch nicht, in's Heiligthum zu treten?" — „Ha! Otto!" schrie Siegmund auf und erblaßte. Da bot der fremde Ritter der Dame seinen Arm, und ging mit ihr fort. Siegmund stand wie ein-

gewurzelt da; endlich schlich er wie ein Schatten den Wandelnden nach, die in Arnolds Haus traten. Siegmund blieb in einiger Entfernung stehen und seufzte vor sich: „Weh mir! Es ist Arnolds Frau;“ und ging mit zerrissenem Herzen nach seiner Wohnung.

4.

Siegmund kam einst auf seinen vielen abenteuerlichen Fahrten auch zufällig nach Franken. Der Raubgraf Ruprecht von Rothenburg hielt damals den Ritter Otto auf seiner Burg Ottenheim belagert, weil er ihm seine Schwester Gertrud zur Gemahlin verweigerte. Siegmund eben damals ohne Fehde, auf die er immer in seinem jugendlichen Brauseleben und nach dem damaligen Geiste der Zeit auszog, stieß mit seinen Reisigen auf die Einladung des Grafen zu dessen Banner, und dieser beschloß nun so auf's neue verstärkt, den letzten entscheidenden Sturm auf die Burg zu wagen. Dies geschah die folgende Nacht darauf.

Schon war die Burg wüthend und siegreich erstürmt und stand in vollen Flammen. Im Burghofe kämpfte Graf Ruprecht mit Otto, der sich noch

löwenmüthig vertheidigte, während Siegmund das Burgthor von der andern Seite erbrochen hatte, und in den von den Flammen noch unversehrten Theil der Burg mit seinen Reisigen stürmte. Da hörte er vom Erker herab ein Jammergeschrei und Winseln. Er stürzte eiligst hinauf; es war Gertrud. Als sie ihn erblickte, hielt sie ihn für den Grafen, und wollte sich vom Erker hinab in den tiefen Wallgraben stürzen. Siegmund erfaßte sie noch am Arme, und sprach ihr freundlich zu. Als Gertrud erfuhr, er sey nicht der Graf, warf sie sich ihm zu Füßen und beschwor ihn, sie zu retten. Siegmund, durch ihre Thränen und Verzweiflung bewegt, gab ihr sein Ritterwort: er wolle sie retten, und rief Ullrich herbei, der sie schnell aus der Burg führte, und in dem nahen Walde verborgen hielt.

Otto, von der Erstürmung des zweiten Thores benachrichtiget, eilte herüber um Gertrud zu retten. Nur wenige Knappen hatte er bei sich, die bald besiegt waren, und Otto ergab sich nun auf Siegmunds Treuwort. Nun kam auch Graf Ruprecht herbei, da die Burg erstürmt und zum Theil auch die Flammen schon getilgt waren. Er hatte schon die Burg und jedes Gemach vergebens um Gertrud durchsuchen lassen. Jetzt, da er Otto bei Sieg-

mund sah, forderte er sie von ihm als einem Gefangenen. Otto erwiederte gelassen: er wisse sie nicht, und sey ihretwegen selbst in Kummer. Ruprecht fluchte und tobte, und schwur, er wolle Otto geißeln lassen, wofern er das Fräulein nicht ausliefern wolle. Otto blieb bei seiner Aussage, und glaubte, sie müsse sich ein Leid angethan haben. Nun gab Graf Ruprecht Befehl, ihn zu ergreifen. Da trat Siegmund vor und schützte den gefangenen Ritter, dem er sein Treuwort auf Schutz und Trutz gegeben. Ruprecht wähnte Verrath, und drang nun zornentbrannt mit seiner Lanze auf Siegmund ein, doch dieser rannte ihm die seinige durch den Leib, worauf der Graf alsbald verblich.

Otto, gerührt durch das edelmüthige Betragen, umarmte und herzte Siegmund. Dieser ließ sogleich Gertrud heraufbringen, und übergab dem staunenden Bruder die todt geglaubte Schwester, und mit ihr die Burg wieder in seine Hände.

Siegmund blieb, der freundlichen Einladung der Geschwister folgend, noch einige Wochen auf der Burg Ottenheim. Auf die zartfühlende Gertrud hatte die großmüthige That Siegmunds einen tiefen Eindruck gemacht, und so oft sie ihn sah, dankte sie dem Ritter mit Thränen. — Und so

hatte sich denn auch außer dem Dankgefühl noch eine andere Regung ihres Herzens bemeistert. Sie liebte ihn. Siegmund war ein ritterlicher, rascher und dabei sehr einnehmender Jüngling, und überdies noch frei von den Banden der Liebe. Das wußte Gertrud, und glaubte, ihre Liebe dürfte daher kein leerer Wahn seyn. Aber Siegmund blieb kalt, und fühlte nichts für Gertrud; das ritterliche Leben allein erfüllte sein ganzes Herz, sein Sinnen und Trachten. Gertrud machte jetzt ihren Bruder zum Vertrauten ihres Herzensgeheimnisses, und dieser gab ihren dringenden Bitten nach, Namens ihrer bei Siegmund zu werben, so schwer es ihm auch ward. Siegmund stutzte und entschuldigte sich, er könne sich jetzt noch nicht erklären. Otto war beleidigt, der eine solche Antwort nicht erwartete. Das Verhältniß zwischen ihm und Siegmund wurde nun immer kälter. Siegmund fühlte dies schmerzlich, und um sich frei zu machen, war er plötzlich von der Burg verschwunden.

Gertrud war trostlos. Otto begegnete ihr sogar hart, denn sein Stolz war durch Siegmund auf das empfindlichste gekränkt. Auch verbot er ihr ernstlich, nicht mehr an den leichtfertigen Ritter zu denken. Gertrud that das Aeußerste, schrieb einen

zärtlichen Brief an Siegmund, in dem sie ihre ganze Liebe und all ihr Hoffen niederlegte. Der Brief blieb jedoch ohne Antwort. Darauf verfiel Gertrud in eine tiefe, verzehrende Schwermuth und starb. Otto schwur an ihrem Grabe blutige Rache.

Seit jener Zeit hatten sich Siegmund und Otto nicht mehr gesehen. Ein Geschäft mit Arnold hatte letzteren zufällig nach Freiburg gerufen, und er war nicht minder überrascht, Siegmund hier zu treffen. Und so war denn auch der alte Rachegedanke und sein gekränktes Ehrgefühl nun wieder auf's neue in Otto's Seele erwacht.

5.

Als Siegmund in sein Zimmer trat, warf er sich in einem Zustande von Verzweiflung auf den Boden hin; sein Herz wollte ihm zerspringen. „Weh mir!" seufzte er, „daß ich Sie gesehen. Ich bin verloren. Ich Wahnbethörter schwelgte in einem erträumten Himmel nur, und Gift war es, was er in mein Herz träufelte. Wohl nur ein Wahnbild hab' ich in meine Arme geschlossen. Ja, ich fühl' es, ich bin verloren. Und nun tritt mir noch Gertruds drohendes Gespenst in den Weg. Doch

gut, daß du da bist, Otto! Du willst Rache nehmen? Nimm sie nur bald und im vollgenügenden Maße. Was soll mir noch dies zerstückte, in seinen innersten Fäden zerrissene Leben? Du kommst wie gerufen. Jetzt bring' ich es dir selber zum Opfer dar."

Er stand zitternd auf, setzte sich zum Tische und schrieb. Ullrich trat blaß herein und sprach im furchtsamen Tone: „Wißt Ihr's schon? Ritter Otto ist hier." — „Ich weiß es," sagte drauf der Ritter, legte einen Brief zusammen, und drückte auf das Siegel den Knauf seines Schwertes: „Geh und gib ihm dieses," fuhr der Ritter fort, indem er ihm das Schreiben einhändigte. — „Ein Fehdebrief?" fragte staunend der Knappe. — „Ja, wie du siehst. Morgen sey der Zweikampf; doch lieber wär' es mir heute noch, wenn nicht der Gottesfriede die Fehde untersagte." — „Um Gottes willen," sprach Ullrich, „laßt das seyn! Ihr kennt ja den gewaltigen Kämpfer." — „Wohl kenn' ich ihn. Ich bin ihm noch Sühne für den Tod seiner Schwester schuldig." — „Aber warum," fiel der Knappe ein, „warum wollt Ihr selbst ihm die Gelegenheit bieten, der, wie Ihr wißt, Euch tödtlich haßt? Warum denn eben jetzt?" — „Geh und besorge den

Brief," sagte drauf der Ritter, und zwar in einem Tone, dem Ullrich nicht zu widersprechen wagte, und ging mit schwerem Herzen von dannen.

Otto schien etwas betroffen, als er so unvermuthet den Fehdebrief erhielt. Da er ihn flüchtig gelesen, beschied er den Knappen kalt und stolz mit den Worten: „Gut; er wird mich treffen."

Arnold hatte Siegmund zu sich geladen. Lange kämpfte dieser mit sich, ob er gehen solle. Doch, dacht' er bei sich, ich sehe sie ja wieder und vielleicht zum letzten Male. Dies entschied; er ging. Als er bei Arnold eintrat, saß Otto mit Klementinen, so hieß Arnolds Frau, in einem vertraulichen Gespräche zusammen. Siegmund war höchst überrascht, Otto hier zu finden. Klementine ging ihm mit freundlichem Gruße entgegen, und bot ihm die Hand zum Willkomm dar. Dies brachte ihn vollends außer aller Fassung, er wußte kein Wort vorzubringen. Auch traf ihn Otto's Blick, und er fühlte tief im Herzen das Vernichtende dieses Blickes. In diesem Andrang von Wechselgefühlen wollte er schon fort, als Arnold herein trat, und ihn gewissermaßen wieder zu sich brachte. Das Gespräch lenkte sich auf gleichgültige Dinge, woran jedoch Otto keinen Theil nahm. Klementine, die

Spannung zwischen den Rittern bemerkend, schlug einen Spatziergang in den Garten vor. Arnold versprach, bald nachzukommen, indem ihn jetzt ein Geschäft mit Otto abhalte. Klementine hatte auch noch etwas im Hause zu beschicken, und so ging denn Siegmund allein in den Garten voraus.

Da nun unser Ritter im Freien war, warf er sich auf eine Rasenbank hin. Eine fürchterliche Angst ergriff ihn; er hatte auch hier keine Ruhe, es trieb ihn unstät auf und nieder in den dunkeln Laubengängen. — „O wie ist mir?" rief er, „wo soll das endlich hinaus? Ha! und ich war in ihrer Sonnennähe und sie konnte diese Nacht in meinem Busen nicht erhellen! Immer und immer finstrer wird's in mir. Welche grauenvolle Bilder, mit lieblichen Engelsgestalten wechselnd, ziehen durch mich hin! Und ach! dort schreitet aus der dunkeln Ferne Gertrud her, mit dem leichenblassen Angesicht. Ha! weg Gespenst! was trittst du höhnend mir in den Weg? Will die Hölle alle ihre Qualen in meinem Busen ausgießen? Nein, nein! Das ist zu viel — dem muß ich erliegen." — So sprach er vor sich hin, und seines Herzens innerster Drang brach dann in heftigen Thränen aus, die, wie es schien, seine brennenden Qualen kühlten.

Er ging jetzt in den Gartensaal und ward ruhiger. Eine Laute hing an der Wand, er nahm sie und griff einige Töne, die freundlich und tröstend in sein Gemüth sprachen. Drauf sang er mit innigem Gefühle folgendes Lied:

Sey ruhig, armes Herze!
Was klopfst du schwer und bang?
Entringst dich nie dem Schmerze,
Und nie dem schweren Drang.

Zerreiß', du tiefes Sehnen!
Nur immerfort die Brust;
Ström' aus in heißen Thränen
Des Lebens süße Lust!

Aus ihren blauen Augen,
Aus ihrem Mund' so roth,
Muß ich den Tod mir saugen,
Der Liebe bittern Tod.

Ach dieses Sehnen stillt sich
Nur in der Erde Schoos!
Was ich geahnt, erfüllt sich:
Ich liebe hoffnungslos.

„Doch Ihr liebt nicht hoffnungslos, Herr Ritter?“ sprach's leise und im flötenden Tone. Siegmund sah sich plötzlich um; Klementine stand hinter ihm. Er sah sie wieder in ihrem ganzen Huldreiz; von einer magischen Gewalt fühlte er sich hingezogen, die Knie wankten ihm, er warf sich vor Klementinen nieder, ihre Füße umklammernd: „O wohl lieb' ich hoffnungslos! Euch lieb' ich, Euch bet' ich an.“ Klementine sah ihn mit unbeschreiblich süßer Rührung an und sagte: „Faßt Euch, Herr Ritter! und bedenkt, ich bin Arnolds Gemahlin“ — und eilte aus dem Gartensaale. — „Ha! in diesen Worten sprach sie mein Schicksal aus“ — seufzte Siegmund, und sank in stille, tiefe Trauer. Nach einer Weile, als er Stimmen im Garten vernahm, schlich er leise durch eine Pforte in's Freie.

6.

Siegmund ging darauf nach seiner Wohnung und schien beruhigter zu seyn. Nur Ullrich rührte ihn, der immerfort weinte, und sich gar nicht zu fassen wußte. Sein ganzes munteres Wesen war dahin. Siegmund entließ ihn mit dem Auftrage, ihn früher als sonst zu wecken, und sein Roß zum

Kampfe bereit zu halten. — „So wär' es denn vielleicht das letzte Mal, daß ich Euch weckte?" sprach der Knappe, und sah dabei den Ritter wehmüthig an. — „Vielleicht," antwortete Siegmund gelassen. — „O laßt die Fehde! Versöhnt Euch mit Otto. Ich weiß nicht, warum mir grade diesmal so sehr für Euch bangt. Auch steht mir den ganzen Tag schon die Geisterfrau, wie ich sie dort im Rheine gesehen, wieder vor meinen Augen, und will gar nicht von mir weichen." — „Doch geh nur jetzt. Sey meinetwegen nicht im Kummer. Seinem Schicksale entflieht der Mensch nicht, und ich will mich nun mit Geduld drein geben, komm' auch was da wolle." — Ullrich ging.

Siegmund legte sich zur Ruhe; aber der lindernde, schmerzstillende Schlaf war von ihm gewichen. Schwarze, graunhafte Bilder stiegen unabläßig in seiner Seele auf und nieder. Erst gegen den Morgen schlief er ein, von den langen wachen Sorgen ermüdet. Was wachend sein Herz belastet hatte, ängstete ihn nun auch im Traume. Seine aufgereizte Phantasie führte ihn in das Münster. Er sah die hohe Frauengestalt kniend und betend vor dem Altare. Zu ihren Füßen war er hingesunken — liebend neigte sie sich zu ihm hinab — da

umfaßte er sie, doch war es ihm, als hätte er einen kalten Marmorleib in seine Arme geschlossen. Und wie er nun so schaudernd aufsah, kam leichenblaß und drohend Gertrud auf ihn zugeschlichen. Er wollte an Klementinens Busen sich bergen und retten, und umfaßte sie noch einmal. Da wankte der Boden unter ihnen, er sank mit ihr die dunkle Gruft hinab.

Als Siegmund erwachte, saß schon Ullrich an seinem Lager und sagte: „Ihr habt schwer geträumt.“ Der Ritter stand schweigend auf, und kleidete sich rasch an; dann eilte er nach dem zum Zweikampf bestimmten Orte. Ullrich folgte ihm.

Otto stand schon gerüstet dort. Siegmund ritt stumm an ihm vorüber und stellte sich am andern Ende der Kampfbahn auf. „Wohlan! hier steh' ich,“ rief Siegmund. — „Ha Wüthrich! steh nur fest,“ erwiederte Otto, legte die Lanze ein, und wollte eben auf Siegmund losrennen, als eine nahe Stimme rief: „haltet ein!“ Otto bog die Lanze zurück. Arnold trat in die Bahne und sprach: „Versöhnt Euch! Laßt mich es vermitteln.“— „Nein! nun nicht mehr,“ sagte Otto; „mit seinem Leben muß er die Schmach meiner Schwester büßen.“ — „Ja, bei Gott! ich bin bereit, Euch

Genugthuung zu geben, obwohl ich an Gertruds Tode keine Schuld habe," sagte Siegmund im ruhigen Tone. — „Du lügst!" schrie Otto. „Arnold! verschließt Euer Haus vor ihm, denn wo der einkehrt, kommt Unheil und Verderben mit." — Siegmund entbrannte im Zorne, und schlug mit seiner Lanze auf den Schild. Otto nahm dies als Aufruf zum Kampfe an, und stürmte nun auf den ruhig wartenden Gegner los. Siegmund wich dem ersten Stoße aus, und warf jetzt seine Lanze nach Otto, die aber, von zitternder Hand geschwungen, leicht von dessen Schilde abprallte. Ullrich sah die Zagheit seines Herrn, und bangte nur noch mehr für ihn. Jetzt warf Otto schnell sein Roß herum, rannte kühn auf Siegmund an, und schleuderte mit gewaltiger Kraft den Speer nach ihm. Er traf die Seite des Gegners, doch der Schaft zersplitterte. Otto tobte und fluchte über den mißlungenen Wurf, und zog sein Schwert, als Siegmund erblassend vom Pferde stürzte und mit gebrochener Stimme rief: „Getroffen!"

Arnold und Ullrich rannten hinzu, und sahen nach der Wunde, aus der das Blut schon strömend quoll. Die Spitze des Speeres steckte in der Seite. Auch Otto sprang vom Pferde, neigte sich gerührt

über Siegmund hin und sprach: „Gertrud! du bist gerächt. Hier nimm das Blut zur Sühne.“ — Er drückte Siegmund die Hand und eilte auf seinem Rosse davon. Arnold und Ullrich brachten den Ritter nach Arnolds Hause. Ein Wundarzt zog das Eisen heraus, und verband die tiefe Wunde und meinte, auf Arnolds und Ullrichs ängstliche Fragen, daß noch Hülfe möglich sey.

7.

Siegmund lag einige Stunden in Ohnmacht. Als er erwachte, saßen Arnold und sein treuer Knappe bei ihm. Seine erste Frage war nach Otto, ob er wohl versöhnt sey? Arnold bejahte es ihm. Darauf fragte Siegmund mit wehmüthigem Lächeln, ob Klementine einen Kranz dem Sieger gewunden habe? Arnold sah den Ritter etwas befremdet an, und meinte, so nahe wäre Otto wohl ihrem Herzen und seinem Hause nicht, mit dem er doch nur in Geschäftsverbindungen stände. Siegmund lächelte, und erkundigte sich nun viel, doch ängstlich und schüchtern nach Klementinen. Dadurch wurde Arnold, dem Siegmunds Aufmerksamkeit für seine Gemahlin nicht entgangen war, in seiner Mei-

nung fast bis zur Gewißheit bestärkt, doch schien er den Ritter innigst zu bedauern, da er die reine, fromme Seele Klementinens kannte. Darauf versicherte Arnold, daß Klementine viel Antheil an seinem widrigen Schicksale nehme, und wollte sie ihm zur Tröstung hersenden.

Arnold ging zu seiner Frau, die er schwermüthig antraf, obschon sie es zu bergen suchte. Er bat sie, zu Siegmund zu gehen, weil, wie er glaube, ihre Nähe zu seiner Heilung beförderlich seyn könnte. Klementine war betroffen, und wollte sich dagegen entschuldigen. Aber Arnold, sie zärtlich umarmend, sagte: „Geh nur, ich will es ja haben.“ Er sah sie noch mit wehmüthigem Lächeln an und ging.

Klementine schritt mit klopfendem Herzen nach dem Zimmer, wo Siegmund krank lag. Als sie eintrat und den Ritter so leichenblaß auf sein Lager hingestreckt sah, erschrak sie heftig, denn sie hatte ihn das letzte Mal in blühendster Gesundheit gesehen. Siegmund reichte ihr die Hand dar — sie legte zitternd die ihrige hinein, die Siegmund mit glühen Küssen bedeckte. — „Wie ist Euch, Ritter?“ fragte Klementine. — „Ihr seht wohl,“ entgegnete der Ritter, „der Leib mit seinen

Schmerzen auf der Leidenserde, doch meine Seele in des Himmels Auen" — und sah mit Wehmuth und Sehnsucht in ihr Auge. Klementine war tief gerührt, und eine Thräne verwischend sprach sie: „Ich bedaure Euch. Doch warum habt Ihr des Kampfes nicht früher erwähnt? Vielleicht hätte es Arnold gesühnt." — „Laßt's nun! Es ist geschehen. — Es geschah ja mehr um Euretwillen. Ich glaubte so den Tod zu finden. Aber schon um diesen einzigen Augenblick lieb' ich wieder mein Daseyn. Ich hab' Euch wieder gesehen." — Klementine schlug die Augen nieder und schwieg. — „Zürnt Ihr?" fuhr jener fort; „o wendet nicht Eure Augen von mir, aus denen ich Leben und Frieden schlürfe. — Ach Gott! wo führen mich meine im Taumel befangenen Sinne hin? Ja berget, berget diese Augen und all' Eure namenlosen Reize, die mich mit einem Wahne berauschen, von dem ich nur unglückselig erwachen muß. O reißt hier diesen Verband auf, der nur allein noch mein Leben an diese Erde knüpft. Ja, ja, Ihr seyd Arnolds Weib, und ich auf ewig verloren."

Klementine weinte heftig und drückte ihm die Hand. Sie wollte fort, er hielt sie fest und zog sie nach sich hin. Klementine lag an seiner Brust; dann riß sie sich wie erschrocken auf, und eilte mit

den Worten hinaus: „Weh uns! Wir sind verloren.“

„Sie liebt mich“ — sagte Siegmund leise vor sich hin, und sank vom Wechsel solcher Gefühle, und durch die erneuerten Schmerzen seiner Wunde angegriffen in einen tiefen Schlummer.

8.

Siegmund fing an zu genesen, und so erwachte denn auch die alte Lebenslust wieder, denn er wußte ja, daß ihn Klementine liebte, und schwelgte oft und süß in den Bildern des Abschiedes von ihr. Aller trübseligen Gedanken suchte er sich zu entschlagen, und hatte sogar den Entschluß gefaßt, den schönen Traum seiner Liebe in die Wirklichkeit herüber zu spinnen.

Der Arzt hatte dem Ritter erlaubt, im Garten zu lustwandeln. Es war der letzte Maitag, und alle Bäume prangten im schönsten Blüthenschmucke. Siegmund sog mit allen Sinnen den göttlichen Frühling in sich. Ullrich trat herein und der Ritter fragte ihn: „Was glaubst du? Könnten wir nun wieder nach unserer Heimath ziehen?“ — „Warum nicht?“ erwiederte Ullrich, „wenn es nur

Eurer Wunde nicht schadet. Mir ist so nicht recht geheuer hier. Ja, laßt uns zum lustigen Rhein zurück!" — „Wie du auch bist!" sagte lächelnd der Ritter. „Erst mahntest du mich dort zum Aufbruch, und nun hast du wieder Heimweh. Doch sieh! mir geht es auch so. Nun höre. Wir wollen heute Nacht noch fort." — „Ei! so plötzlich? Doch unser Wirth ist nicht zu Hause." — „Drum will ich fort," sagte der Ritter, „um mir den schweren Abschied zu ersparen. Halte ganz in der Stille unsere Pferde hier an der Gartenpforte zur Abfahrt bereit. Um Mitternacht reisen wir." — „Ach! wieder in der Geisterstunde," sagte drauf der Knappe. „Und so kämen wir denn doch ohne Bräutchen nach Hause?" — „Vielleicht nehm' ich noch eins mit," lächelte Siegmund.

Dem Ritter däuchte der Tag ein Jahr lang. Es wollte sich noch immer nicht die Sonne neigen. Er ging mit einem Plane beschäftiget im Garten auf und nieder. Arnold war verreist, und sollte erst den folgenden Tag wiederkehren. Klementine war einsam und in sich gekehrt. Siegmund hatte sie seit jener glücklichen Stunde nicht wieder gesehen.

Es kam der Abend und endlich auch die langersehnte Nacht. Ullrich kam, und meldete, die Pferde ständen bereit. Da rasselte unten in der Straße ein Wagen heran. Siegmund erschrak, und sah hinab; er glaubte, Arnold könnt' es seyn. Der Wagen fuhr jedoch vorüber, und hielt am Ende der Straße an. Es war wirklich Arnold, der unvermuthet von seiner Reise zurückkam, und diesmal in seinem Gehöfte, das hinter dem Hause und Garten lag, abstieg.

Ullrich ging wieder hinab zu den Pferden. Siegmund aber schlich leise zu Klementinens Zimmer. Er blieb vor der Thüre stehen; sein Herz schlug in rascheren Pulsen. — Jetzt gilt es Leben oder Tod, sagte er zu sich, und klopfte an die Thüre. Klementine horchte auf; sie war noch im Nachtkleide und las in einem Buche, und in der Meinung, es sey Arnold, öffnete sie. Siegmund trat zitternd hinein. Klementine, als sie ihren Irrthum gewahrte, sprang erschrocken zurück, und sagte: „Gott! was wollt Ihr hier, Herr Ritter?" — Siegmund beschwor sie bei seiner Liebe, bei Allem, was ihr heilig sey, ihm den frechen Zutritt zu verzeihen. Nur vom Wahnsinn und Taumel seiner in-

brünstigen Liebe befangen, hab' er diesen verzweifeltkühnen Schritt gewagt. Nun warf er sich vor ihr nieder, und sagte: er wolle nie von dieser Stelle weichen, bis sie ihn angehört und entschieden habe über sein Leben und seinen Frieden. — Von glühender Begeisterung ergriffen, malte er die seligen Stunden, die sie an seiner Seite verleben würde, und nur das Bewußtseyn dieser möglichen Verbindung gebe seinem elenden Leben noch Halt und Stütze, doch der Gedanke: daß Klementine seinen heißesten, auf den Gipfel seines Lebens gestellten Wunsch nicht erfüllen wollte, würde ihn mit den fürchterlichsten Qualen vernichten. — Klementine fragte ihn jetzt, worin jener Wunsch bestände? — „Ach," sagte Siegmund drauf, „Euch von Allem los zu reißen, was Euch hier bindet, und mir nach meiner Burg zu folgen." „Ha!" versetzte Klementine überrascht und entrüstet: „Was sinnt Ihr mir an? Geht, Ihr habt mich nie geliebt." — „Nun denn, so laßt mich sterben. Soll ich langsam hinschmachten in dieser sehnlichen Noth? Soll dieser Becher ewig vor mir stehen, ich nie und nimmer meinen glühenden Durst stillen dürfen? Nein! der Augenblick ist da. Ihr selbst sehntet Euch nach

ihm, denn Euer Auge verrieth es mir. Komm, Klementine! Folge dem freundlichen Winke des Schicksals. Schon stehen die Rosse an der Pforte, die pfeilschnell uns dem süßen Glücke unserer Vereinigung entgegen tragen. Was du hier verlassen, empfängst du dort dreifach wieder, was sich hier trennt, vereint sich dort in schönerer Innung. Komm, folge mir." — „Seyd Ihr von Sinnen?" entgegnete Klementine; „Mann und Haus soll ich verlassen, an die mich Schwur und Treugelübde binden?" — „Was frägt das Herz nach einem Bunde, der nicht sein Innerstes verband?" sagte Siegmund. „Die Liebe nur ist des Herzens festes, ewiges Band." —

Ein Heerhorn schallte herauf. Ullrich war es, der rief. Siegmund glaubte, Arnold sey heimgekehrt und er verrathen. In seiner Herzensangst, nun Alles auf einmal zu verlieren, sprang er auf, umschloß Klementinen, die ringende, flehende, mit beiden Armen, und wollte so mit ihr entfliehen. Doch eh' er die Thüre erreichte, wankt' und erblaßte er; Klementine riß sich aus seinen Armen, er fiel zum Boden nieder. Die noch nicht ganz geheilte Wunde war aufge-

rissen; sein Blut strömte siedend dahin. Klementine sah es, und wußte vor Angst und Schreck nicht, was sie beginnen sollte. Der Blutende lag röchelnd da, schon in den letzten Zügen. Klementine sank jetzt von der ganzen Gewalt erwachter Liebe zu ihm nieder. Siegmund lächelte und lispelte mit matter, sterbender Stimme: „Den einen und letzten Kuß noch!" — Sie gab ihm den Kuß mit allem Feuer der Liebe, und sank ohnmächtig neben ihm hin.

Arnold trat jetzt schnell herein. Er sah Ullrich mit den Pferden an der Pforte, hörte den Heerhornton, und das Stöhnen auf Klementinens Zimmer. Eine bange Ahnung zog ihn her. Wie vom Blitze zerschmettert, stand er da, als er die seltsame Gruppe der beiden Liebenden sah. Siegmund winkte ihn zu sich hin, und deutete nach der an seiner Seite hingesunkenen Klementine. Arnold brach in einen Schrei des Entsetzens aus, und glaubte, seine Gemahlin sey gemordet. Da sprach Siegmund mit leiser, gebrochener Stimme: „Seyd ruhig. Klementine ist unschuldig. Ich wollte sie gewaltsam hinwegführen, seht! da riß die Wunde auf — und ich

sterbe." — Arnold faßte ihn in seine Arme, Klementine! seufzte er noch, und verschied.

Jetzt wandte sich der gebeugte Mann zu seiner Gattin, und fand noch Leben in ihr, nur lag sie wie in einen Starrkrampf versunken da. Er ließ sie, als das Gesinde herbei kam, nach einem andern Zimmer bringen, und schleunigst den Arzt rufen.

Ullrich kam nun auch herbei, jammerte und wehklagte, daß es zum Erbarmen war. Arnold, um Klementinen den Anblick der Leiche zu entziehen, beschloß, Siegmund aus dem Hause zu bringen. Ullrich und einige Diener des Hauses trugen ihn nach dem Münster, und stellten die Bahre vor dem Frauenaltare auf. Ullrich wachte mit Weinen und Beten bei seinem geliebten Herrn die Nacht durch.

9.

Klementine lag noch am andern Morgen in ihrer todtenähnlichen Erstarrung. Erst gegen den Mittag erwachte sie. Sie sah scheu um sich, ihr Auge war verstört, und starrte auf einen Punkt hingewendet. Arnold, der an ihrem Lager saß, faßte

von Mitleid bewegt ihre Hand, die sie jedoch unwillig und wie erschreckt zurückzog. Der Arzt trat herein, sah die Kranke bedenklich an, und sagte dann leise zu Arnold: „ihr Geist ist zerrüttet und ein tödtliches Fieber schleicht durch ihre Nerven. Seyd auf das Schlimmste gefaßt.“ Klementine richtete sich auf und sprach wie in Träumen verloren: „bringt mich an's Fenster dort; ich bin es allein zu schwach, war gar so lange krank. Ich will den Rhein hinabsehen; mein Liebster ist drunten.“

Arnold wollte vor Wehmuth vergehen. Der Arzt gab sie auf und ging fort. Klementine wandte sich nun mit einem Blicke von Wehmuth und Lächeln zu Arnold und sprach: „Kanntest du Klementinen? — Ach, die böse Liebe! So kurz und so süß, und auch so grauenvoll! Wo haben sie den Ritter hingebracht?“ — „Im Münster ruht er vor dem Frauenaltare,“ sagte Arnold. — „Ach ja,“ seufzte Klementine, „im Münster! Dort fing sich's an, dort wird es enden. — Es war einst schönes goldenes Vöglein, und hatte ein herziges Treulieb. Das zog einst weit weg von ihm, gar weit weg. Das Vöglein fühlte ein Sehnen, und flog über's Meer dem guten Treulieb nach. Es flog

immerfort und fort, sah nicht Land, nicht Baum. Da konnt' es nicht mehr weiter, fiel in das tiefe Meer hinab und starb. — Gebt mir doch Blumen her! Ist es nicht Frühling? Seyd doch nicht so karg." — Arnold reichte ihr schluchzend die Blumen hin. Klementine wand sich einen Kranz und sang:

Wie schön ist's dort am Flusse,
Wo Mohn und Myrthen blüh'n!
Er winkt mit stetem Gruße;
Zu ihm muß ich nun ziehn.

Nicht rufe mehr, mein Lieber!
Ich komme, komme schon.
Gar ängstlich klingt herüber
Dein sterbender Liebeston.

Nimm mich in deine Arme,
Mich drängt und zieht's hinaus.
Kalt ist's; daß ich erwarme,
Führ' mich in's Todtenhaus.

Arnold war während des Liedes weggegangen; er konnte den Jammer nicht mehr ertragen. Klementine stand auf, kleidete sich rasch an, warf

einen Mantel um, in den sie sich tief verhüllte, und schlich unbemerkt nach dem Münster. Ullrich wachte noch treu bei der Leiche seines Ritters. Klementine ging leise zu ihm hin und fragte: „Ob sein Herr noch schlafe?“ Als dieser es mit bitterm Lächeln bejahte, sagte sie, wie in einer trunkenen Schwärmerei sich über die Leiche beugend: „Man muß ihn wecken — die Rosse stampfen den Boden — horch! das Horn ruft — komm, komm! — — Hu! Liebchen, wie kalt ist die Nacht! berg' mich in deinem Mantel. Sieh! wie du warm bist! Husch, husch! Nur fort, fort, über den Rhein! Weh, weh! halte — wir stürzen hinein. — Maria, hilf!!“ — Da sank sie todtenblaß an der Leiche nieder; sie hatte geendet. Ullrich saß wie ein Steinbild da, er regte sich nicht, er wandte keinen Blick vom erstorbenen Auge seines Herrn ab.

Arnold, der Klementinen vermißte, und ahnte, wohin sie gegangen sey, stürzte athemlos zum Münster herein, und das Graunsal erblickend, fiel er lautlos an der Bahre nieder; sein Herz war ihm gebrochen.

Nach drei Tagen setzte man Siegmund und Klementinen in Einem Grabmale bei, dem Frauen-

altare gegen über. Arnold ließ folgende Worte auf den Grabstein setzen:

Furchtbar war des Todes Weihe,
Die in Liebe sie verbunden;
Doch in der Versuchung Stunden
Stärker noch der Frauen Treue.

V.

Gedichte

von

Friedrich Haug.

Uthals Lied.

Frei, nach Walter Scott.

Du ferne Braut auf weicher Lagerstätte!
Die rauhe Heid' ist diese Nacht mein Bette,
Des Hauptes Hülle Farrenkraut,
Mein Schlummerlied der Wächter Zeichenlaut,
Fern von der Lieb' und dir, Sophie!
Doch morgen Abend wird sich's besser fügen.
Auf blutbespritztem Felde werd' ich liegen,
Und, o mein süßes Mägdelein,
Mein Vesperfang wird — deine Klage seyn,
Die nimmer mich erweckt, Sophie!

Ich will nicht, darf nicht mir den Kummer malen,
Der trüb' umdunkelt deiner Schönheit Strahlen;
Ich will und darf nicht denken heut'
An deiner Liebe feierlichen Eid,
Und was er mir verhieß! Sophie!

Kein weibisch Heimweh ziemt dem Waffenfreunde;
Denn, wenn dein Uthal einstürmt auf die Feinde,
Dem straffen Bogen gleichen muß
Sein Herz, dem freien Pfeil sein rascher Fuß,
„Sieg oder Tod!“ sein Ruf! Sophie!

Sie kommt, die Zeit unsäglicher Gefühle:
Denn, wenn ich fall' im wilden Schlachtgewühle,
Gibt leise stammelnd noch mein Mund
Ein „Leb', o lebe wohl, Sophie!“ kund,
Und sterbend denk' ich dein, Sophie!
Doch wenn das Vaterland wir siegend grüßen,
Wie paradiesisch mag der Abend schließen,
Wenn dich dein Uthal wieder sieht!
Die Finken trillern dann ein Hochzeitlied,
Der jungen Braut und mir, Sophie!

Die Nachtigall.

Philomela, die Ehre des Hains, die geflügelte Leyer,
Ganz nur Zögling der Mutter Natur, ihr begabtester Zögling,
Sang am Rande des Nests, im dichtesten Laube verborgen,
Weichen harmonischen Tons in wundervollen Kadenzen.
Ueberrascht von so zartem Gesang, blieb Flora, zu lauschen,
Wagte kein Zephyr zu flattern, und Echo tönte sanft nach.
Venus, die heiteren Scherz' und die Grazien, zauberisch lächelnd,
Amor auch, und die Nymphen des Stroms, in leichter Umhüllung,
Tanzten mit wehenden Locken im Takte der süßen Akkorde.
Näher schwebt' auf Silbergewölk, herneigend, Diana,
Früher hob sich Aurora; Gefühle der Liebe begannen

Ob Philomela's Gesange der Sprödesten Herz zu
beschleichen,
Und auf göttlicher Lyra belehrte sie Phöbos Apol-
lon. —
Langohr Midas allein, er verkannte die Sängerin;
spottend
Hört' er die himmlischen Lenzmelodien, fühllos, und
mit Unscham
Pries er das rauhe Gekreisch der koarenden Frösch'
und der Raben.

Medjenouns Liebeswahnsinn.

(S. Recherches Asiatiques, 1805. S. XCI.)

Berauscht von der Milch aus den Brüsten der Angst,
Genährt im Schooße des Kummers,
Verwirrt ob Leilahs tausend Reizen,
Blieb Medjenoun, er selbst ein Reiz auf den Wangen der Wüste,
Der Schwelle gleich, steh'n an den Pforten der Liebe.
Sein Haupt überschattete finstrer Wahnsinn;
Berühmt ward seines Herzens Geschichte,
Er weitum der Araber sondres Gespräch,
Und seiner Abenteuer Kunde
Der Nachtisch ihrer Versammlungsmahle. —
In Arabien waltet' ein mächtiger Fürst,
Prachtlustig, an Schätzen reich.
Er kannte die Stacheln der Liebe
Vom Pflücken bezaubernder Rosen;
Er kannte den wüthenden Schmerz,
Wenn die Hochgeliebte nun scheidet.
Er hatt', ein Kind noch, schon der Trennung Kummer gefühlt, und ihr Gift,

Zehrend schlich's in des Bangenden Brust.
Als Er von Medjenouns irrem Schwersinn
Die traurige Botschaft vernahm,
Gebot Er Einem der Sklaven flugs:
„Eile, ja fliege Nadjed zu!
„Sey geschwind, wie der Wirbelwind!
„Leilah, die Medjenouns Herz
„Raubte mit Einem Blick,
„Führe dies Wunder zu mir!" —
O wie hin, o wie her der Sklave flog
Mit Leilah, der Fürstin im Reiche der Schönheit!
Auch Einem der Sklaven gebot der Prinz:
„Renne hinaus in die Wüste!
„Wahnsinniger Liebenden Schmuck,
„Ihn, die flammende Fackel der Liebe,
„Medjenoun führe zu mir,
„Den zerstörten Jüngling, die Beute
„Der Angst und der Leidenschaft!" —
O wie hin, o wie her der Sklave flog,
Begleitet von Medjenoun,
Dem Herrscher im Land der Liebe!
Wer stand vor des Prinzen staunendem Blick?
Ein Unglückseliger, schleppend
Der Liebe Verzweiflungsketten;

Der Wahnsinn thronte in seinem Haupt,
Die Wunden der Trennung waren sein Kleid,
Fliegende Haare des Dulders Mantel,
Der Füße Verhärtungen ihm Sandalen,
In seinen Locken ein Dornkamm,
Die Schultern mit Sand umhangen.
„O du, Verirrter im Thale der Schmerzen!"
Begann der Prinz; „ich vergüte so gern.
„Soll ich zu Würd' und Macht dich erheben?
„Soll dir zu eigen sich Leilah geben?"
„Nein," rief er, „o nein! Welch ein Vergeh'n
„Wollt' ich Atom bei der Sonne steh'n!" —
„Gelüstet dich nicht — gib's offen kund! —
„Nach würzigen Küssen auf Leilahs Mund?
„Hat nimmer die Reizende Reiz für dich?
„Ich frag' in die Seele Leilahs: Sprich!"
„Dank, Stolz der Edelsten! Deine Worte
„Sind meinen Ohren umsonst genehm.
„Ein Stäubchen an deines Palastes Pforte
„Ist schon für mein Haupt ein Diadem.
„Mich lohnen genug die Liebesleiden.
„Ich dulde für Leilah sie mit Freuden.
„Verlangte zu kühn ich ihren Besitz,
„Mich träf' ob diesem Frevel der Blitz!
„Mir genügt ein Strahl der göttlichen Sonne:

„Er wandelt mein Elend in Himmelswonne!“ —
So Mebjenoun. Drauf im Augenblick
Floh weinend er in die Wüste zurück.

Lied der Skandinaven.

Trinkt, singt, ihr wackern Skandinaven!
Und triumphirt im Todesfeld.
Ja, trinkt und singt! Die Freude ziemt dem Braven;
Bei'm Festgelag' erhole sich der Held!

Mit seinem Erbtheil unzufrieden,
Verklagt der Staubsohn die Natur.
Des Himmels Liebling mangelt nichts hienieden,
Hat er Schwert, Hydromel und Liebe nur.

Bei Gläserklang preist unsre Schönen,
Der Augen und der Seele Lust,
Den ersten Kuß, die Gunst nach langem Sehnen! —
Allein ihr Name bleib' in tiefer Brust.

Wen mörderisch die Lanz' erfaßte,
Hoch, daß sein Ruhm nicht untergeht,
Er lebe hoch, und in Odin's Palaste
Feir' er mit Helden ewig ein Banket!

An den Schmetterling.

Schmetterling, du flatterst immer
In der Sonne mildem Schimmer
Wechselnden Genüssen zu. —
Wär' ich flatterhaft, wie du!

Du hast nur des Amors — Flügel:
Meine Wünsche hemmt sein Zügel,
Grausam ist nicht Eine dir,
Kalt und danklos Anna mir.

Hiacynthen, Veilchen, Rosen,
Widersteh'n nicht deinem Kosen.
Ach, mein Herzensliebchen spricht:
Küsse nicht! und — liebe nicht!

Mit dem früh'sten Strahl der Sonne,
Kehrt auch deine Liebeswonne;
Mich erweckt Aurora's Schein
Nur zu neuer Liebespein.

Hold sind Alle dir geblieben.
Mich verfolgt das Mißgeschick.
Doch der Himmel, Sie zu lieben,
Ueberwiegt allein dein Glück.

Liebesprobe.

(Aus den Fabliaux et Contes etc.)

Drei Ritter zogen in fremdes Land;
Sie baten all' um ein Liebespfand
Dich, Schönste der Schönen, Blandine!
Du liebtest Hugo, den Jüngsten, sehr;
Allein du versagtest der Helden Begehr
Mit kalter verstellter Miene.

Doch sandtest du stille zum Ersten hin:
„Liebt Ihr mein Fräulein, und wollt Ihr zieh'n
„Mit der Kreuzfahrt wohl in die Fremde,

„So werfet von dannen die Rüstung von Stahl,
„Für die Herrin zu kämpfen überall
„In diesem linnenen Hemde.“

Er sann nicht lang, und ergrimmte: „Nein,
„Ich mag nicht der Grausamen Opfer seyn.“ —
Ein Gleiches entbot der Zweite.
Doch Hugo, liebend und ritterlich,
Schmückt flugs mit linnenem Hemde sich,
Als wär's die köstlichste Beute.

Nie trug er Acht auf der Feinde Macht,
Und erkämpfte Lorbern in jeglicher Schlacht,
Ein Sieger mit rühmlichen Wunden.
Zurück nun kam er, voll Liebesweh,
Auf blutigem Hemd' ein Purpur-V,
Sein getreues Herz zu bekunden.

Doch sandt' er den wackersten Knappen voran.
„Wo ist Hugo, der vielgeliebte Mann,
„Umthan mit dem linnenen Hemde?“ —
Hier sendet er's, buntgefärbt von Blut,
Als Zeugniß für seinen Rittermuth.
Ihn geleitete Gott in der Fremde.

Nie trug er Acht auf der Feinde Macht,
Und erkämpfte Lorbern in jeglicher Schlacht.
Doch ist sein gerechtes Verlangen,
Ihr entschlösset aus Gegenlieb' Euch nun,
Dies blutige Hemd stracks umzuthun,
Und die Ritter darin zu empfangen.

Sie fand sein Verlangen nicht keck, nicht fremd,
Sie schlüpfte freudig in's blutige Hemd,
Und empfing so den Hochbeglückten.
Sie bot verschämt in dem Ritterkreis
Ihm den Ehrendank, Ihm den Minnepreis,
Bot Hand und Herz dem Entzückten.

Dichter Lätus an die Reichen.

Nie wähnt, Ihr stolzen Reichen,
Mit Eurer Fülle Gold,
Daß Euch in seiner Armuth
Ein Dichter neidisch grollt.
Euch ist der Gott der Schätze,
Ihm sind die Musen hold.
Euch wird ob Eurem Mammon
Scheinehrfurcht nur gezollt.
Ihn müsset hoch Ihr achten,
Wenn Ihr es selbst nicht wollt.
Ihr nennt Euch unglückselig,
Diebt Euch ein Kartusch Gold.
Ihm bangt im leeren Stübchen
Vor keinem Tückebold.
Ihr jammert, Ihr verzweifelt,
Wenn Euch Fortuna schmollt.
Nichts ändert seinen Gleichmuth,
Wie Tyche's Kugel rollt.
Euch mangeln Ruh' und Schlummer
Ob dem verwünschten Gold.

Er schläft, und lebt zufrieden,
Trotz kargem Ehrensold.
Ihr donnert durch die Pforten:
„Schandbettler, abgetrollt!“
Sein Scherflein, fromm gespendet,
Gilt mehr, als blankes Gold.
Naht Eure Todesstunde,
Ihr wimmert, zagt und tollt!
Er spielt vor'm letzten Hauche
Die Leyer und apollt.
Ihr Armen seyd vergessen,
Wenn Erd' Euch überscholt.
Nie stirbt das Lob des Dichters.
Was ist nun Euer Gold?

An Psycharis.

Schönheit gefällt, Anmuth, die geliebtere Schönheit, bezaubert,
Sie, des geläuterten Geist's und weiblicher Würde Besieglung.
Wem die Olympischen diese verlieh'n, dem gesegneten Günstling
Darf nicht bangen vor jener Verlust. Die Cäsarin Anmuth
Kommt, wird gesehen, und siegt. Das, Psycharis, fühltest du lange;
Dieses belohnende süße Gefühl wird nie dich verlassen,
Bis spät über du schwebst, ganz dich zur Verklärten gestaltend.

Aus der griechischen Anthologie.

Als Held Leonidas, von tausend Wunden
Durchbohrt, vor Xerxes lag, verhüllt' er ihn,
Statt eines Leichenkleid's, mit seinem Purpur.
Darüber grollte schwer des Heros Geist.
„Ha! Kleidung eines Feigen, nicht Bellona's!
„Bedecket mich allein mit meinem Schilde,
„Und Pluto wiss' an diesem Zeichen schon,
„Daß ich ein Bürger Lacedämons bin."

Potors Wunsch.

Ein Sprüchwort lehrt:
„Die Wahrheit ist im Wein.“
Mir ist sie werth.
Ich würde glücklich seyn,
Wär' umgekehrt
Auch in der Wahrheit Wein.

Glück der Sinne.

Ich wünsche mir tausend Augen im Lenze.
Wie labt mein Geruch sich im Rosenmond!
Mein Geschmack ist gekitzelt ohne Gränze,
Wo Ceres waltet und Bacchus thront.
Mein Fühlen hebt mich zu Himmelshöhen,
Wenn Angelina den Küssenden küßt;
Allein ich möchte mir Taubheit erflehen,
Wenn Pompus Klingelgedichte liest.

Radcliff's Vermächtniß.

Zum Lohne vermach' aus besonderer Gunst
Ich Arzt von Berühmtheit dir
Das ganze Geheimniß unserer Kunst
Auf einem Schnitzel Papier.

Warnung.

Bei Wittwern von Sechzig ist ohne Mirakel
Die Hochzeitkerze — die Leichenfackel.

Der Sternseher an den Arzt.

Nach dem Persischen.

Wenn falsch ich weissag' aus der Sterne Lauf,
So deckt's der Himmel auf;
Doch willst du retten, Arzt, und tödtest du,
So deckt's die Erde zu.

Spolius Grabschrift.

Heil, daß endlich hier der Unhold ruht!
Seine Losung war: „Erobern! Blut!" —
Lieber Gott! Ist dieses Eröreich gut,
Zeugt ein Körnchen hundertfach sich wieder,
Ach, dann sende Blitz und Hagel nieder!

An Psyche's Geburtstage.

Würdig kann die Sprache nie
Ihr, die Gottes Huld uns lieh,
Meines Herzens Wünsch' entfalten.
Freuden, schwinget euch um sie
In proteischen Gestalten.
Segen, komm, und, Sorge, flieh!
Glück, ob Ihrem Haupt zu walten,
Sey dein heiligster Beruf.
Die Natur wird lang' erhalten,
Was sie unvergleichbar schuf.

VI.

Rüdiger der Normann,

Erster Graf von Sicilien.

Von

Karoline Pichler, geb. von Greiner.

The proper study of mankind is man.

POPE.

Es ist eine angenehme Beschäftigung für den Beobachter, die großen und weit verbreiteten Spuren zu betrachten, welche oft ein einziger Charakter in der Geschichte hinter sich läßt, die seltsamen Eigenheiten oder Geistesrichtungen desselben zu erwägen, und über den Zusammenfluß der Umstände nachzudenken, der eine solche Erscheinung in ihrer Zeit möglich machte, und ihrem großen Wirken zugleich den angemessenen Schauplatz bereitete.

Eine solche Erscheinung ist vor manchen andern in älterer und neuerer Zeit Rüdiger, oder Roger *), Graf von Sicilien, aus dem Stamme der

*) Freiherr von Nicolai übersetzt in seiner Bearbeitung des Ariost den Namen Ruggiero, der Eins mit Rogerius ist, durch Rüdiger.

Normannen und dem Hause Hauteville, wie denn überhaupt die Eroberung von drei großen, schönen Provinzen durch eine Handvoll kühner Männer, die ohne Unterstützung, blos vom Ungefähr geleitet, aus ihrem entlegenen Vaterlande dahin kamen, ein ewig merkwürdiges Ereigniß bleiben wird.

Eine ähnliche abenteuerliche Ritterfahrt brachte die Vorfahren derselben, die seefahrenden Normannen, also genannt von ihrem Vaterlande Norwegen, an die Küste von Frankreich. Sie hatten bereits im neunten Jahrhundert unter Karl dem Kahlen verschiedene Einfälle in dies Reich gemacht, Städte belagert und verbrannt, daß offene Land geplündert und verheert, und die Schwäche der damaligen Regierung vermochte nicht, ihren Streifereien wirksamen Einhalt zu thun. Endlich, nachdem sie, oft vertrieben, immer wiedergekommen waren, landete um's Jahr 910 Rholo der Däne mit einer kühnen Schaar an der Küste von Friesland, zog von dort verwüstend bis an den Ausfluß der Seine, und beschloß, angezogen von der Anmuth und Fruchtbarkeit der Gegend, sich daselbst bleibend festzusetzen.

Vergebens suchte Karl der Einfältige, der damals auf dem französischen Throne saß, diese unbequemen Gäste mit Güte oder Gewalt zu vertreiben.

Die Normannen behaupteten sich muthig im Besitz des eroberten Landes, und dem Könige blieb nichts übrig, als Friede mit ihnen zu machen, ihrem Anführer Rholo, der sich taufen ließ und den Namen Robert annahm, seine Tochter Gisela zur Frau, und den Theil seines Gebietes, den er ihm nicht mehr entreißen konnte, zum Lehn zu geben. Von ihnen erhielt das Land den Namen Normandie, und aus diesem Volk und seinem Herrscherstamm ging später Wilhelm, jener unternehmende Held, hervor, dem die Unterwerfung von England den Namen des Eroberers zuwegebrachte.

Roberts Nachkommen herrschten geruhig über die Normandie, und unter ihnen blühte im eilften Jahrhundert das edle Geschlecht der Herren von Hauteville, dessen Glücksumstände aber dem hochstrebenden Geiste seiner Glieder nicht angemessen waren. Tancred von Hauteville war nicht im Stande, zwölf Söhnen, welche ihm von zwei Gemahlinnen geboren worden waren, eine anständige Versorgung zu geben. Daher entschlossen sich die fünf ältesten: Wilhelm, mit dem Beinamen Eisenarm, Drogo, Humfried, Gottfried und Serlo, in der Ferne Ruhm und Eigenthum zu erkämpfen. Mit einem kleinen Gefolge aus ihren Landsleuten, die sich

gern unter ihre Fahnen ordneten, verließen sie ihr Vaterland, und schifften, ihr Glück zu suchen, nach Apulien, wo eben damals Pandulph, Fürst von Kapua, mit dem Beherrscher von Salerno, Gaimar, in Krieg verwickelt war.

Sie boten dem Ersten ihre Dienste an, hielten sich muthig, und Pandulph konnte sich wohl ihrer Hülfe freuen. Aber als es dazu kam, ihnen zu vergelten, was sie geleistet hatten, verkürzte Pandulphs Geiz die versprochenen oder doch erwarteten Belohnungen. Die Normannen, durch dies Verfahren erbittert, kündeten ihm ihre fernern Dienste auf, und wendeten sich alsogleich an seinen Gegner Gaimar.

Dieser empfing die tapfere Schaar mit offenen Armen, behandelte und belohnte sie nach Würden, und es gelang ihm bald mit ihrer Hülfe, seinen Feind zu überwinden. Der Ruhm der fremden Krieger, deren Tapferkeit den Sieg immer auf die Seite ihrer Partei gelenkt hatte, verbreitete sich bald in ganz Italien. Der Neid erwachte. Die Longobarden machten Gaimarn auf die Gefahr aufmerksam, die ihm selbst aus dem Dienste dieser kühnen Abenteurer erwachsen konnte, sie erfüllten ihn und ganz Apulien mit Furcht vor ihrem unterneh-

menden Geiſte, und Gaimar dachte bald ernſtlich darauf, ſich der Normannen auf gute Art zu entledigen, da er es nicht wagen wollte, ſie offenbar zu beleidigen.

Die Saracenen hatten in dieſer Zeit ihre Eroberungen durch ganz Afrika bis nach Sicilien ausgebreitet und dieſe Inſel beinahe völlig unterjocht. Unmuthig ertrug der byzantiniſche Hof dieſen Verluſt, und ſann darauf, durch die Vertreibung der Ungläubigen aus dem ſchönen Eilande ſich deſſelben wieder zu bemächtigen. Maniaces, dem von demſelben Hof die Verwaltung von Kalabrien und Apulien anvertraut war, erhielt Befehl, auch Sicilien wieder zu erobern. Er ſuchte ſeine Streitkräfte zu vermehren, und warb von allen Seiten Truppen. Der Ruf hatte ihn bereits auf die normanniſche Heldenſchaar aufmerkſam gemacht, er wandte ſich an ihren Anführer, und Gaimar, froh, die gefährlichen Helfer auf dieſe Art los zu werden, beredete ſie, dem ehrenvollen Winke zu folgen.

So nahmen ſie Dienſte im griechiſchen Heere, ſchifften unter Maniaces Oberbefehl nach Sicilien, und betraten zum erſten Male den Boden, den ihre Waffenthaten ſpäter ſo berühmt machen ſollten. Sie halfen Meſſina belagern, das ſich ihrem heftigen

Andrange ergeben mußte, sie schlugen die Saracenen in einer entscheidenden Schlacht und verfolgten sie tief in's Land. Aber indeß sie noch mit Nachsetzen beschäftigt waren, fielen die Griechen über das verlassene Lager der Feinde, plünderten es, theilten die Beute, und wollten sich auf keine Art dazu verstehen, den siegreich zurückkommenden Normannen den ihnen gebührenden Antheil abzugeben. Diese suchten zuerst ihr Recht mit Güte, und beorderten Abgesandte aus ihrem Mittel an Maniaces. Als aber diese unziemlich behandelt wurden, verließen die Normannen das Heer, schifften sich ein und erschienen plötzlich auf der Küste von Apulien, wo sie die Besitzungen des griechischen Kaisers und des Fürsten von Kapua rächend verwüsteten, und zugleich darauf sannen, sich mit starker Hand hier ein bleibendes Besitzthum zu erkämpfen.

Da sie noch keinen festen Punkt im Lande besaßen, von dem aus sie ihre Eroberungen schützen und die weitern Fortschritte hätten leiten können, erbauten sie das Schloß Melfi, stärkten sich durch eine Menge Ankömmlinge vom platten Lande und aus den Städten, die ihr Kriegsruhm und Hoffnung auf Gewinn zu ihnen lenkten, und widerstanden glücklich, sowohl hier, als im offenen Felde, den

Griechen, die zwar in großer Anzahl gegen sie anrückten, aber durchaus nichts gegen die tapfern Fremdlinge vermochten.

Der günstige Fortgang ihrer Unternehmungen bewog sie jetzt, auch ihre jüngern Brüder von Tancreds zweiter Gemahlin, Frasende, herüber nach Apulien zu rufen. Sie kamen an, mit ihnen der älteste, Robert, mit dem Zunamen Guiskard, wie die Italiener einen Namen aussprechen, der nach ihrer Behauptung von einem normannischen Wort, das fein, klug (Witz, weise — vielleicht Wishard, Witzhart; wie Sieghart, Wernhard *) bedeutet, abstammt.

Der Waffenruhm, und die vom Siege gekrönten Thaten der Normannen erweckten ihnen von allen Seiten Feinde und Neider. Maniaces kam jetzt selbst mit einer großen Heeresmacht über die Meerenge, in der Absicht, ihren reißenden Fortschritten Einhalt zu thun. Wilhelm Eisenarm schlug und zwang ihn, wieder nach Sicilien zurückzukehren. Kaum war aber diese Gefahr abgewandt, als eine weit furchtbarere, weil sie geheim war, sich gegen sie erhob. — Die Longobarden, längst voll Eifersucht

*) Siehe das Englische Wizard, Zauberer, Wit, Witz.

gegen das Glück und den Ruhm dieser Fremdlinge, zettelten eine Verschwörung an, deren Zweck nichts Geringeres, als die Ermordung aller Normannen war, die auf Einen Tag überall in ganz Apulien unter den Schwertern ihrer Feinde fallen sollten. Sie glückte zum Theil, aber nicht so vollkommen, um den Longobarden die Früchte ihrer Gräuelthat zu sichern. Drogo, der nach dem kurz vorher erfolgten Tode seines Bruders, Wilhelm Eisenarm, das Haupt und der Führer seiner Landsleute war, wurde zwar mit vielen seiner tapfersten Genossen das Opfer dieser schrecklichen Unternehmung, indessen blieben genug der Normannen am Leben, um unter Humfrieds Anführung den Tod des Feldherrn und Bruders fürchterlich zu rächen und ihre Macht eben dadurch noch zu vergrößern.

Nun wandten sich die Longobarden an den Papst Leo IX., machten ihn mit der Gefahr, die seinen Besitzungen von diesen so kühnen und tapfern Nachbarn künftig drohe, aufmerksam, und wußten zugleich die gegenwärtige Macht derselben als so wenig bedeutend zu schildern, daß der Papst, ihren Eingebungen horchend, nicht daran zweifelte, mit einigen ernstlichen Anstrengungen und mit Hülfe des deutschen Kaisers, Heinrich III., der ihm eine

Schaar hochgebildeter Deutschen zusandte, deren Heldengestalten, Kriegszucht und Tapferkeit sie zum Kern des aus Italienern, ohne Wahl und Uebung zusammengeflossenen Heeres machten, jene Handvoll eingedrungener Fremdlinge bald zu überwältigen und aus dem angemaßten Landstriche zu vertreiben.

Als die Normannen von den mächtigen Streitkräften hörten, die wider sie aufgeboten wurden, als sie vollends vernahmen, das Oberhaupt der Christenheit selbst stelle sich ihnen feindlich an der Spitze ihrer Widersacher entgegen, da begann ihre Zuversicht zu wanken, und sie sandten Boten mit Friedensanträgen an den Papst. Dieser, von eigenem Stolz und den Einflüsterungen der Apulier aufgereizt, verwarf die anständigen Bedingungen mit Hohn, zählte auf einen leichten Sieg und rückte mit seinem Heer in Apulien ein. Nun sahen die Normannen, deren Anzahl in gar keinem Verhältniß mit der weit überlegenen Macht ihres Gegners stand, nichts vor sich, als schimpfliche Unterwerfung, oder rühmlichen Tod. Sie standen nicht an, den letzten zu wählen, erklimmten die Hügel von Civitella und rückten in drei Heerhaufen in die Ebene herab. Da sie von der Spitze ihrer Hügel vorher die Stellung des Feindes wohl hatten beobachten und erkennen

können, daß die Deutschen, der furchtbarste Theil des Heeres, auf dem linken Flügel standen, so stellte sich diesem Graf Humfried mit seinem rechten und der ausgewähltesten Reiterei entgegen, indeß die Grafen Richard von Aversa und Robert Guiskard den linken Flügel und das Centrum der Normannen befehligten. Die Italiener hielten den Andrang dieser versuchten kühnen Gegner nicht aus und wichen bald von allen Seiten. Einen härteren Stand hatte Humfried den Deutschen gegenüber, und er würde auch mit seinen Schaaren ihrer nicht Meister geworden seyn, wären nicht die von der Verfolgung des übrigen geflohenen Heeres zurückkommenden Truppen unter Richard und Robert ihm zu Hülfe geeilt. Nun konnte der kleinere Haufen der Deutschen sich nicht mehr gegen eine so überlegene Anzahl halten, und sie fielen alle bis auf den letzten Mann mit den Waffen in der Hand auf dem Platze, den sie während der Schlacht behauptet hatten.

So hatten die Normannen einen vollständigen Sieg errungen. Der Papst entfloh und rettete sich nach Civitella; die Sieger folgten ihm dahin auf dem Fuße, umlagerten die Stadt, gewannen sie bald, und die Einwohner selbst lieferten ihren Händen den Papst aus, der sich eines harten Schicksals von so

schwergereizten Feinden versah. Aber die Normannen, im Gefühl christlicher Glaubenspflicht, voll Ehrfurcht gegen das Oberhaupt desselben, empfingen ihn mit der größten Achtung, warfen sich vor ihm nieder, flehten um seinen Segen, und, weit davon, einen Gedanken an seine Erniedrigung zu hegen, geleitete ihn Humfried nach Kapua, wohin der Papst verlangte. Dieser, durchdrungen von dem edeln Verfahren der tapfern Fremdlinge, deren Macht er kurz vorher so eindringend gefühlt hatte, gab ihnen seinen Segen und verlieh ihnen unter päpstlicher Lehnsherrlichkeit nicht allein die Länder in Apulien, welche sie schon erobert hatten, sondern auch, was sie in Kalabrien und Sicilien noch erobern würden.

So endete dieser merkwürdige Kriegszug, der, statt die Macht der Normannen in Italien zu vernichten, nur dazu diente, sie mehr zu verherrlichen und ihren Eroberungen durch den Schein der Rechtmäßigkeit neue Stärke zu geben.

Nicht lange darauf starb Graf Humfried, und ihm folgte nicht sein minderjähriger Sohn Abelgard, sondern Robert Guiskard, sein Bruder, als Vormund seines Neffen, so wie Drogo dem Wilhelm und jenem Humfried in der Herrscherreihe gefolgt war.

Nach allen diesen wichtigen Vorgängen langte endlich auch der jüngste von allen Söhnen Tancreds, der blühende Rüdiger, in Apulien an, um an den Siegen und dem Ruhm seiner Verwandten Antheil zu nehmen. Schön von Gestalt und Zügen, anmuthig und freundlich in seinen Sitten, tapfer, klug, vorsichtig im Entwerfen, muthig in der Ausführung, beredt und gewandt, würde schon die Hälfte dieser Eigenschaften hingereicht haben, die Herzen der Menschen, und vorzüglich seiner Krieger, mit uneigennütziger Liebe an ihn zu knüpfen. Aber mit Allem begabt, was ihm den glänzendsten Erfolg seiner Unternehmungen sicherte, fehlte es auch nicht an mancher Kränkung und Verfolgung von Seiten Jener, die sich durch seine schimmernden Eigenschaften in Schatten gestellt, oder durch seine Tapferkeit und Kühnheit bedroht sahen.

Robert Guiskard empfing den neuen Ankömmling, den das einsame Alter seines Vaters so lange auf dem väterlichen Schlosse zurückgehalten hatte, mit großer Freude, und übertrug ihm sogleich den Kriegszug in Kalabrien. Rüdiger führte mit Ruhm und Glück aus, was ihm anvertraut worden war. Er sandte seinem Bruder Gold und andere Beute, und gründete die Macht der Normannen

auch in diesem Lande. Mit Rüdiger vereint, unternahm dann Guiskard die Belagerung von Reggio; aber ihre zu geringe Macht zwang sie, für diesmal davon abzustehen. Unterdessen schlossen die jüngern Krieger im normannischen Heer sich inniger an Rüdigers aufblühende, freundliche Jugend. Robert fühlte bald den Vorzug, den der jüngere Bruder vor ihm gewann, Neid und Eifersucht wurzelten in seiner Brust, und er suchte durch Verkürzung und Beschränkung aller Art den Bruder außer Stand zu setzen, die freiwillige Liebe seiner Soldaten belohnen zu können. Bald gebrach es Rüdigern und der Schaar, die sich zu ihm hielt, an dem Nöthigsten, und es blieb ihm nichts übrig, als selbst zu suchen, was ihm des ältesten Bruders Scheelsucht und Geiz verweigerten.

Als dieser Zwist und Rüdigers gedrückte Lage kund wurden, sandte sogleich sein anderer Bruder, Graf Wilhelm, zu ihm, und ließ ihm sagen, er möchte zu ihm kommen, und Alles, was Graf Wilhelm besäße, als ein ihnen Beiden gemeinschaftliches Eigenthum betrachten. Rüdiger nahm freudig das herzliche Erbieten an, bezog das Schloß Skalea, das Wilhelm ihm eingeräumt hatte, und von wo aus er, um sich und seinen Kriegern Unter-

halt zu verschaffen, Streifzüge auf das Gebiet seines Bruder Robert unternahm.

Dieser rückte vor Skalea, um es zu belagern, und verwüstete die Gegend. Aber Graf Wilhelm eilte dem Bruder zu Hülfe und widersetzte sich Roberts Unternehmungen. Indessen fuhr Rüdiger mit seinen Ausfällen auf Roberts Gebiete fort, und dieser begann es bald zu bereuen, daß er sich den tapfern Bruder zum Feind gemacht hatte. Dennoch würde er sich vielleicht nicht haben entschließen können, ihm die Hand zur Versöhnung zu bieten, wenn nicht die Bewegungen der Kalabresen, welche die Uneinigkeit unter den Brüdern zu benutzen suchten, um das normannische Joch abzuschütteln, ihn vermocht hätten, seinen Groll zu bezwingen und dem beleidigten Bruder Friedensvorschläge thun zu lassen. Bei der ersten Annäherung ließ Rüdiger sich sogleich dazu willig finden. Er vergaß alles Geschehene und vereinigte seine Schaaren mit denen seines Bruders. Mit verbundener Macht gingen sie zum zweiten Male an die Belagerung von Reggio. Robert leitete die Arbeiten und Angriffe um die Stadt, Rüdiger mußte Streifzüge in die Umgegend und die Gebirge unternehmen, um die Truppen mit allem Nöthigen zu versehen. Die Stadt

wurde hart bedrängt, sie ergab sich auf Kapitulation, aber ein Theil der Besatzung hatte sich in das feste Schloß geworfen. Rüdiger bestürmte es, es fiel in seine Hände, und diesem glücklichen Unternehmen folgte bald Schloß auf Schloß, Stadt auf Stadt in ganz Kalabrien, so, daß sich die Normannen im Jahr 1060 auch Meister von diesem Lande, wie früher von Apulien, sahen. Robert Guiskard erhielt darauf vom Papste unter dem Titel eines Herzogthums die Belehnung mit diesen beiden Provinzen und dem noch zu erobernden Sicilien, auf welches sich jetzt die Blicke der kühnen Fremdlinge richteten.

Maniaces hatte Nachfolger gehabt, die seiner nicht würdig waren. Durch ihre Ungeschicklichkeit und Feigheit gelang es den Saracenen, sich der ganzen Insel, die Jener ihnen zum Theil entrissen hatte, wieder zu bemeistern. Am längsten widerstand Messina ihren Fortschritten. Endlich fiel auch dies, und die Christen, sowohl in dieser Stadt, als auf der ganzen Insel, sahen sich hülflos den Bedrückungen der Ungläubigen Preis gegeben. Da faßten drei vornehme Einwohner von Messina, Nikolaus Kamalia, Jakob Sakka und Ansaldo von Pantes, den Entschluß, die Normannen um Hülfe an-

zurufen, und gingen heimlich nach Mileto, wo damals Rüdiger sich aufhielt, und der Papst sich bei ihm befand. Die Hoffnung, ein ehemaliges christliches Land den Händen der Ungläubigen zu entreißen, wirkte auf den Papst; den Helden reizte Mitleid mit den Hülfeflehenden, Liebe für seinen Glauben und die Aussicht auf Ehre und Gewinn. Er sprach freundlich mit den Messinensern, gab ihnen Hoffnung, und rieth ihnen, zum Abzeichen und Unterschied von den Saracenen, Kreuze auf ihre Häuser setzen zu lassen. Der Papst übergab Rüdigern selbst eine geweihte Standarte, und ernannte ihn zum Gonfaloniere des heiligen Stuhls und ersten Grafen von Sicilien. Hierauf hielt Rüdiger noch Rücksprache mit seinem Bruder Robert, sie verbanden sich zu diesem gemeinschaftlichen Unternehmen, und redeten alle nöthigen Maßregeln ab.

Schon in der letzten Faschingswoche des 1061. Jahres schiffte sich Graf Rüdiger mit 60 Mann, der Winterstürme nicht achtend, ein, und fuhr über die Meerenge nach Sicilien. Vermuthlich wollte er vorerst nichts Anderes, als das Land erkunden. Er streifte mit der kleinen Schaar plündernd bis Melazzo und näherte sich Messina.

Auf die Nachricht von der Annäherung eines

feindlichen Haufens, rückten die Saracenen aus Messina und griffen die Fremden an. Rüdiger warf sich mit den Seinigen in eine verstellte Flucht, und lockte so den Feind, der ihn heftig verfolgte, weit von den Mauern hinweg. Dann aber wandte er sich plötzlich mit seinen Normannen, stellte sich den Nachsetzenden ungestüm entgegen, und richtete eine solche Niederlage unter ihnen an, daß nur Wenige entrannen, um ihren Mitbürgern die Nachricht von diesem Unfall zu bringen. Er aber kehrte unverfolgt nach Kalabrien zurück, und stattete seinem Bruder Bericht von dem ab, was er gefunden.

Die Absicht der beiden Brüder, Sicilien vom Joch der Saracenen zu befreien und für sich zu erobern, ward durch die Uneinigkeit der Ungläubigen sehr erleichtert. Einer ihrer Fürsten, Ben Humen, hatte den Schwager des Admirals, Ben Hamed, mit Namen Bennekler, getödtet. Er wurde darum verbannt, floh zu den Normannen und rief sie zur Rache auf. Rüdiger nahm ihn freundschaftlich auf, und kehrte, noch ehe der Winter zu Ende war, mit ihm und hundert sechszig Kriegern nach Sicilien zurück. In Messina führte ein Bruder des ermordeten Bennekler den Oberbefehl. Die Lust, sich Ruhm zu erwerben, und zu großes Selbstvertrauen

verleitete ihn, bei der Nacht allein aus der Stadt zu reiten, Rüdigern aufzusuchen und sich mit ihm im Zweikampfe zu messen. Der Mond schien hell, Rüdiger erblickte seinen Gegner, und ohne zu warten, daß ihm sein Waffenträger die Rüstung gereicht hätte, schwang er sich, wie er war, nur mit Schild und Schwert bewaffnet, auf's Roß, sprengte dem Feind entgegen, spaltete ihm das Haupt, nahm sein Pferd als Siegesbeute und kehrte zu den Seinigen zurück.

Aber trotz einiger einzelnen Vortheile erkannte Rüdiger dennoch, daß mit seiner Handvoll Soldaten, auch bei Ben Humens Unterstützung und dem guten Willen der christlichen Einwohner von Messina, für jetzt nichts mit Erfolg zu unternehmen wäre. Daher sann er darauf, seine gemachte Beute in Sicherheit auf die Schiffe zu bringen und vor der Hand nach Reggio zurückzukehren. Alles war zur Abfahrt bereit. Die Messinenser erhielten Nachricht davon. Sie glaubten nun den günstigen Augenblick vorhanden, diese verhaßten Fremdlinge zu vertilgen, indem sie sie beim Einschiffen überfielen, wenn ein Theil von ihnen auf den Fahrzeugen, ein Theil noch auf dem Strande, nicht fähig seyn würde, ihnen Widerstand zu leisten. Aber widrige Winde

hatten die Einschiffung verzögert, Rüdiger fiel mit seiner ungetheilten Macht die Messinenser an und schlug sie mit großem Verlust zurück, wobei sein Neffe Serlo, der Sohn seines verstorbenen Bruders, der eben diesen Namen geführt hatte, sich sehr auszeichnete.

Die widrigen Winde hielten indessen an, und zwangen die Normannen, am Strande zu verweilen, und so groß der Verlust der Messinenser gewesen war, wußten sie ihn doch theils aus ihrer Stadt, theils aus den Umgegenden, bald zu ersetzen. Ein zweiter Ausfall wurde gewagt, zwar eben so tapfer von den Normannen zurückgewiesen, aber auch die Besorgniß für diese erregt, daß, wenn diese Versuche öfters wiederholt, und, was leicht möglich war, die Bewohner aller umliegenden Orte gegen die Fremdlinge aufgehetzt würden, endlich ihre kleine Zahl nicht mehr so vielen Feinden zu widerstehen im Stande seyn, und der Uebermacht würde unterliegen müssen. Nur der Himmel konnte sie retten, indem er ihnen den zur Rückkehr nach Kalabrien nöthigen Wind sandte. Rüdiger wandte sich also in dieser äußersten Noth dahin, woher allein Hülfe zu hoffen war. Er gelobte, eine unlängst auf der Küste von Kalabrien zerstörte Kirche aus der in Sicilien ge-

machten Beute wieder aufzubauen, und bald darauf erhub sich ein günstiger Wind, die Normannen eilten, sich einzuschiffen, und der freundliche Hauch trieb die kleine Flotte dem heimathlichen Hafen von Reggio zu.

Nun rüsteten sich beide Brüder mit Ernst, im nächsten Frühling das Unternehmen gegen Sicilien beginnen zu können. Ben Hamed in Palermo erhielt Kunde von diesen Vorbereitungen, und sandte eine Flotte ab, die in dem Kanal zwischen Kalabrien und Sicilien kreuzen und den Normannen den Uebergang wehren sollte. Rüdiger erfuhr es, er ließ das ganze Heer vor der Einschiffung ausrücken, sich vor Gott demüthigen und ihn um seinen Beistand bei den drohenden Gefahren anflehen. Dann bestiegen sie ihre Schiffe und segelten furchtlos, dreihundert Mann stark, hinüber. Sie landeten bei Monastria und schickten die Schiffe alsogleich zurück. Rüdigers erste Bewegung war gegen Messina, das bereits so viele seiner tapfersten Streiter im Kampfe gegen ihn verloren hatte. Er griff es mit Kraft und Schnelligkeit an, die Christen in der Stadt kamen wahrscheinlich seinen Bestrebungen zu Hülfe, und in Kurzem ward die Stadt erstürmt, Alles niedergemacht, was sich widersetzte, reiche Beute gewon-

nen, und so zuerst von den Normannen fester Fuß auf dieser Insel gefaßt.

Rüdiger machte aus der in Messina gewonnenen Beute drei Theile, wovon er einen der Kirche weihte, den zweiten für sich behielt und den dritten unter seine Krieger austheilte; seinem Bruder aber sandte er als Zeichen der Oberherrlichkeit die Schlüssel von Messina zu, und ließ ihn dringend bitten, ebenfalls herüber nach Sicilien zu kommen.

Die Flotte der Palermitaner hatte bis jetzt noch in der Meerenge gekreuzt. Als sie die Einnahme von Messina und die Vergeblichkeit ihres Auflauerns inne wurde, segelte auch sie zurück, und Robert, der Aufforderung seines Bruders folgend, setzte ungehindert über die See und eilte in's Lager seines Bruders, dessen Wiedersehen nach so viel muthvoll bestandenen Gefahren und glücklichen Unternehmungen ihm doppelt erfreulich war. Beide Brüder vereinigten nun ihre Schaaren, und brachten den Sommer damit zu, das Land in verschiedenen Richtungen zu durchziehen, ihre siegreichen Waffen überall hinzutragen, einige Städte mit Gewalt, andere durch freiwillige Uebergabe einzunehmen, und so bereits einen großen Theil der Insel unter ihre Herrschaft zu bringen.

Mit dem annahenden Winter kehrten sie nach Apulien zurück und übertrugen Ben Humen indeß die Erhaltung ihrer Eroberungen. Aber noch ehe das Weihnachtsfest kam, trieb Rüdigern der Wunsch nach neuen Thaten wieder über die Meerenge. Ben Humen hatte sein anvertrautes Amt tüchtig verwaltet und das Land rings umher in Furcht und Schrecken erhalten. Die christlichen Einwohner von Traina öffneten Rüdigern freudig die Thore, und setzten ihn dadurch in den Stand, das Fest der Geburt seines Erlösers daselbst unter Glaubensgenossen zu feiern.

Hier in Traina traf ihn ein Bote aus Kalabrien, der ihm die Ankunft seiner Braut meldete. Gräfin Judith a von Evreux, ebenfalls eine Normannin, war jung, schön, liebenswürdig, und Rüdiger, der zwar schon bei seiner Ueberkunft Witwer von einer in der Geschichte nicht genannten Frau war, hatte Judith lange hoffnungslos geliebt, indem ein eignes Gelübde, oder der Wille ihrer Aeltern, sie dem Kloster bestimmt hatte. Es ist unbekannt, welche Verhältnisse diese Bestimmung veränderten, und Judith die Freiheit gaben, ihr Herz mit ihrer Hand zu verschenken. Jetzt war sie in Kalabrien angekommen, und Rüdiger eilte auf den

Flügeln der Liebe zurück, die langersehnte Braut mit festlichem Gepränge, Musik und lauter Freude nach Mileto zu führen, wo seine eigentliche Residenz war. Aber die Liebe hatte die Begierde nach Ruhm nicht erstickt. Sehr bald riß er sich aus den Armen der jungen Gemahlin, um nach Sicilien zu neuen Siegen zu eilen, und kehrte von diesen Siegen wieder in ihre Arme zurück, indem Ben Humen neuerdings seine Stelle in Sicilien vertrat.

Aber dieser verläßliche Freund und treue Bundesgenosse fiel bald darauf in einem Zweikampf, und die Normannen sahen sich ohne Anführer und Haupt mitten in dem gegen sie feindlich gesinnten Lande. Sie gaben daher Traina und Alles, was sie auf dem offenen Lande erobert hatten, auf, und zogen sich nach Messina zurück.

Rüdiger erkannte wohl, wie nothwendig seine Gegenwart bei dieser Wendung der Angelegenheiten in Sicilien seyn würde. Aber eine noch weit dringendere, eine zweite Fehde mit seinem Bruder Robert, hielt ihn jetzt in Apulien zurück. Dieser hatte ihm längst versprochen, zum Lohn für so viel tapfere Thaten, die Rüdiger nur für ihn unternommen, Kalabrien mit ihm zu theilen. Rüdiger hatte nicht eher daran gedacht, Gebrauch von diesem Ver-

sprechen zu machen, bis der Wunsch, seiner jungen, geliebten Gemahlin ein angenehmes Daseyn zu gründen, ihn bewog, seinen Bruder daran zu erinnern. Aber Robert suchte jetzt allerlei Vorwände, um sein gegebenes Wort zu umgehn. Rüdiger erkannte, daß er von der Liebe und Billigkeit seines Bruders nichts zu erwarten hätte. Er trennte sich im Zorn von ihm, und zog sich nach Mileto, das er tüchtig befestigte, seinem Bruder einen Absagebrief zusandte, aber dennoch vierzig Tage, selbst auf die Gefahr hin, überfallen zu werden, wartete, in Hoffnung, sein Bruder würde sein Unrecht einsehen und der unnatürliche Streit sich freundlich lösen.

Aber er löfete sich nicht, wie Rüdigers Herz ihn hoffen ließ. Robert rückte mit feindlicher Macht vor Mileto, und dachte seines Bruders, der noch von einem kaum überstandenen Fieber geschwächt war, leicht Meister zu werden. Rüdigers tapferer Widerstand zeigte ihm bald, daß seine stolzen Erwartungen ihn getäuscht hatten. Er ließ daher an jedem Ende der Stadt einen Thurm errichten, von welchem aus er die Stadt zu ängstigen, und endlich durch Mangel zur Uebergabe zu zwingen dachte. Rüdiger griff diese Thürme muthig an, indem er, mitten durch die Stadt eilend, sich immer gegen jenen

wandte, in welchem, wie er wohl wußte, sein Bruder sich für den Augenblick nicht befand. Aber der Drang der Umstände zeigte ihm bald, daß an kein längeres Halten hier mehr zu denken war, und so verließ er einmal in der Nacht die Stadt mit hundert Reisigen, und ging nach Girace, das ihm willig die Thore öffnete, obwohl es unlängst vorher ein Bündniß mit Robert beschworen hatte.

Guiskard, höchst erzürnt über diesen Treubruch, brach sogleich von Mileto auf, wo er nur eine schwache Besatzung in den beiden Thürmen ließ, und rückte vor Girace. Er wußte wohl, daß er noch auf eine große Partei in der Stadt zu zählen hatte. Dennoch fand er die Thore verschlossen, und konnte einer Einladung zu einem seiner Freunde, Basilius, einem der Vornehmsten der Stadt, nur verkleidet folgen. Unentdeckt gelangte er zwar in den Pallast seines Freundes; aber Zufall oder Verrath verbreitete die Nachricht von der Anwesenheit dieses wichtigen Gastes unter den Einwohnern. Bei der Kunde, daß der Herzog, dem Viele ungeneigt waren, sich in ihren Mauern befinde, rottete der Pöbel sich vor dem Hause seines Wirthes zusammen, forderte mit Ungestüm die Auslieferung des Herzogs, stürmte den Pallast, und Basilius sammt seiner Frau

fielen als ein Opfer der blinden Volkswuth. Robert sah sich ganz allein, ohne Waffen, ohne Schutz, mitten unter dem tobenden Haufen, der nach seinem Blute lechzte. Mit Mühe gelang es ihm, ihre Wuth mit kluger Rede so weit zu besprechen, daß sie auf den Rath der Vernünftigen hörten, und, von einer wilden That abstehend, die nicht ungerächt geblieben seyn würde, den Herzog indeß blos gefangen setzten.

Aber der Ruf von der Gefahr und Gefangenschaft des Herzogs verbreitete sich und gelangte in's Lager seines Bruders auf der andern Seite von Girace. Aller Fehde, aller Feindschaft vergessend, rief dieser seine Normannen zusammen, trug ihnen die Gefahr seines Bruders, ihres Herzogs, vor, und beschwur sie mit Thränen, ihm zu seiner Rettung zu helfen. Schnell war die Schaar gewaffnet, schnell rückte er damit in die Stadt, ließ die Häupter derselben zusammenberufen, stellte ihnen vor, welches Schicksal sie sich durch die Ermordung des Herzogs zuziehen würden, und wußte es durch Ueberredung und Drohungen, die seine bewaffnete Schaar auszuführen in Bereitschaft stand, dahin zu bringen, daß sie Guiskard frei gaben. Dieser eilte nun in die Arme seines Bruders, und Thränen der Freude

und des Danks feierten den Augenblick der Versöhnung.

Alles schien nun beigelegt und der Zwist der Brüder für immer abgethan. Aber während jene Vorfälle sich in Girace zutrugen, hatten Rüdigers in Mileto zurückgelassene Leute die beiden Thürme vor ihren Thoren gestürmt, die Besatzung zu Kriegsgefangenen gemacht und sich der Befestigungen bemächtigt. Robert, dessen Gemüth viel geneigter war, empfangene Unbilden, als genossene Wohlthaten, zu behalten, loderte sogleich wieder in Zorn auf, klagte laut über Rüdigers Unredlichkeit, und weigerte sich auf's neue, zu der versprochenen Theilung von Kalabrien zu schreiten, bis nicht sein Bruder ihm beide Schlösser, oder Thürme, und die gefangene Besatzung auslieferte. Rüdiger, um von seiner Seite nicht die geringste Veranlassung zu Feindseligkeiten zu geben, ließ sich auch dies gefallen, und übergab die Schlösser und die Mannschaft. Als er aber sah, daß Alles dies seines Bruders harten Sinn nicht beugen und ihn nicht zu Haltung seines Versprechens vermögen könne, drang er durch Einverständniß mit den Einwohnern in das feste Schloß seines Bruders Messiana, von wo aus er ganz Kalabrien nach Gefallen beunruhigen konnte, setzte sich

daſelbſt feſt, und ſandte ſeinem Bruder von dort einen Fehdebrief.

Nun ſah Robert die Gefahr ein, die allen ſeinen Beſitzungen drohe, wenn Rüdiger feindlich jenen Platz behauptete. Er entſchloß ſich daher, die lange verweigerten Bedingungen zu erfüllen. Kalabrien wurde getheilt, Rüdigers gerechte Forderungen befriedigt, und er ſah ſich nun im Stande, auch diejenigen zu belohnen, die ihm bisher ſo treu gedient hatten.

Sobald dieſe Angelegenheit in Ordnung war, ſetzte er mit dreihundert Reiſigen und ſeiner jugendlichen Gemahlin, Judith, über die Meerenge, landete in Sicilien, und rückte gerade vor Traina, das ihm zwar nicht ungern, aber nicht mehr mit ſo gutem Willen, als das erſte Mal, die Thore öffnete. Das Betragen der normanniſchen Krieger, die bei den Einwohnern im Quartier gelegen waren und ſich nicht gehörig benommen hatten, war die Haupturſache dieſer Unzufriedenheit. Rüdiger hörte die gerechten Klagen und ſtrafte die Uebelthäter. Aber damit war der falſche Sinn der Griechen nicht begütigt. Als der Graf kurze Zeit darauf mit dem größten Theile ſeiner Leute zu einem Kampfe gegen die Saracenen ausgezogen war, überfielen ſie die

nur mit wenigen Kriegern zurückgebliebene Gräfin, in der Hoffnung, sich ihrer leicht zu bemächtigen, und somit das Joch der Fremdlinge abzuschütteln. Indessen vertheidigte sich Judith heldenmüthig mit ihrer kleinen Schaar, und hielt sich unbesiegt, bis ihr Eheherr ankam, und nun ein furchtbarer Kampf mit den Empörern begann. Die Stadt war in zwei Parteien getheilt, alle Tage fielen Gefechte vor, aber die Griechen hatten große Vortheile vor Rüdigern, indem ihnen fünftausend Saracenen zu Hülfe zogen und Ueberfluß in ihrem Lager herrschte, während der Graf mit den Seinigen kaum das Nothdürftigste hatte, und ein Mantel und ein Oberkleid Alles war, was er sammt seiner Gemahlin besaß, um sich vor der Kälte zu schirmen. Dennoch verließ ihn sein Muth und seine Standhaftigkeit nicht, und bei einem der vielen Gefechte, in welchem er sich zu weit unter die Feinde gewagt hatte, wurde sein Pferd unter ihm durchstochen, er stürzte nieder, und sah sich mitten unter den feindlichen Schaaren allein und zu Fuß. Da zog er sein Schwert, und mähte, indem er es rasch im Kreise umher bewegte, so furchtbar unter den eindringenden Feinden, daß bald ein Wall von Leichen vor ihm lag, die Uebrigen die Flucht ergriffen, und er Zeit genug behielt, auch

noch den Sattel seines todten Pferdes abzuschnallen und auf seinen Schultern mitzunehmen, damit die Feinde auch nicht das kleinste Siegeszeichen von ihm aufzuweisen hätten.

Vier Monate hatte die Belagerung gewährt, die Strenge des Winters nahm zu, die Sicilianer, empfindlicher gegen den Frost, als die rauhern Söhne des Nordens, suchten sich in ihrem Lager nach Möglichkeit davor zu schützen, hielten die Wachen sorgloser und pflegten sich in Bad- und Trinkstuben. Rüdigers Aufmerksamkeit entging nichts. Er befahl seinen Leuten, zum Schein dasselbe zu thun, und sich anzustellen, als unterließen auch sie die sorgfältigere Hut. Das schläferte die Feinde noch mehr ein, und der Graf ergriff den Augenblick, wie er, in einer hellen, strengkalten Winternacht auf dem Walle hin und her schreitend, jene im tiefsten Schlafe und keine Wache auf ihren Posten erblickte. Rasch fiel er mit den Seinigen aus, erschlug eine große Zahl der Feinde, und brachte Ueberfluß an Lebensmitteln aus dem schlecht vertheidigten Lager in seine von Allem entblößte Feste zurück.

Bald darauf, da er die Nothwendigkeit erkannte, das, was den Seinigen fehlte, und was kein zweiter Ausfall ihnen liefern konnte, Waffen, Pferde und

Geld aus Apulien oder Kalabrien zu holen, verließ er Traina und vertraute seiner Judith die Obhut der Burg. Judith entsprach dem Vertrauen, das ihr Gemahl auf ihren klaren, muthigen Sinn setzte. Sie erschien selbst auf den Wällen, bemerkte, wo es gebrach, ordnete, was zu ändern war, ermahnte die Krieger mit sanften Worten und vertröstete sie auf die baldige Rückkehr ihres Eheherrn. Dieser erschien auch bald, theilte froh unter die Seinen, was er mitgebracht hatte, machte, sobald die Pferde sich erholt hatten, von allen Seiten Ausfälle und Streifzüge gegen die Araber, schlug sie in kleinern und größern Gefechten, und belebte mit seinem Heldengeist Alles, was ihn umgab.

Die Saracenen ihrerseits strengten alle Kräfte an, diesen Fortschritten zu widerstehn, und bei Ceramio kam es zu einer merkwürdigen Schlacht. Serlo, Rüdigers Neffe, hatte von seinem Oheim den Befehl erhalten, mit sechs und dreißig Reitern, und einer Schaar, die jener ihm selbst zuführen wollte, Ceramio anzugreifen. Des Jünglings ungeduldige Tapferkeit erlaubte ihm nicht, die Ankunft seines Oheims abzuwarten. Allein, nur von jenen sechs und dreißig begleitet, erschien er vor Ceramio, drang hinein und behauptete sich darin. Bald darauf

erschien Rüdiger mit seinen Normannen. Die Saracenen, in weit überlegener Zahl, griffen ihn an, das kleine Heer war bald umringt, er sah keinen Ausweg, als den er sich mit dem Schwerte in der Hand erkämpfen würde. Da zeigte sich plötzlich mitten im Gedränge ein Ritter auf schneeweißem Pferde in schimmernder Rüstung und mit einer weißen Fahne, wie der fromme Goffredo Malaterra erzählt. Die Normannen erkannten ihn für den heil. Georg, riefen mit Jubelgeschrei seinen Namen aus, warfen sich auf die erschrockenen Feinde und erkämpften einen vollständigen Sieg. Die Beute war unermeßlich. Rüdiger gelobte einen Theil davon dem heil. Petrus, und schickte dem Papst Alexander IV. vier kostbar geschmückte und beladene Kameele zu, wofür ihm dieser eine Fahne, mit dem Zeichen des apostolischen Stuhls geziert, schenkte. Rüdiger aber ließ von nun an auf seine Waffen und Fahnen den Spruch setzen: Dextera Domini fecit virtutem, Dextera Domini exaltabit me. (Die Hand des Herrn hat mir Muth gegeben, die Hand des Herrn wird mich erhöhen.) Diese Worte wurden späterhin der Wahlspruch aller normannischen Fürsten.

Längst schon hatten Rüdiger und Robert die Wichtigkeit von Palermo, der ersten Stadt der Insel,

und die bedeutenden Folgen dieser Eroberung eingesehen, aber noch fühlten sie ihre Kräfte diesem Unternehmen nicht gewachsen, und so ließen sie sich auch von den Pisanern, welche eine Fehde mit Palermo hatten, und die Hülfe der Normannen bei diesem Unternehmen ansprachen, nicht dazu bewegen. Vielmehr begnügte sich Rüdiger in den nächsten zwei Jahren damit, hin und her Streifzüge durch die Insel zu machen, die Uneinigkeiten der Saracenen zu seinem Vortheile zu benutzen und ihre Macht auf jede Art zu schwächen.

Dennoch ermannten sich diese von Zeit zu Zeit wieder, und brachten so einstens eine bedeutende Heeresmacht zusammen, mit der sie im Felde erschienen, und auf der Ebene Missilmeri, unweit Palermo, den Normannen eine Schlacht anboten. Diese nahmen sie, ungeachtet ihrer viel kleinern Anzahl, begierig an. Rüdiger ermahnte die Seinen in einer kurzen Anrede, und nun stürzten sie mit einer solchen Heftigkeit auf den Feind, daß dieser die Flucht ergriff und das reiche Lager mit ungeheuern Schätzen den Normannen überließ. In diesem Lager fand Rüdiger die Brieftauben, deren die Araber sich zu schnellen Botschaften zu bedienen pflegen. Auch er machte Gebrauch von dieser Erfindung, aber

zum Schrecken der Saracenen, indem er Briefe, auf denen die Nachrichten von der Niederlage des arabischen Heeres mit dem Blute der Erschlagenen geschrieben waren, den Tauben mitgab, sie so zurück nach Palermo fliegen ließ und die äußerste Bestürzung unter den Einwohnern verbreitete.

Vermuthlich war es um diese Zeit, daß Rüdiger seine zweite, so geliebte Gemahlin, Judith, verlor. Er hatte nicht die Freude, Kinder von ihr zu erhalten, und sah diese Entbehrung als eine Strafe des Himmels für den Raub an, den er an demselben begangen, indem er die ihm geweihte Braut ihm entzogen hatte. Er vermählte sich zum dritten Male, und von dieser Frau, die Ehrenburga hieß, hatte er zwei Söhne: Gottfried und Jordan, und sechs Töchter, von denen er in der Folge fünf an verschiedene Fürsten verheirathete. Eine davon nahm den Schleier.

Ganz Apulien gehorchte bereits Herzog Roberts Scepter, bis auf die Seestadt Bari, die dem griechischen Kaiser ihre Treue unerschüttert bewahrt hatte. Alle Macht, die dieser Hof noch in Apulien besaß, war in diesen einzigen Ort zusammengedrängt, ein Katapan kommandirte darin und widerstand mu-

thig allen Angriffen Roberts, der die Stadt bereits im vierten Jahre vergeblich belagerte. Ueberzeugt, daß es ihm unmöglich seyn würde, ihrer mit seiner Macht allein Meister zu werden, rief er seinen Bruder zu Hülfe, der sogleich von Sicilien herüber kam, seine Schaaren mit denen seines Bruders vereinigte, und die Belagerung mit erneuter Kraft begann.

Die Barenser sahen die Gefahr ein, die ihnen von dieser mächtigen Verbindung drohte, und schickten deshalb in Geheim Botschaft nach Byzanz an den Kaiser Diogenes, um Unterstützung in ihrer äußersten Noth zu erflehen. Der Kaiser, bewogen durch die Gefahr der getreuen Stadt, verhieß ihnen, eine Flotte unter Josselin d'Orenches zu Hülfe zu senden, der ebenfalls ein Normann, und vermuthlich einer von den Warägern oder Weringern war, wie die Schaar der Nordländer hieß, die sich dem griechischen Kaiser zum Dienste verpflichtet hatte. Der Abgesandte war heimlich aus Bari gezogen, und kam eben so heimlich wieder zurück. Aber Rüdiger, dessen Aufmerksamkeit nichts entging, bemerkte in der Nacht Feuerzeichen auf den Wällen der Stadt. Er schloß daraus, daß man Hülfe, oder sonst ein Ereigniß erwarte, das von der Seeseite herkommen mußte. Deshalb ließ er genau allnächt-

lich das Meer beobachten, und erblickte denn auch wirklich einmal von ferne die schwimmenden Lichter, Laternen, welche die griechischen Schiffe, jedes wie einen Hoffnungsstern in finstrer Nacht, vor sich trugen. Sogleich bestieg Rüdiger ein wohlgerüstetes Fahrzeug, das er schon zu diesem Behuf hatte bereiten lassen, steuerte gerade auf das den Uebrigen voranseglende Schiff zu, das den Feldherrn, eben jenen Josselin d'Orenches, trug, griff es an, überwältigte die Bemannung und brachte Josselin als Gefangenen zu dem Herzog, der den Bruder, um dessentwillen er sehr besorgt gewesen war, mit doppelter Freude empfing. Die Barenser erkannten, daß sie nun keinen Entsatz mehr zu hoffen hätten, und ergaben sich an Robert Guiskard; Rüdiger ging wieder nach Sicilien, und Robert folgte ihm bald, um die lange verschobene Belagerung von Palermo zu unternehmen.

Bei Katanea stieß er mit den Seinigen zu dem Heer seines Bruders, zog dann mit ihm vereint vor Palermo, und umlagerte es zu Land und See. Aber die Palermitaner vertheidigten sich mit Entschlossenheit, das Schicksal der Stadt blieb vier ganze Monate unentschieden, und Guiskard mußte seine Zuflucht zu einer Kriegslist nehmen. Er ließ eine

beträchtliche Anzahl seiner Leute sich auf der Seite der Stadt, wo die Einwohner ihre Gärten hatten, in einen Hinterhalt legen, Rüdiger aber mußte, von der Flotte unterstützt, die Stadt auf der Seeseite angreifen. Sobald die Palermitaner den Ungestüm seines Angriffs fühlten, warfen sie sich mit vereinter Macht der drohenden, höchsten Gefahr entgegen, und gaben so die andere Seite der Mauer dem Hinterhalte Guiskards Preis. Dieser eilte sogleich herbei, erstieg ohne Widerstand die unbewachten Wälle und öffnete die Thore der Stadt. Bestürzt erblickten die Einwohner plötzlich den Feind mitten unter sich, und, überzeugt, daß nun Alles verloren sey, übergaben sie sich auf leidliche Bedingungen. Den Saracenen wurde die freie Uebung ihrer Religion erlaubt, aber auch die christliche in ihrem alten Glanz wieder hergestellt. Rüdiger und Robert ließen die Kirche der heil. Jungfrau, welche die Mahomedaner zu einer Moschee gemacht hatten, reinigen und wieder einweihen, der alte Erzbischof, der in Armuth und Elend gelebt hatte, wurde in seine vorige Wü e und Amtsverrichtung eingesetzt, die Kirche von nun an Maria della Vittoria genannt, so wie das Thor, durch welches die Normannen hineindrangen, bis auf diesen Tag Porta della Vittoria

heißt, und auf diese Art die neue Eroberung durch fromme Gesinnung geheiligt und gesichert.

In Ceramio hatte Rüdiger seinen Neffen Serlo, der das Meiste zu dessen Eroberung beigetragen hatte, zum Schutze der Stadt, und um die Araber in jener Gegend nieder zu halten, zurückgelassen. Die unbedachtsame Jugend desselben ließ sich von den Freundschaftsversicherungen eines normannischen Heerführers einschläfern, und unter dem Vorwand einer Jagd allein weit von der Stadt weglocken. Die Saracenen lagen im Hinterhalt, sie sprangen mit einmal hervor, und Serlo erkannte seine Unbedachtsamkeit und seine Gefahr. An Rettung war nicht zu denken, aber der Normann wollte sein Leben den Verräthern theuer verkaufen. Er sprang auf einen Fels, der ihm den Rücken deckte, und noch seinen Namen führt, und vertheidigte sich von dort lange und muthig gegen die Ueberzahl. Endlich aber erlag er ihren Streichen, und Ceramio ging mit dem Tod des Befehlshabers verloren. Rüdigern erfüllte diese Nachricht mit so großem Schmerze, daß er sich ganz seiner Traurigkeit hingab, und Robert ihn erinnern mußte, sich zu fassen, und lieber auf Rache zu sinnen.

Nun setzte er seine Unternehmungen gegen die

Saracenen fort, eroberte nach und nach mehrere Städte, befestigte einige, erbaute an andern Orten feste Schlösser, und schränkte so die Macht und das Gebiet der Saracenen immer mehr ein. Zuweilen wagten sie aus Afrika herüber Raubzüge, landeten an unbewachten Stellen, überfielen Wehrlose und schleppten Weiber und Kinder in die Sklaverei fort. Sobald aber Rüdiger von diesen Freveln hörte, überfiel er sie, jagte ihnen den Raub ab und trieb sie in ihre Schiffe zurück.

So gingen einige Jahre hin, bis 1076 wichtige Geschäfte des Grafen Anwesenheit in Apulien forderten. Er ließ seinen Schwiegersohn, den Grafen Hugo von Circea, zur Hut von Sicilien zurück, und schärfte ihm dringend ein, sich weder von Katanea zu entfernen, noch in eine Schlacht mit den Saracenen einzulassen. Aber die Begierde, etwas zu thun, das ihm die Achtung seines Schwiegervaters verdienen könnte, riß diesen hin, das ausdrückliche Gebot zu übertreten. Er verließ Katanea, suchte zu Traina seinen Schwager Jordan auf, und beredete ihn, irgend etwas Kühnes gegen die Saracenen zu unternehmen.

Ben Huris, Fürst von Syrakus, war zu dieser Zeit das Haupt aller noch in Sicilien befindlichen

Saracenen. Die ehrgeizigen Wünsche der beiden jungen Grafen wurden bald bekannt, und Ben Huris nahm sich vor, sich derselben zu ihrem eigenen Verderben zu bedienen. Ungefähr dreißig saracenische Reiter zeigten sich unweit der Mauern von Katanea, und forderten unter Hohn und Spott die Besatzung zum Kampfe auf, indeß ein bedeutender Hinterhalt sich im Dickicht und in den Niederungen versteckte. Hugo und Jordan ließen sich täuschen; doch, um nicht ganz unbesonnen zu handeln, schickten sie vorerst nur einen kleinen Haufen gegen jene Reiter ab. Die Saracenen zogen sich alsobald zurück, der Hinterhalt hielt sich stille, Hugo's Krieger kamen ohne Gefahr weit über denselben hinaus, und Hugo und Jordan, der anscheinenden Sicherheit vertrauend, rückten nun mit ihrer ganzen Macht aus und jagten den Fliehenden nach. In dem Augenblick fuhren die Saracenen aus ihrem Hinterhalt empor, warfen sich über die Normannen her und schnitten ihnen die Rückkehr in die Stadt ab. Hugo fiel als Opfer seines jugendlichen Ehrgeizes, Jordan rettete sich nebst dem Rest der Seinigen mit Mühe in die Stadt und verschloß sie den Feinden. Als Rüdiger bei seiner Zurückkunft diese Unfälle vernahm, überließ er sich seinem ganzen Schmerz über Hugo's Verlust,

beweinte ihn mit vielen Thränen, und brachte ihm ein furchtbares Todtenopfer, indem er alle zur Ernte reife Saaten der Sicilianer verwüstete, und weithin Elend und Noth über das feindliche Land verbreitete.

Rüdiger fuhr fort, den Saracenen auch auf jede andere Weise Abbruch zu thun. Er entriß ihnen Trabla und Nuovo Kastro, und schickte sich an, Taormina zu belagern. Um dieses zu bewerkstelligen, ließ er an dem schroffen Berge, auf welchem es liegt, zwei und zwanzig Schanzen anlegen. Hier, indem er, um Alles selbst zu sehen und zu ordnen, von einer zur andern kletterte, überfielen ihn Saracenen, die sich in einem Gesträuche verborgen hatten. Er würde seine Kühnheit mit dem Leben bezahlt haben, wenn nicht einer seiner Begleitung, Evisard genannt, den Streich aufgefangen und sich für seinen Herrn geopfert hätte. Der Angriff wurde muthig zurückgewiesen, und Rüdiger ließ den Retter seines Lebens mit großem Pomp beerdigen.

Im Jahre 1079 fiel Taormina in die Hände der Normannen. Jaci hatte bald darauf dasselbe Schicksal, und Rüdiger vertrieb, indem er mit seinen Truppen durch das Gebirg streifte, vom Aetna bis nach Traina alle Anhänger Mahomeds, in welcher

letztern Stadt er der heil. Jungfrau eine Kirche erbaute.

Aber indeß Rüdiger so eifrig für die Verbreitung und Befestigung des christlichen Glaubens in Sicilien besorgt war, hatte Robert, sein Bruder, sich mit dem Papst entzweit, Benevent im Kirchenstaate angegriffen, und Gregor VII. ihn nebst allen seinen Angehörigen in Bann gethan. Dies schmerzte Rüdigern außerordentlich. Er sann angelegentlich darauf, sich mit dem heiligen Vater zu versöhnen, und ging deswegen selbst nach Rom, um die Lossprechung von dem unverschuldeten Fluch und die Erlaubniß zu erhalten, daß er sich künftig einen Sohn der Kirche nennen dürfe. Nur mit Mühe willigte endlich der Papst in diese billige Forderung, und nur unter der Bedingung, daß Rüdiger nie Theil an den kirchenräuberischen Entwürfen seines Bruders nehme.

Als er wieder nach Sicilien zurückgekommen war, erschien eine Botschaft von Raymund, Grafen von Provence, der, von Rüdigers Ruhm gelockt, um die Hand seiner Tochter Mathilde warb. Rüdiger hörte diese Werbung mit Vergnügen, Graf Raymund kam selbst, die Braut zu holen, und kehrte mit ihr, sobald die Hochzeitfeierlichkeiten, die

Rüdiger mit großer Pracht veranstaltet hatte, vorüber waren, mit seiner jungen Frau nach der Provence zurück.

Beg Humen, ein Saracene, hatte Rüdigers Gunst und Vertrauen in so hohem Grade zu erwerben gewußt, daß er ihm nach seines Schwiegersohns, Hugo's, Tode, die Vertheidigung von Katanea übergab. Aber der Saracene lohnte dies Zutrauen schlecht. Er lieh den Einflüsterungen des Fürsten von Syrakus sein Ohr, und übergab ihm zuletzt verrätherischer Weise den anvertrauten Platz. Schon frohlockten die Saracenen über die Schmach, die die Christen durch sie erlitten; aber Jordan, Rüdigers Sohn, Robert von Surdavalle und ein gewisser Elias Kortomenes, der den mahomedanischen Glauben verlassen hatte, und später, als er durch einen unglücklichen Zufall wieder in die Hände seiner ehemaligen Glaubensgenossen fiel, lieber sterben, als abtrünnig werden wollte, rückten schnell, obwohl mit geringer Macht, heran, umlagerten die Stadt, und bedrängten sie so sehr, daß Ben Huris und Beg Humen nichts übrig blieb, als sich bei der Nacht durch eine schnelle Flucht zu retten. Die Normannen besetzten Katanea auf's neue, Ben Huris aber ließ, sobald er in Syrakus angekommen war,

Beg Humen zum Lohn seines Verrathes hinrichten.

So edel und tapfer sich Jordan bei dieser und andern Gelegenheiten bewiesen hatte, vergaß er doch bald darauf seiner Pflicht gegen seinen Vater. Es ist unbekannt, welche Ursachen ihn dazu bewogen hatten. Aber da die Hut von Katanea kurz vorher seinem Schwager, der seine Unbesonnenheit mit dem Leben gebüßt hatte, und dann nach dessen Tode einem Saracenen anvertraut war, so ist es denkbar, daß vielleicht Jordan, weil er sich von seinem Vater einem Fremden nachgesetzt glaubte, dem Rathe böser Menschen horchend, sich bis zur Empörung hat verleiten lassen. Schon hatte er sich der Schlösser San Marko und Mistreto bemeistert, und rückte auf Traina los, wo seines Vaters Schätze aufbewahrt lagen. Die Einwohner verschlossen die Thore vor ihm, und Rüdiger, der während seines Bruders Abwesenheit seine Stelle in Apulien vertrat, kam auf die erste Nachricht von diesen Unruhen zeitig genug in Sicilien an, um die Empörung zu zernichten und die Ruhe wieder herzustellen. Aus Besorgniß, durch zu große Strenge den Sohn zu einem verzweifelten Schritt, und vielleicht in die Arme der Saracenen zu treiben, schien er die Sache für nichts

als eine jugendliche Uebereilung zu halten, und sich zur Verzeihung geneigt finden zu lassen. Als Jordan dies erfuhr, kehrte er zu seines Vaters Füßen zurück. Aber dieser ließ einen so großen Frevel nicht ungestraft hingehen. Zwölf der vornehmsten Anhänger desselben mußten ihr Vergehen mit dem Verlust ihrer Augen büßen, und selbst seinen Sohn ließ Rüdiger eine gleiche Strafe wenigstens fürchten, von der ihn aber die vorher verabredete Fürsprache einiger Großen losbat.

Des Grafen Bestreben ging nun dahin, die Ruhe, wie hier, so überall auf der ganzen Insel, so weit er sie beherrschte, herzustellen. Er baute zu diesem Ende zwei Thürme bei Messina, befestigte sie wohl, und versicherte sich dadurch des Schlüssels von Sicilien.

Unterdessen hatte auch Robert sich mit dem heiligen Vater ausgesöhnt, und im Jahre 1082 einen Krieg gegen den Kaiser von Byzanz begonnen, Durazzo eingenommen, die Weringer geschlagen und den Kaiser selbst mit seinem Heer in die Flucht getrieben. Mitten in diesem Siegeslauf rief ihn eine Botschaft Gregor VII. zurück, der, von dem römischen Kaiser Heinrich IV. in Rom belagert und hart bedrängt, nur in der Tapferkeit Roberts

Rettung zu finden glaubte. Robert gehorchte schnell diesem Rufe, übergab seinem Sohne Bohemund den Befehl über das Heer in Griechenland, schiffte sich ein und erschien mit einer Kriegsmacht vor Rom, wo Gregor, im Thurme des Krescentius eingeschlossen, seine Rettung bang erwartete. Der Kampf begann, die Normannen siegten, die Deutschen mußten ihr Vorhaben aufgeben, der Papst war befreit, und folgte seinem Retter, weil er sich auch nach der Entfernung seiner Feinde in Rom nicht sicher glaubte, nach Benevent. Hierauf kehrte Herzog Robert nach Griechenland zurück, wo unterdessen Bohemund sich seines Vaters würdig verhalten hatte, starb aber kurz darauf, nicht ohne Verdacht von Gift, das ihm seine zweite Gemahlin, Sigelgayta, beigebracht haben sollte, um ihrem Sohne, der, wie sein Oheim, Rüdiger hieß, die Nachfolge zu versichern, da Robert seit der letzten Zeit geneigt schien, sie dem tapfern Bohemund, dem Sohne seiner ersten Gemahlin, Alberada, zu bestimmen. Dies Jahr 1083 war durch den Tod dreier berühmter Männer wichtig, indem nebst Herzog Robert Guiskard noch Wilhelm der Eroberer, Herzog der Normandie und König von England, und endlich Papst Gregor VII. starben.

Nach Roberts Tode entspann sich zwischen seinen Söhnen Rüdiger und Bohemund der Streit um die Oberherrschaft; aber Graf Rüdiger, ihr Oheim, schlichtete ihn zum Vortheil des Erstern, und setzte ihn unter dem Titel eines Herzogs in alle Rechte seines Vaters in Apulien und dem Principate ein. Während er, hiermit beschäftigt, von Sicilien abwesend war, erregte ihm Ben Huris, Fürst von Syrakus, neue Unruhen. Er rüstete eine Flotte aus, segelte über die Meerenge, überfiel Nikotera, zerstörte es, schleppte Weiber und Kinder in die Gefangenschaft, entheiligte Kirchen und Klöster, mißhandelte die Klosterfrauen und kehrte mit reicher Beute nach Syrakus zurück.

Graf Rüdiger, durch diesen Frevel auf's äußerste entrüstet, bereitete sich, ihn zu rächen. Er ließ eine Flotte ausrüsten, womit er bis zum nächsten Frühling fertig war, näherte sich Syrakus zur See, und befahl seinem Sohne Jordan, das Heer zu Lande dahin zu führen. Wind und Wellen begünstigten die Fahrt. Philipp, ein Verwandter des Grafen, der maurischen Sprache kundig, wurde auf einem leichten Schiffe vorausgesandt, um Alles zu erforschen. Unerkannt und unentdeckt segelte er bei Nacht zwischen der feindlichen Flotte umher und brachte dem Grafen

sichere Kunde. Bei Resesalix vereinigten sich beide Heere. Hier ließ Rüdiger seine Krieger Messe hören, beichten, das Abendmahl empfangen, und weil es Sonntag war, den Tag in Gebet und Stille zubringen. Auf die nächste Mitternacht war der Angriff bestimmt. In größter Stille wurden die Anker gelichtet und man näherte sich im Mondlichte dem Hafen von Syrakus, wo Ben Huris mit seiner ganzen Flotte lag. Die Schlacht begann. Ben Huris trieb sein böser Geist, sich mit dem Grafen zu messen, er ließ gerade auf dessen Schiff zurudern, griff es wüthend an, und wurde eben so wüthend empfangen. Ein Pfeil verwundete ihn zuerst; nun sprang auch der Graf von seinem Schiff in das des Saracenen und suchte diesen überall mit gezücktem Schwerte. Ben Huris sah sich verloren, und indem er sich auf das nächste Schiff retten wollte, stürzte er in's Meer. Die Schwere seiner Rüstung zog ihn zu Boden und er fand seinen Tod in den Wellen. Syrakus aber hielt sich noch gegen vier Monate, bis endlich, da die Stadt immer härter bedrängt wurde, des Fürsten Witwe, die sich noch daselbst befand, in einer Nacht heimlich mit ihren Kindern und Schätzen einschiffte und nach Nato ging, worauf sich die Stadt Rüdigern im Jahre 1085 ergab.

Nach Ben Huris Fall befand sich auf der ganzen Insel nur noch der Saracene Chamut, der sich der Macht der Normannen mit Nachdruck zu widersetzen im Stande war. Er selbst hielt sich in Kastro Giovanni auf, aber seine Gemahlin und Kinder lebten in Girgenti. Rüdiger beschloß, im April des Jahres 1086 diese Stadt zu belagern, und ängstete sie mit Kriegsmaschinen und Stürmen so sehr, daß sie endlich im Julius in die Gewalt des Siegers fiel. Obwohl dem erstürmten Platz keine Bedingungen waren gegeben worden, ließ doch Rüdiger Chamuts gefangene Gemahlin und seine Kinder würdig und ihrem Stande gemäß behandeln, umgab dann den Platz mit Graben und Wällen, befestigte ihn auf's neue, und eroberte von hier aus noch eilf der umliegenden Orte. Endlich rückte er vor Kastro Giovanni selbst, und ließ Chamut zu einer Unterredung auffordern. War es Rührung und Dankbarkeit wegen Rüdigers edlem Betragen gegen des Saracenen sehr geliebte Frau, war es Rüdigers begeisterte Rede, oder göttliche Erleuchtung, genug, der Saracene fühlte sich nach jenem Gespräch gestimmt, den Glauben seines menschlichen Siegers anzunehmen und sich mit Weib und Kindern taufen zu lassen; nur sollte, aus Furcht vor seinen Landsleuten, sein Ent-

schluß nicht freiwillig, sondern eine Folge des Zwangs scheinen. Daher verließ er, nach seiner Verabredung mit dem Grafen, in einem langen Zuge von Knechten, Maulthieren, Pferden, die seine Schätze trugen, als gedächte er anders wohin zu reisen, Kastro Giovanni, und kam bis an den Ort, wo die Normannen sich in einen Hinterhalt gelegt hatten. Sie stürzten auf die Karavane hervor, Chamut ergab sich ohne Widerstand, und wurde nebst seinen Schätzen in Sicherheit gebracht. Kastro Giovanni, das sich nicht lange halten konnte, ging an Rüdigern über, Chamut aber ließ sich sogleich mit seiner ganzen Familie taufen, und bedingte sich nichts aus, als die Vergünstigung, auch als Christ sich von seiner Frau, mit der er nahe verwandt war, und die er zärtlich liebte, nicht scheiden zu dürfen. Um bei dem Grafen und seinen neuen Glaubensgenossen jede Möglichkeit des Verdachts zu entfernen, und zugleich, um vor der Rache seines nun verlassenen Volkes sicher zu seyn, ließ er sich in Kalabrien nieder, wo Rüdiger ihm im miletanischen Gebiete Besitzungen einräumte, und brachte dort sein Leben mit den Seinigen vergnügt und unangefochten zu.

Bis auf Butera und Nato, an welchen Ort sich Ben Hyuris Witwe aus Syrakus mit ihren Kin-

dern und Reichthümern hingeflüchtet hatte, hatte Rüdiger nun der normannischen Macht ganz Sicilien unterworfen. Er erkannte dies Glück seiner Waffen mit frommer Dankbarkeit als einen Beweis einer vorzüglichen Gunst des Himmels an, und richtete in dieser Ansicht seine Aufmerksamkeit auf göttliche und kirchliche Dinge, ohne deswegen die Verwaltung seiner Regierungsgeschäfte und seine kriegerischen Unternehmungen auf die Seite zu setzen. Er stiftete Kirchen und Klöster, errichtete in jeder größern Stadt ein Bisthum, beschenkte sie reichlich und sorgte auf jede Weise dafür, daß der Glaube, dem er sein Glück, seinen Ruhm, seinen Trost dankte, auch bei andern so viel möglich verbreitet und befestigt werde.

Zugleich war er der Friedensstifter, Schiedsrichter und Rächer jedes Unrechts in seinem Hause. Bald nach Herzog Roberts Tode hatte er die Erbfolgestreitigkeiten zwischen seinen Neffen zu schlichten gehabt. Aber Bohemunds Ehrgeiz ertrug ungern den Ausspruch seines Oheims. Er empörte sich bald gegen seinen Bruder, den Herzog, bemächtigte sich der Stadt Oria, und streifte verwüstend mit seinen Schaaren durch's Tarentinische und Hydrunt. Graf Rüdiger kam auf das Ersuchen seines Neffen, des Herzogs, herüber; halb durch Gewalt, halb mit

Güte brachte er Bohemunds unruhigen Geist zu Frieden und Versöhnung, und Herzog Rüdiger, mild und gut, trat dem Bruder nicht allein Oria, das er mit Gewalt der Waffen genommen, sondern auch noch andere Besitzthümer, ab.

Nicht lange darnach empörten sich die Konsentiner gegen Herzog Rüdiger. Er rief abermals seinen Oheim zu Hülfe, und dieser brachte es durch Ueberredung und Drohung, durch Muth und Klugheit dahin, daß die Konsentiner sich ihrem rechtmäßigen Herrn wieder unterwarfen.

Der Graf dachte nun darauf, die Saracenen ganz aus der Insel zu vertreiben, und zog deshalb vor Butero. Während er beschäftigt war, die Stadt einzuschließen, kam ihm plötzlich Botschaft, daß der heilige Vater in Traina angekommen sey, um sich in dringenden Angelegenheiten der Christenheit mit dem Grafen zu besprechen, wodurch er bewies, welches Gewicht er auf des Grafen Ausspruch in solchen Dingen lege. Es betraf einen Streit zwischen den griechischen und lateinischen Christen, von denen die Erstern bei der Kommunion sich gesäuerter, die Letztern ungesäuerter Brote bedienten, und der Kaiser Alexius hatte den Papst ersucht, sich mit seinen

Theologen nach Konstantinopel zu verfügen, und dort mit diesen und griechischen Gelehrten über diese Streitfrage zu entscheiden; welcher Entscheidung er sich dann mit seinen Unterthanen unterwerfen würde. Rüdiger, so schwer es ihm fiel, sich in diesem Augenblicke vom Kriegsschauplatze zu entfernen, wollte doch den Papst nicht auf sich warten lassen, der bereits einen so weiten und beschwerlichen Weg, blos, um seinen Rath zu hören, gemacht hatte. Er übergab den Oberbefehl seinen Feldhauptleuten, eilte nach Traina, und rieth dem Papst, um die Spaltung zu vermeiden, nach Konstantinopel zu gehn. Er entließ ihn hierauf mit reichen Geschenken und kehrte in's Lager vor Butero zurück. Den Papst hielten späterhin die Unruhen und Feindseligkeiten, die in Rom selbst ausgebrochen waren, von dieser Reise zurück. Rüdiger war glücklicher in seinem Unternehmen, Butero fiel bald in seine Hände, und die Einwohner von Nato, wo Ben Huris Witwe mit ihrem Sohne sich aufhielt, die Unmöglichkeit erkennend, sich allein auf der ganzen Insel gegen die Macht der Normannen zu behaupten, entließen Ben-Huris Witwe mit den Ihrigen und ihren Schätzen nach Afrika und übergaben dem Grafen die Stadt.

So waren nun die Normannen Herren von ganz Sicilien, das Herzog Rüdiger mit seinem Oheim nach einer Theilung, welche bereits zwischen den beiden Brüdern, Robert und Rüdiger, vorläufig Statt gefunden hatte, gemeinschaftlich besaßen. Der Graf hatte das Ziel seines langen Strebens, den Lohn so mancher kühnen, gefährlichen That erreicht, der Himmel hatte sichtbar seine Unternehmungen gesegnet, und mit dem Glück und dem Ruhm wuchsen nicht, wie sonst wohl zu geschehen pflegt, sein Stolz und seine Anmaßungen. Er wurde vielmehr, so wie die äußern Reibungen aufhörten, immer milder und frömmer gesinnt, seine Untergebenen hatten sich nur einer sanften Begegnung zu erfreuen, seine Ermahnungen wurden liebreicher, seine Strafen gelinder, sein Sinn war stetiger nach dem Himmlischen gerichtet. Dennoch verließ den alternden Helden die Lust nach Abenteuern nicht, und nachdem auf Sicilien nichts mehr zu thun war, entwarf er den Plan, Malta anzugreifen und die Christensklaven zu befreien. Er ließ Schiffe ausrüsten und Alles zur Abfahrt bereiten. Vergebens stellten ihm seine Großen, und vor Allen sein Sohn Jordan, der diesen Zug am liebsten selbst geführt hätte, sein Alter vor, und wie billig es für ihn wäre, sich zu scho-

nen. Er wurde endlich über alle diese Gegenvorstellungen aufgebracht, gab das Zeichen zur Abfahrt und stieß unter dem Schall fröhlicher Musik und lautem Jubelruf vom Lande. Zu Malta gelandet, war er kaum mit dreizehn seiner Ritter zu Pferde gestiegen, als die Einwohner in großer Anzahl an das Ufer eilten, um ihnen die Landung zu wehren. Rüdiger mit seinen Gefährten griff sie muthig an, warf sie in die Flucht, schiffte seine Schaaren aus und übernachtete dann ungestört am Gestade. Gayta, der den Oberbefehl in der Stadt führte, sah ein, daß er mit unkriegerischen Bürgern sich der Macht der Normannen nicht würde widersetzen können, und ließ sich in Unterhandlungen ein. Rüdigers erste Forderung war die Freilassung aller Christensklaven, deren sich eine Menge auf der Insel befand; dann bedingte er sich noch eine gewisse Zahl von Pferden und Maulthieren aus, und legte einen jährlichen Tribut und die Verpflichtung auf, die Stadt als ein Lehen von Sicilien anzuerkennen und von ihm zu empfangen.

Auf die Nachricht von ihrer Erlösung durch den Grafen, erschien eine zahllose Menge gefangener Christen unter frommen Gesängen und mit Kreuzen,

die sie, wie Noth und Zufall es sie lehrte, aus Rohr, aus Holz u. s. w. zusammengefügt hatte, im Lager der Normannen, warf sich dem Grafen zu Füßen, und dankte ihrem Retter unter Freudenthränen und Gebet. Rüdiger hieß sie dann die Schiffe besteigen, unterwarf sich im Zurückkehren noch die kleine Insel Golfani, an welcher er vorübersegelte, und langte so mit reicher Beute und so vielen Unglücklichen, die ihm ihre Rettung verdankten, in Sicilien an. Hier wollte er ihnen eine eigene Stadt, die den Namen Villa franca führen sollte, einräumen, und sie von Steuern und allen übrigen Lasten befreien. Aber die Geretteten zog die Sehnsucht nach der Heimath und den lang vermißten Geliebten; sie dankten dem Grafen für sein Erbieten, und er ließ sie endlich, Jeden, wie ihn sein Herz rief, zu dem Vaterlande und den Freunden zurückkehren.

Aber indeß Glück und Ruhm ihn in den äußern Geschäften begünstigten, mußte er als Vater manchen Unfall und manches Leiden erdulden. Philipp, König von Frankreich, hatte seine tugendhafte Gemahlin, Berta, ohne andere Ursache, als

weil er ihrer satt war, unter dem Vorwande zu naher Blutsverwandtschaft, verstoßen, und des Grafen Tochter Emina zur Ehe begehrt. Rüdiger sandte die Prinzessin mit reicher Mitgift und einem glänzenden Gefolge zu ihrem Schwager, dem Grafen Raymund von der Provence; aber er sah sich bald von beiden Seiten betrogen. Philipp wollte sich nur der reichen Schätze bemächtigen, die Rüdiger seiner Tochter mitgegeben; Raymund, der dies ahnete, suchte den Vortheil für sich zu nutzen, und ließ die Fürstin wider ihr Hoffen und ihren Willen mit einem Grafen von Clairmont vermählen. Die Normannen, welche sie begleitet hatten, merkten Raymunds Absicht, sie lichteten in der Nacht die Anker und kehrten bei günstigem Winde mit ihren Schätzen zum Grafen nach Sicilien zurück.

Von seinen beiden Söhnen war ihm der ältere, Goffredo, schon früher an einer schmerzlichen Krankheit gestorben. Nun raffte ein bösartiges Fieber auch den zweiten, Jordan, in Syrakus, welche Stadt sein Vater ihm zum Eigenthum gegeben hatte, hin, und Rüdiger sah sich mit großem

Schmerz ohne männliche Nachkommenschaft, ohne Erben für seine Eroberungen, für seine Plane. Da schenkte ihm die Vorsicht in späten Jahren von seiner vierten Gemahlin, Adelheid, einer Tochter des Markgrafen Bonifacius von Montferrat, einen Sohn, den er zum künftigen Herzog von Sicilien bestimmte, und eröffnete ihm aufs neue glänzende Aussichten in die Zukunft.

Von nun an war Graf Rüdigers Thätigkeit hauptsächlich auf die innere Einrichtung und Verwaltung seiner Besitzungen in Kalabrien und Sicilien gerichtet. Mit einem Geiste, der sein Zeitalter und seine Erziehung übertragte, übte er, ohne deswegen gleichgültig gegen seinen Glauben zu seyn, Duldung gegen Andersdenkende. Die Saracenen wurden bei ihrem Eigenthum und der Ausübung ihrer Religion geschützt. Rüdiger kannte und schätzte die Wissenschaften; Ordnung und Ruhe, Eintracht und Wohlstand zu erhalten und zu vermehren, war die Beschäftigung seines Greisenalters. So hielt er seine schirmende Hand über seines Bruders Söhne, Rüdiger und Bohemund, schlichtete ihre Zwiste, stand ihnen bei Empörungen

ihrer Großen bei, und zwang durch seine Kraft die Unruhen nieder, die bei einem falschen Gerüchte von Herzog Rüdigers Tode in Kalabrien und Apulien entstanden waren.

Zwei seiner Töchter wurden, die eine mit Konrad, dem Sohne des deutschen Kaisers, Heinrich IV., die Andere mit Almus, König von Ungarn, vermählt, und der normannische Herrscherstamm, aus geringer Wurzel entsprossen, bald mit den ersten und bedeutendsten Thronen in Europa verflippt.

Auch in Religionsangelegenheiten bewährte sich Rüdigers eben so frommer als fester Sinn. Er war ein treuer Sohn der Kirche, ohne seinen landesherrlichen Rechten etwas zu vergeben. Sein Werk war die Einführung des Karthäuserordens in Kalabrien, dessen Stifter, den heiligen Bruno, er überaus hoch achtete. Dieser heilige Bruno taufte denn auch des Grafen letzten und berühmtesten Sohn Rüdiger, den ihm Adelheid in Mileto 1097, vier Jahre vor des Vaters Tode, gebar, und der, nachdem sein älterer Bruder, Simon, und noch ein mittlerer, Goffredo, den Einige mit jenem

Goffredo, Ehrenburgens Sohn und Jordans Bruder, für Eins halten, gestorben waren, nach seines Vaters Tode unter der Vormundschaft seiner entschlossenen und klugen Mutter als König Rüdiger I. von Sicilien gekrönt ward.

In demselben Jahre empörte sich Kapua gegen seinen Fürsten Richard, Jordans Sohn und Graf Rüdigers Enkel, den sein Vater als einen unmündigen Knaben hinterlassen hatte. Herzog Rüdiger zog seinem Vetter zu Hülfe, und auch der Großvater kam aus Sicilien mit einem zahlreichen Heer. Die Fürsten lagerten vor der Stadt, und der Papst selbst erschien in ihrem Lager, um ihnen die Ehre eines Besuchs zu erweisen, und zugleich den Frieden zwischen ihnen und den Empörern herzustellen. Diese unterwarfen sich im Anfange seinem Ausspruche zum Schein; sobald aber der Papst das Lager verlassen und sich nach Benevent begeben hatte, wollten sie nichts mehr davon wissen, und sich dem Herzoge oder Grafen, nicht aber ihrem eigentlichen Herrn, Prinz Richard, ergeben. Hierauf ließen jene die Belagerungsmaschinen vorrücken und schlossen die Stadt auf's engste ein. Als die Kapuaner

diesen Ernst sahen, weigerten sie sich nicht länger; Prinz Richard empfing die Zeichen ihrer Unterwerfung, und ließ ein festes Schloß in der Stadt bauen, in welchem er künftig wohnte.

Der Herzog und sein Oheim aber begaben sich nach Salerno, wo der Papst, der den Grafen vor seiner Abreise nach Sicilien noch zu sprechen wünschte, ihn abermals im Geleite vieler Erzbischöfe und Bischöfe besuchte, und weil er wußte, daß der in Sicilien residirende Legat dem Grafen nicht angenehm war, ihn selbst und seine Nachfolger durch eine denkwürdige Akte zu immerwährenden Legaten des päpstlichen Stuhls in Sicilien mit vielen andern köstlichen Vorrechten ernannte.

So hatte nun Rüdiger sich für seine letzten Jahre Frieden, Ansehen und Macht in jeder weltlichen und auch in mancher geistlichen Hinsicht erworben. Keine Unruhe, keine Fehden störten seine letzten Tage, und ganz ruhig starb er im Jahre 1101 zu Mileto in Kalabrien, 70 Jahre alt, wovon er 41 auf seinen Kriegszügen in Kalabrien und Sicilien zugebracht, mit Hülfe seines Bruders die Macht der Normannen in diesen Reichen begründet, und

aus seinem Blut den Herrscherstamm entsprießen sah, der sie noch eine Weile mit Ruhm und Glück beherrschte, bis sie durch Konstantia an das Haus Hohenstauffen übergingen, und, in ewigem Konflikte mit der päpstlichen Macht, die Quelle trauriger Unruhen, der Untergang dieses glorreichen Hauses und das Grab seines letzten edeln Sprossen Konradin wurden.

VII.

Gedichte

von

J. P. Graf Sermage.

Traum und Erwachen.

Elegie.

Wo ist der Traum, der liebend mich umfangen,
Als noch des Lebens Morgen mir gelacht,
Wo tausend Blumen duftend mich umschlangen,
Die freundlich mir die Jugend zugebracht?

Da flocht die Liebe immergrüne Kränze,
Und Wunsch und Hoffnung reichten sich die Hand,
Leicht gaukelten der Freude muntre Tänze
Um mich herum, in oft verschlung'nem Band.

Schon sah ich fern den heil'gen Lorbeer grünen,
Ihn zu erstreben hob sich kühn mein Muth,
Kraft fühlte ich, das Höchste zu verdienen,
Und himmelwärts trug mich der Dichtung Gluth.

Die Freundschaft nur hielt mich noch hier zurücke,
Beglückt durch sie, kannt' ich kein schön'res Ziel,
Als das, zu denken, wie ich ihn beglücke,
Ihn, der vor Allen mir so wohl gefiel. —

Dahin, dahin! in ungemess'nem Raume,
Schwebt wie ein Punkt der Jugend heit'res Glück;
Erwacht bin ich aus jenem holden Traume,
Und ach — kein Morgen bringt ihn mehr zurück!

Mit rauher Hand greift in des Lebens Speichen
Des Wahnes Mörderin, die Wirklichkeit;
Nicht Schmerz, nicht Thränen können sie erweichen,
Und unaufhaltbar ist sie, wie die Zeit.

Schon ist der Wunsch zur Sehnsucht umgestaltet,
Schon gibt die Liebe Schmerzen nur, statt Lust,
Und von der Hoffnung, die den Muth erhaltet,
Verglüht das letzte Fünkchen in der Brust.

Schon hat der Freund die Maske abgezogen;
Der starke Geist, das edle Herz verschwand,
Und alle Liebe, die er mir gelogen,
Ertödtet er in klügelndem Verstand.

Was mir Natur, nicht Menschengunst gegeben,
Auch das zerstört des Schicksals Schlangenbiß;
Todt ist der Dichtung wunderselig Leben,
Seit Schmerz und Gram die Saiten mir zerriß.

Ein Meineid ist des Lebens erste Weisung,
Und ein Betrug, was schmeichelnd es verspricht.
Ach, nur der Qualen traurige Verheißung,
Nur die allein, die trüget ewig nicht!

Wir reihen Lust an Lust in unserm Wähnen —
Wie wenig ist's, was uns der Wechsel läßt! —
Beständig sind auf Erden nur die Thränen,
Die uns des Daseyns schwerer Fluch erpreßt.

Ich fühl' es tief, nicht lange werd' ich leben; —
Beruhigung gewährt mir dies Gefühl.
Süß ist's, der Trauer ganz sich zu ergeben;
Sie führt uns sanft an aller Leiden Ziel. —

Drum klaget nicht, wenn früh ich überwunden;
Der Tod im Lenze dünke Euch nicht hart.
Wie viele düst're, kummervolle Stunden
Sind nicht durch ihn dem Leidenden erspart!

„Allein stand er an seines Lebens Morgen,“
Das grabt mir dann in meinen Leichenstein, —
„Allein trug er des Mittags Last und Sorgen,
„Und nun am Abend ruht er hier allein!“ —

Leuchtkugeln.

Freunde.

Meine Verachtung dem Freund, der nicht auch zu hassen im Stand' ist.
Unsere Laster sind ihm, wie uns're Tugenden, werth.

Falsche Scham.

Wehe dem sittlichen Sinn, wo die Scham, die falsche, sich einstellt!
Sie erröthet davor, besser und weiser zu seyn.

Trost für den Würgengel.

Nicht das vergossene Blut, nein, das verdorb'ne bringt Unheil;
Jenes befruchtet die Saat, dieses erstickt sie im Keim.

Irdische Unsterblichkeit.

Ach, wie ist's so bequem, auf Erden unsterblich zu seyn schon!
Viele leben drum nicht, weil, wer nicht lebet, nicht stirbt.

VIII.

Maria Eleonore,

Gemahlin Gustaf Adolfs,

geborne Prinzessin von Brandenburg.

Von

Friedrich Rühs.

Durch seinen offnen und freimüthigen Uebertritt zu der reformirten Glaubensansicht hatte der Kurfürst Johann Siegmund von Brandenburg einen Beweis gegeben, daß er jede weltliche Rücksicht, jede Vorschrift der Staatsklugheit, die diesen Schritt laut mißbilligte, seiner Ueberzeugung nachsetze; er riß sich gleichsam von der Mehrheit seines Volkes los, das dem alten Glauben desto eifriger ergeben blieb, je mehr er durch den Abfall des Fürsten in Gefahr zu seyn schien, und legte den Grund zu einer innern Entzweiung, die sich nur zu oft in feindlichen Reibungen offenbarte; das brandenburgische Haus verlor den Einfluß, den es den Umständen nach auf das protestantische Deutschland behaupten mußte; ja selbst die Aussichten auf die Erwerbung Preußens und Pommerns wurden verdunkelt, denn die Bewohner dieser Länder waren dem Lutherthum eifrig ergeben, und es ließ sich voraussehn, daß sie sich nur

ungern einem reformirten Herrscher unterwerfen würden. Die Nachwelt kann der Vorsehung nicht innig genug danken, daß sie Brandenburg in dieser Gährung vor den Schrecken eines Bürgerkriegs bewahrte; hätte sich unter den Zweigen des fürstlichen Stammes grade ein kühnes, ehrgeiziges Gemüth gefunden, wie leicht würde es demselben geworden seyn, den rechtmäßigen Gebieter vom Throne zu verdrängen!

Doch ein tapfres Heldenherz kann es wagen, äußeren Stürmen Trotz zu bieten, es kann sich sogar gereizt fühlen, sie herauszufordern: allein Johann Siegmund zerstörte selbst den Frieden seines Hauses, und zerriß das Band, das ihn mit seiner Gemahlin verknüpfte. Anna von Preußen, die den Ansprüchen des Kurfürsten auf dieses Land eine neue Stärke gegeben, die ihm einen beträchtlichen Theil des schönen Jülich-Kleveschen Erbes zugebracht hatte, war auf's allereifrigste lutherisch; der Abfall ihres Gatten kränkte sie tief, und mit Wehmuth sah sie einen Schritt, der nach ihren Vorstellungen seine Seele in's Verderben stürzte. Sie hielt es für ihre Pflicht, so viel in ihren Kräften stand, der weitern Ausbreitung eines Glaubens zu wehren, den sie mit Abscheu betrachtete; sie unterstützte selbst die wildesten Eiferer, die in ihren Augen als Märtyrer erschie-

nen, ja sie billigte die stürmischen Auftritte, die Berlins Ruhe störten und in wahre Empörung ausarteten. Mit innigem Gram sah sie selbst ihre Söhne für die ketzerische Lehre gewonnen, und ihre Unzufriedenheit mit Georg Wilhelm war so groß, daß sie ihm sogar Preußen zu entziehn und dem jüngern Bruder zuzuwenden suchte, von dem sie in Hinsicht der Religion eine größere Biegsamkeit erwartete. Aber mit desto eifrigerer Sorgfalt wachte sie über ihre Tochter, und suchte sie im orthodoxen Lutherthum auf alle Weise zu befestigen; unter den dreien, die ihr übrig geblieben waren, erregte die zweite, Maria Eleonore *), durch die Reize ihrer Gestalt schon früh die Aufmerksamkeit ihrer Zeitgenossen. Mit dem Vorzuge äußerer Schönheit verband sie eine Milde, eine Freundlichkeit, die ihr alle Herzen gewann, und diese Leutseligkeit blieb ihr auch als Gemahlin des größten Helden seiner Zeit, auf dem Thron, den damals der höchste Glanz umstrahlte, eigen. Ihre Erziehung war so einfach gewesen, wie es die Sitte an den deutschen Höfen noch mit sich brachte; sie ward wohl nur im Christenthum und etwa in einigen weiblichen Arbeiten unterwiesen: selbst

*) Geb. zu Königsberg 11. Nov. 1599.

die französische Sprache galt noch für keine unentbehrliche Bedingung höherer Bildung. Der französische Botschafter in Stockholm, Graf D'Avaux, sagte ihr im Jahr 1634, daß er, um mit einer so erhabnen Frau sich unmittelbar unterhalten zu können (denn jetzt mußte Graf Magnus Delagardie den Dolmetscher machen), gern alle Sprachen, die er durch Fleiß und auf seinen Reisen gelernt hätte, gegen die deutsche vertauschen möchte.

Gustaf Adolf dachte, nachdem er, durch den Einfluß seiner Mutter und unüberwindliche Verhältnisse gezwungen, seiner ersten, warmen Jugendliebe zu der schönen Ebba Brahe entsagt und ihre Verbindung mit dem Grafen Jakob Delagardie auch die letzte Hoffnung auf ihren Besitz zerstört hatte, mit Ernst auf eine Vermählung, die seit lange der allgemeine Wunsch seines Volks war. Rücksichten der Staatsklugheit leiteten seine Wahl auf das brandenburgische Haus; die erste Eröffnung der Unterhandlungen machte der nachmalige kaiserliche Feldmarschall, Hans Georg von Arnim, der damals in schwedischen Diensten stand, und dem der König, zum Zeichen seiner Zufriedenheit mit seinen Bemühungen, eine goldne Kette verehrte. Im Jahr 1618 reiste Gustaf in der Stille nach Deutschland:

unerkannt war er in Berlin: die Schönheit Maria Eleonorens, ihre holdselige Darstellung, die reizende Weiblichkeit ihres ganzen Wesens machten einen tiefen Eindruck auf ein Herz, das für die zarten Empfindungen eben so offen war als für die glänzenden Aussichten des Ruhms und die Gebote der Pflicht. Bald nach seiner Rückkehr ward der Kammerjunker, Gustaf Horn, dessen Namen hernach viele Schlachtfelder verherrlicht haben, abgeschickt, um dem kurfürstlichen Hofe den Wunsch seines Herrn, sich mit der Prinzessin zu vermählen, und die Ankunft desselben anzukündigen. Es ist ungewiß, wie weit diese Unterhandlungen gediehen waren, als der Tod des Kurfürsten Johann Siegmund (am 23. Dec. 1619) ihnen ein Ende machte. Sein Nachfolger, Georg Wilhelm, war dem Könige abgeneigt; wahrscheinlich bestimmten ihn auch hierin die Rathgeber, von denen er abhing: besonders sahn es die eifrigen Reformirten höchst ungern, daß die Prinzessin mit einem streng lutherischen Herrscher vermählt werden sollte. Auch der polnische Hof suchte die Verbindung zweier Mächte zu hintertreiben, die, vereinigt, ihm ungemein furchtbar werden konnten; der Kurfürst bedurfte grade jetzt des Wohlwollens des polnischen Königs, der Belehnung mit Preußen

wegen, die beständig Veranlassung zu unzähligen Schwierigkeiten gegeben hatte, und versicherte ihm in einem Schreiben, daß er allerdings diese Vermählung nicht wünsche, sich aber kein Recht anmaßen dürfe, seine Schwester in einer Wahl zu beschränken, die den Beifall ihrer Mutter habe. Ist es wahr, daß der polnische Prinz Wladislav früher um die Hand Maria Eleonorens geworben hatte, so mußte der Vorzug, den sie dem gefährlichsten Feind Polens ertheilte, den König Siegmund auch in andrer als blos politischer Hinsicht sehr kränkend seyn.

Allein, aus eben dem Grunde, weswegen ihrem Sohn der Bewerber mißfiel, war er der Kurfürstin Mutter willkommen; wenn es auch ihrem Ehrgeiz schmeicheln mochte, ihre Tochter auf einem königlichen Thron, an der Seite eines jungen Fürsten zu erblicken, dessen Heldenthaten schon die allgemeine Bewunderung erregten, so war doch unter allen seinen glänzenden Eigenschaften sein reines Lutherthum diejenige, die ihr am meisten zusagte. Um die ganze Wichtigkeit, die die Kurfürstin hierauf legte, zu begreifen, muß man sich an die Erbitterung erinnern, womit sich die beiden Parteien verfolgten, die bis zu grimmiger Verfolgungssucht gesteigert ward, und einzelne rohe Gemüther zu wahren Gotteslästerungen

hinriß; man belegte sich gegenseitig mit verhaßten Sektennamen: in dem Bericht über die Abreise seiner Mutter erzählen die kurfürstlichen Räthe ihrem Herrn, daß der König von Schweden gar eifrig flacianisch sey; wo er sich nicht, fügten sie mit einem bedeutenden Wink hinzu, der Kurfürstin zu Gefallen verstellt.

Um allen Schwierigkeiten ein Ende zu machen, begab sich der König im April 1620 abermals nach Deutschland; unter dem Namen Hauptmann Gars (nach den Anfangsbuchstaben seines Titels: Gustavus Adolphus Rex Sueciae) traf er am Abend eines Sonnabends in Berlin ein; aus zwei Herbergen ward er abgewiesen, weil man ihn und seine Begleiter für Engländer hielt: grade damals zogen dem Winterkönig Friedrich von Böhmen dreitausend Mann zu Hülfe, verächtliches Gesindel, das früher die Gefängnisse bevölkert hatte, ohne Zucht, ohne Sold und Eigenthum: die übertriebenste Furcht vor ihren Ausschweifungen zog ihnen voran, und veranlaßte in Berlin sogar eine Bewaffnung der Bürger; es kam hinzu, daß ein Gerücht im Umlauf war, sie sollten von den Reformirten zur Unterdrückung der Lutheraner gebraucht werden, und daß sie eine ansteckende Krankheit mit sich schleppten.

Am folgenden Morgen erweckte die Erscheinung eines Unbekannten in der Schloßkirche eine neugierige Verwunderung unter den Hofleuten, die noch erhöht ward, als er nach beendigtem Gottesdienst von der Kurfürstin, der er seine Ankunft schriftlich angezeigt hatte, in ihr Gemach entboten ward. Der König erhielt von den Lippen der Geliebten das Versprechen, die Seinige zu werden: und ein Ring mit Diamanten, den er mit 185 Schiffpfund Kupfer bezahlt hatte, war das erste Geschenk an die künftige Gefährtin seines Lebens. Sein Aufenthalt war nur äußerst kurz, er eilte in sein Reich zurück, wo seine Gegenwart allerdings dringend nothwendig war.

Den völligen Abschluß des Heirathsvertrags, die Berichtigung aller Schwierigkeiten, die noch dabei vorfallen mochten, übertrug er seinem Freunde und Vertrauten, Axel Oxenstjerna, der als schwedischer Botschafter mit großer Pracht nach dem brandenburgischen Hoflager abgefertigt ward. Der Verläumdung und der Kabale war es beinahe gelungen, die Kurfürstin umzustimmen, ihr Mißtrauen gegen Gustaf Adolf und seine Absichten einzuflößen: dem Gesandten war daher aufgetragen, ihr für das mütterliche Wohlwollen, das sie dem Könige bewiesen hatte, zu danken, ihr den Argwohn, den sie

gefaßt haben mochte, zu benehmen, und sich überhaupt an sie zu wenden. Dem Scharfblick Gustafs war der wahre Zustand der Dinge am Berliner Hofe nicht entgangen: er sah ein, wie die Erfüllung seines Wunsches nur von der Kurfürstin abhange; wie sehr aber die Vermählung Sache seines Herzens geworden war, geht aus der ausdrücklichen Vorschrift an Oxenstjerna hervor, über die Mitgabe, die Aussteuer und ähnliche Nebendinge keine Weitläuftigkeiten zu machen, sondern nur die Ueberkunft der königlichen Braut zu beschleunigen.

Alle Hindernisse, die der Kurfürst der Verbindung in den Weg zu legen suchte, wurden durch den festen Willen seiner Mutter glücklich beseitigt; sie benutzte seine Abwesenheit in Preußen, um ihre Tochter selbst über das Meer nach Schweden zu führen. Aus ihrem Gemach führte ein Gang nach der Kunstkammer, wo mancherlei Kostbarkeiten aufbewahrt wurden, auch hatte sie die Schlüssel zu einem Gewölbe, das zu einer ähnlichen Bestimmung diente: sie hatte, der Sage nach, verschiedene Gegenstände herausgenommen, unter andern zwanzig silberne Becher, und einen ganz goldenen, mit Saphiren besetzten. Sie wartete, zu großem Befremden Georg Wilhelms, nicht einmal das feierliche Leichenbe-

gängniß ihres Gemahls ab, sondern eilte, so viel sie konnte; sie wollte sogar zwei Briefe, den einen von ihrem Sohn, den andern vom König von Polen, die ihr, während sie mit den Zurüstungen zur Reise beschäftigt war, gebracht wurden, nicht eher erbrechen, als bis sie an's Wasser gekommen sey. Die Prinzessin ward von ihrer Mutter, ihrer jungen Base, Maria Eleonore *), ihrer jüngern Schwester, Katharina, die auch nach der Abreise der übrigen Angehörigen noch einige Zeit zur Erheiterung bei ihr blieb, begleitet: auch befand sich, wie die kurfürstlichen Räthe in ihrem Bericht bemerken, ein junger, unbärtiger Ebenteurer aus Wittenberg in dem Gefolge, der zur Verrichtung der gottesdienstlichen Geschäfte bestimmt war. Die Reisenden trafen am 22sten September in Wismar ein, und wurden von den Herzogen von Mecklenburg mit großer Pracht auf der Insel Pöl bewirthet. Nach zwei Tagen ging die Prinzessin mit ihrer ganzen Begleitung zu Schiffe, und kam am 7ten Oktober in Kalmar an, wo der König selbst sie empfing; meh-

*) Der Kurfürst Joachim Friedrich war zum zweiten Mal mit der Schwester seiner Schwiegertochter vermählt.

rere Tage wurden in Freudenfesten und Lustbarkeiten zugebracht; hierauf ward der Zug nach Stockholm angetreten, wiewohl sehr langsam, weil man Zeit zu den nöthigen Vorbereitungen gewinnen wollte. Noch an dem Abend des glänzenden Einzugs (am 25sten November) erfolgte das Beilager, und drei Tage hernach ward Maria Eleonore, die in den Befehlen und Ausschreiben sehr zierlich „Sr. Königl. Majestät Mätresse" genannt wird, geführt von dem Bruder des Königs, dem Herzog Karl Philipp, und dem dänischen Botschafter, zur Königin von Schweden gekrönt. Zur Verherrlichung des Festes war die ganze Blüthe des schwedischen Adels aufgeboten, und alle Anwesende wurden frei bewirthet. So erschöpft die Kräfte des Reichs auch waren, so war doch nichts gespart, was der jungen Fürstin und ihren Angehörigen einen vortheilhaften Begriff von dem Glanz beibringen konnte, der ihrer erwartete: auf den Tafeln herrschte ein verschwenderischer Aufwand, und die Menge des Weins und andrer Getränke, die während dieser Tage verbraucht wurden, scheint nach unsern verfeinerten und nüchternen Ansichten allen Glauben zu übersteigen. Unter den mannigfaltigen Festlichkeiten, womit die Schweden ihre neue Gebieterin bewillkommten, wird auch einer

lustigen Komödie von Olof, dem Schooskönig, gedacht, die ihr zu Ehren aufgeführt wurde. Zum Spiel- oder Nadelgelde ward ihr eine Summe von 4000 schwedischen Thalern ausgesetzt. Die Städte Linköping, Ekesjö, und mehrere Güter, die einen jährlichen Ertrag von beinahe 27,000 bis 28,000 Rthlr. gaben, waren ihr zum Witthum bestimmt; sie war berechtigt, diese Besitzungen nach dem Tode ihres Gemahls durch eigne Beamte, doch nach schwedischen Gesetzen, verwalten zu lassen: nur die Hoheitsrechte wurden der Krone vorbehalten; die Unterthanen mußten auch bei der ersten Entfernung des Königs von ihr der künftigen Gebieterin den Eid der Treue leisten. Es ward jedoch im Jahr 1628 ein Tausch getroffen, und sie erhielt statt dieses ersten Leibgedings das Schloß Gripsholm, Mariefred, Strengnäs, Eskilstuna und mehrere über das ganze Reich zerstreute Ortschaften.

Das Verhältniß zwischen dem Könige und seiner Gemahlin gestaltete sich immer zarter und inniger: Maria Eleonore lebte nur für den großen Mann, den sie den Ihrigen nennen durfte, und fühlte sich beglückt in dem Gefühl, von einer so edeln und kräftigen Seele geliebt zu seyn; frei von dem Ehrgeiz, an den Geschäften Theil nehmen oder auf die

öffentlichen Angelegenheiten einwirken zu wollen, hielt sie es für eine schöne und würdige Bestimmung, ganz der Neigung ihres Herzens und stilleren Pflichten zu leben.

Aber der Heldenmuth Gustafs, der ihn beständig anfeuerte, sich an der Spitze seines Heeres jeder Gefahr, die das ungewisse Schicksal des Kriegs mit sich führt, auszusetzen, den Seinigen durch Kühnheit und Tapferkeit voranzuleuchten, immer da zu erscheinen, wo persönliche Anstrengungen den Ausschlag geben mußten, bereitete ihr viele trübe und sorgenvolle Tage. Gleich im Anfang der Verbindung begab sich der König nach der russischen Gränze; Maria Eleonore wollte ihn durchaus begleiten; nur das Versprechen konnte sie beruhigen, daß sie ihm nachkommen sollte, wenn er nicht in drei Wochen wieder bei ihr seyn würde: unter der Hand befahl er den Reichsräthen, die Reise unter schicklichen Vorwänden zu hindern (Jul. 1622). Die Zeit verstrich, und Gustaf Adolf kehrte immer nicht wieder; nun vermehrte sich ihre Unruhe, und ihre Sehnsucht wuchs so sehr, daß alle Vorstellungen und Trostgründe der Königin Mutter und der Reichsräthe fruchtlos waren: man fing an, für ihre Gesundheit zu fürchten, und es blieb nichts übrig, als Schiffe

auszurüsten, die sie nach Finland hinüber bringen sollten. Auf den Ålandschen Inseln traf sie den König, und kehrte freudig mit ihm zurück. Während des zweiten Feldzugs gegen Polen (1625) wollte sie mit ihrem Gemahl die Gefahren und Beschwerden theilen, schon war sie bis Reval gekommen, allein wegen einer gefährlichen Seuche, die sich äußerte, mußte sie hier verweilen; unendlich peinlich war ihr diese verzögerte Erfüllung ihres liebsten Wunsches; vergebens suchte der König sie durch günstige Aussichten, durch die Hoffnung auf einen Stillstand, zu trösten. Erst seine Ankunft (in der Mitte des Januars 1626) gab ihrem Gemüthe die verlorne Heiterkeit wieder; vereinigt mit ihm blieb sie in Ehstland bis zum Mai; dann trat sie die Rückreise auf dem beschwerlichen und langen Wege durch Finland längs der bothnischen Bucht über Torneå, wo schon die Sonne wochenlang über dem Horizont steht, nach Schweden an: der König begleitete sie bis einige Meilen hinter Umeå, wo er sie, um desto schneller die Hauptstadt zu erreichen, verließ.

Zweimal war Maria Eleonore schwanger gewesen, aber immer ward die süße Hoffnung, der sie und ihr Gemahl sich überließen, getäuscht; die erste Tochter starb gleich nach der Geburt, und das

zweite Mal ward sie zu frühzeitig von einem Knaben entbunden. Gustaf Adolf wünschte mit großer Sehnsucht einen Erben seines Throns und seines Ruhms in die Arme zu schließen; eine neue Schwangerschaft der Königin schien ihm die Erfüllung zu versprechen: seine und seiner Gemahlin, die Versprechungen der Sterndeuter gaben ihm die Bürgschaft, daß ihn die Geburt eines Sohnes erfreuen werde. Die aufwartenden Frauen, ganz von dieser Vorstellung eingenommen, hielten das Kind *) in dem ersten Augenblick für einen Knaben: selbst zum Könige erscholl die willkommene Kunde. Als der Irrthum entdeckt war, wollte es anfangs Niemand wagen, ihn aus dem angenehmen Wahn zu reißen, bis endlich seine Schwester, die Pfalzgräfin Katharina, ihm die Tochter darbrachte: er empfing sie mit den Worten: „ich bin zufrieden, und bitte den Himmel um ihre Erhaltung: ich zweifle nicht, daß diese Tochter mir eben so gut seyn wird, wie ein Sohn; es wird eine gescheute Dirne werden," setzte er hernach scherzend hinzu, „sie hat uns alle hinter's Licht geführt."

*) Die nachmalige Königin Christina, geboren 18. Dec. 1626.

Allein Gustafs Thätigkeit veranlaßte immer neue Trennungen, und die Sorgen und Ungewißheiten kehrten bei jeder neuen Entfernung zurück; die Königin suchte ihn auf alle ersinnliche Weise zurückzuhalten, und schrieb sogar einmal (1629) einen rührenden Brief an Axel Oxenstjerna, mit der Bitte, er möge dem König abrathen, sich über's Meer zu begeben. Der göttliche und unwiderstehliche Trieb zu hohen und großen Dingen, der die Seele Gustafs bewegte, veranlaßte den deutschen Krieg: mit geringen äußern Kräften unternahm er es, die Rechte des protestantischen Glaubens und die Freiheit Deutschlands gegen die stolzen Ansprüche Ferdinands zu vertheidigen; allein durch ihn, durch seinen hohen, nie gebeugten Geist, durch die Tapferkeit, die sein Beispiel seinen Schaaren einflößte, führte er eine Sache durch, die in den Augen der Bedächtigen Verwegenheit und Tollkühnheit schien. Er schloß während seiner Abwesenheit seine Gemahlin von aller Theilnahme an den Geschäften aus, theils weil er den Umfang ihres Geistes kannte, theils aber auch, weil er die Eifersucht seiner Schweden nicht reizen wollte; sie selbst scheint auch keinen Anspruch auf eine Ehre gemacht zu haben, die keineswegs die unzertrennlich damit verbundenen Beschwerden auf-

wog. Es findet sich durchaus keine Spur, daß das schöne Verhältniß, das sich zwischen ihnen gebildet hatte, gestört worden sey; und wohl nur der Groll, den er gegen sie hegte, veranlaßte den Reichskanzler lange nach dem Tode des Königs zu der Aeußerung, daß sie ihren Herrn und Gemahl oft betrübt habe, und daß er diese Vermählung für ein Hauskreuz erklärte, das Gott ihm zuschickte, um ihn vor zu großem Uebermuth bei seinen Siegen und Erfolgen zu bewahren; es ist indessen aus vielen andern Beweisen klar, daß Axel Oxenstjerna, um alles, was er wünschte, mit der Autorität des unsterblichen Königs zu bekleiden, oft gelegentliche Aeußerungen und die Ausbrüche einer augenblicklichen Laune ganz anders deutete, als sie gemeint waren. Die Verläumdung, die nur zu gern der Größe nachschleicht, um sie zu erniedrigen, hat dem Könige von Schweden den Vorwurf gemacht, daß er in einem freieren Umgang mit Personen des andern Geschlechts die Pflicht verletzt habe, die er seiner Gemahlin geschworen hatte; ja sie hat sich nicht entblödet, ihm Ausschweifungen Schuld zu geben, die eines Helden unwürdig sind; allein, wenn er auch vor seiner Vermählung durch die Reize einer schönen Gothenburgerin zu einer Vertraulichkeit hingerissen ward, die

ein Sohn verrieth (der nachmalige Graf Wasaborg), so findet sich doch durchaus kein Beweis, daß er nach dieser Zeit auch nur einen Augenblick die Treue vergaß, die er der Gefährtin seines Throns schuldig war.

Schon im Jahr 1630 hatte er heimlich Befehl gegeben, daß die Königin ihm nachkommen sollte: allein erst im folgenden Jahre, nachdem er seinen Waffen in Deutschland Ehrfurcht verschafft hatte, und dadurch zugleich gegen alle Entwürfe Dänemarks hinreichend gesichert zu seyn glaubte, trat sie die Reise an. Der König befahl, ihr hinlängliche Begleiter zuzuordnen, und dafür zu sorgen, daß ihre Ausstaffirung dem Reich und dem schwedischen Volk zur Ehre gereichen möge. Hiezu mußte manches aus Deutschland verschrieben werden: allein die Sachen blieben länger aus, als man erwartete, und Maria Eleonore, der jeder Augenblick der Zögerung ein Verlust zu seyn schien, entschloß sich, abzugehn, ohne die Rückkunft des Leibschneiders zu erwarten, der nach Hamburg geschickt war.

Die Königin folgte den Bewegungen des Heers: aber nur sehr unterbrochen war sie so glücklich, ihren Gemahl zu besitzen, der mit rastloser Thätigkeit den Krieg verfolgte. Im Jahr 1632 hielt sie sich in den

Monaten Junius und Julius auf dem kurfürstlichen Schlosse zu Mainz auf. Ueberall hinterließ ihre Milde und Güte einen bleibenden Eindruck; stets war sie freundlich und freigebig gegen die Armen: so viel in ihren Kräften war, suchte sie das Elend zu mildern: kein Unglücklicher, der sich ihr nahte, ging ungetröstet von ihr. In Mainz streckte eines Tags das schöne Kind einer armen Bürgersfrau seine Händchen nach ihr aus, was ihr so wohl gefiel, daß sie es auf ihre Arme nahm und die Mutter reichlich beschenkte. Allen Einwohnern war sie daher theuer, und der Tag ihrer Abreise war in der That ein Tag der Trauer. „Die Königin," sagt ein alter frankfurtischer Geschichtschreiber aus dieser Zeit, „ist auch ein sehr schön Weibsbild, von Person zart, von mittelmäßiger Leng, sehr freundlich und redsprechig; sie trägt hinden auf ihrem Kopf eine kleine Kron, schön verguldt, mit lautern Diamanten versetzt und andern schönen Zierrathen mehr, nach ihrem königlichen Stand."

Mit unerbittlicher Strenge zerriß das Schicksal den Kreis ihrer Lebensfreuden; Gustaf Adolf war aus Franken zurückgekehrt, um mit dem Herzog Friedland sich in offener Feldschlacht zu messen, der hinter den Schanzen bei Nürnberg seiner ganzen

Kühnheit Trotz geboten hatte. In Erfurt verließ er seine Gemahlin, um sich zu seinem Heer zu begeben: rührend war der Abschied, den er von ihr nahm; es schien seinem Geist zu ahnden, daß er sie zum letzten Mal in seine Arme geschlossen, ihr das letzte Lebewohl gesagt habe. Auf dem Schlachtfelde bei Lützen hauchte der große König seine Heldenseele aus. Maria Eleonore verweilte in Weißenfels: hieher brachte man den Leichnam, von Wunden entstellt. Erschütternd war die Nachricht für das Herz der Königin, und noch erschütternder dieser Anblick: die Welt hatte jeden Reiz für sie verloren: ein gränzenloser Schmerz überwältigte gleichsam ihr ganzes Wesen. Alle ihre Gedanken vereinigten sich bei den geliebten Ueberresten, und sie wollte sich durchaus nicht von denselben trennen: die ganze Thätigkeit ihres Geistes war nur darauf gerichtet, wie sie dem theuern Schatten auf eine würdige Weise die letzte Ehre bezeigen konnte: sie bestand auf das prächtigste und feierlichste Leichenbegängniß; sie verlangte sogar, daß die Reichskleinodien aus Schweden nach Deutschland geschickt werden sollten, eine Forderung, die ihr von der Regierung abgeschlagen ward. In Weißenfels ward der Körper unter ihren Augen einbalsamirt. Sie begleitete den Trauerzug

durch ganz Deutschland. Von Wolgast wurden die Reste des Königs nach Schweden gebracht (Jul. 1633), und bis zur feierlichen Bestattung auf dem Schlosse zu Nyköping niedergesetzt; nur in der Nähe des Sarges, der den Gegenstand aller ihrer Wünsche einschloß, fühlte Maria Eleonore sich einigermaßen beruhigt: sie äußerte den Wunsch, daß die Leiche während ihres Lebens gar nicht beigesetzt werden, daß es ihr erlaubt seyn möchte, ihn nie zu verlassen. Dieser Wunsch erschien den Reichsräthen, die das Gefühl einer wahrhaft zarten und liebenden Seele nicht begriffen, durchaus unnatürlich und unchristlich, und er ward sogleich von ihnen verworfen.

Darf man der Erzählung der Königin Christina Glauben beimessen, so war sie ihrer Mutter anfangs ziemlich gleichgültig, theils weil sie sich lieber einen Knaben gewünscht hatte, theils weil sie nicht schön genug war. Während der Abwesenheit der Königin in Deutschland war sie der Pflege und Aufsicht ihrer Base, der Pfalzgräfin Katharina, anvertraut. Aber mit ganz veränderten Gesinnungen kehrte Maria Eleonore nach Schweden zurück; sie erblickte in ihrer Tochter ein lebendiges Ebenbild ihres Gemahls, und suchte durch verdoppelte Zärtlichkeit zu ersetzen, was sie ihr bis dahin

vielleicht entzogen hatte; sie wollte das Kind beständig um sich haben, und zugleich tadelte sie die Erziehung, die man demselben gegeben hatte: sie hatte ihre Schwiegerin im Verdacht, daß sie der reformirten Glaubensansicht zugethan sey, und verlangte, daß sie von Christinen entfernt werde.

Die Königin wählte eine sehr traurige Lebensweise, und recht absichtlich suchte sie alles hervor, was ihrem Schmerze Nahrung zu geben schien: ihr Zimmer war ganz schwarz behangen, und wurde nur von Fackeln erhellt; sie vermied den Umgang aller Männer, und nur Frauen warteten ihr auf. So oft der Name Gustaf Adolfs genannt ward, brach sie in Thränen aus, und sagte: „mein Glück ist gestorben.“ Um sein Andenken zu erhalten, stiftete sie ein Denkzeichen, das sie, wie einen Orden, an alle ihre Anverwandten und ihre Frauen vertheilte: es bestand in einem Herzen von Gold, oben mit einer Krone: auf der einen Seite las man die deutschen Worte: Mit meinem Tode hab' ich bezeugt meines Herzens Beständigkeit. Und nun ihr Helden all hernach verfolgt den Feind mit ernster Rach. Die andre zeigte einen Sarg mit den Buchstaben G. A. R. S. und der lateinischen Umschrift: Ich siegprange nach dem Tode.

Durch meinen Tod hab' ich gesiegt. Von vielen gering geschätzt, hab' ich Großes vollbracht *). Sie selbst machte eine Zeichnung zu einem Grabmal, wofür sie folgende Inschrift bestimmte:

Sein Tugend und Ehr und tapfer unsterbliche That
Im Leben und Tod mit Triumph obsieget hat.

Das Herz des Königs hatte sie in einer goldnen Dose bei sich, und durch den täglichen Anblick desselben erhielt sie ihren Schmerz lebendig; sie ging öfters nach dem Grabgewölbe, und ließ den Sarg öffnen, um noch an den verblichnen Zügen sich zu erquicken. Diese Anhänglichkeit an den Todten, die das tiefe Gefühl der Königin beweist, und von der Unheilbarkeit der Wunde zeugt, die ihr Gemüth erlitten hatte, schien dem Reichsrath bedenklich: er forderte von den Bischöfen ein Gutachten, das dahin ausfiel: man könne ihr wohl den Besuch, aber nicht die Eröffnung des Grabes erlauben. Die Reichsräthe verlangten daher von ihr, daß sie sich jener Eröffnung des Sarges enthalten, und auch das Herz

*) Post mortem triumpho. Morte mea vici. Multis despectus Magnalia feci.

in dasselbe legen möge; sie stellten ihr unter andern Gründen auch den Eindruck vor, den ihr Betragen auf die Stände mache, die darüber argwöhnisch und unzufrieden wären; aber Maria Eleonore wollte lange nicht auf diese Vorstellungen hören: sie meinte, es sey ein natürliches Recht, an einem Ort ihrem Gram nachzuhangen, der das ganze Glück ihres Lebens in sich schloß; selbst die Bischöfe wurden aufgeboten, sie mit geistlichen Waffen zu bestürmen: endlich erklärte sie sich bereit, auf das letzte traurige Vergnügen, das ihr noch übrig geblieben war, Verzicht zu leisten: nur bat sie, daß man ihr noch ein einziges Mal erlauben möge, die irdischen Reste des Königs zu betrachten und auf ewig von ihm Abschied zu nehmen. Die Geistlichkeit gab ein ausführliches Bedenken über die Frage: ob ein Christ mit gutem Gewissen verlangen könne, die Gräber der Todten zu öffnen und ihre Leichen zu schauen, in der Meinung, dadurch in großer Herzensangst und Betrübniß Trost und Erquickung zu finden? Ihre Antwort war ein bestimmtes Nein: es ward sehr sorgfältig mit biblischen Sprüchen belegt, daß es unchristlich und gefährlich sey, sich auf eine solche Weise mit den Todten einzulassen. Unter diesen Umständen ward die arme Königin gezwungen, ihrem letzten Wunsch zu entsa-

gen, und selbst das Herz, woran sie mit so unsäglicher Liebe hing, von sich zu geben.

Die schwedischen Großen, die jetzt die Herrschaft führten, betrachteten die Königin mit mißtrauischem Auge: sie war auch durch die letzte Verordnung des Königs von aller Theilnahme an den Geschäften ausgeschlossen; ihre gutmüthige Schwäche war nicht geeignet, ihr unter einem Volke Ansehn zu schaffen, das selbst von dem andern Geschlecht Ernst und Festigkeit forderte. Wie eifersüchtig die Reichsräthe auf ihr Ansehn waren, beweist unter andern die Vollmacht, die sie ihren beiden Amtsgenossen, die 1633 hinausgeschickt wurden, um die Ueberfahrt der königlichen Leiche zu besorgen, ertheilten: sie sollten ausdrücklich verhindern, daß fremde Gesandte nicht von Staatsangelegenheiten mit der Königin redeten und unterhandelten: ja es sollte derselben ohne ihr Vorwissen nicht einmal irgend etwas zur Unterschrift vorgelegt werden. In Stockholm ward sie mit einer gewissen Eifersucht bewacht; der Reichskanzler, Oxenstjerna, der damals Schweden beherrschte, hatte sie in der That mit erkauften Personen umgeben, die alles, was sie that oder sagte, belauschten und wieder erzählten; man theilte ihr nicht einmal die eingehenden Nachrichten über den Zustand in Deutsch-

land und Preußen mit; sie bat daher den dänischen Geschäftsträger in Stockholm, in den sie von jeher ein großes Vertrauen setzte, ihr doch alle Neuigkeiten, die er erfahren würde, mitzutheilen: und sie schickte deswegen jeden Sonnabend ihren Kammerjunker, auf den sie sich vorzüglich verlassen zu können glaubte, zu ihm. Als der französische Gesandte, Graf D'Avaux, der ihr öfters die Aufwartung machte, und mit dem sie auch bisweilen Karten zu spielen pflegte, einmal bei ihr war, erinnerte sie Jemand an die Zeit: der Graf erhob sich sogleich, und sie sagte: „ich glaube, man hat die Glocke gestellt." Sie beschenkte den Botschafter mit ihrem und ihres Gemahls Bildniß. Selbst der heftige Schmerz, den sie über den Tod des Königs empfand, hatte keinen Einfluß auf ihre Schönheit gehabt: ihr einziger Fehler, nach der Meinung der Franzosen, war ihre zu große Herablassung: gegen alle stand sie auf und jeden begrüßte sie mit einem freundlichen Wink.

Zwischen ihr und dem Reichskanzler fand eine große Spannung Statt, die zuletzt in eine gegenseitige heftige Feindschaft überging: es werden ihm bekanntlich sehr ehrgeizige Entwürfe beigelegt: schon seine Zeitgenossen beschuldigen ihn, daß er nichts Geringeres beabsichtigte, als durch eine Vermählung

seines jüngern Sohns Erich mit der Tochter Gustaf Adolfs seinem Hause den Thron zu erwerben. Es ist gewiß, daß von einem solchen Entwurf die Rede war: in der Vorschrift, die dem französischen Unterhändler in Deutschland, dem Herrn von Feuguieres, ertheilt wird, ist er ausdrücklich beauftragt, dem Reichskanzler zu versprechen, daß der König die Vermählung seines Sohns mit der Erbin des schwedischen Throns begünstigen und denselben auch mit Geld zum Kriege wider seine Widersacher unterstützen werde. Auch Maria Eleonore äußerte in einer vertraulichen Unterredung gegen den dänischen Botschafter 1635, sie wisse wohl, daß die Aristokraten die Absicht hätten, die junge Königin mit einem aus ihrer Mitte zu vermählen, daß man bereits das Auge auf den jüngsten Sohn des Reichskanzlers geworfen habe; sie werde aber nie zugeben, daß ihre Tochter einen Gemahl wähle, der nicht aus fürstlichem Stamme sey.

Oxenstjerna hatte freilich schon im J. 1633 erklärt, daß die Königin Mutter bei der Frage über die Vermählung der Beherrscherin Schwedens gar keine Stimme habe; indessen fürchtete er doch, daß sie einen zu großen Einfluß auf das Gemüth Christinens erlangen und seinen Absichten entgegenwir-

ken möchte; er beschloß daher, sie ganz von der Erziehung ihrer Tochter zu entfernen. Christina selbst scheint eben keine große Zärtlichkeit für ihre Mutter empfunden zu haben: „sie würde mich," sagt sie in den merkwürdigen Betrachtungen über ihr Leben, „verdorben haben, wenn man mich ihren Händen überlassen hätte." Maria Eleonore wollte das Kind beständig um sich haben, es sollte bei ihr in einem Bette schlafen, und diese übertriebene Zärtlichkeit verursachte der lebhaften Christina manchen Verdruß und unterwarf sie unerträglichen Beschränkungen: auch die düstre Umgebung, in der die Königin lebte, die stete Trauer, der sie sich hingab, hatten etwas Abschreckendes, und das Kind war froh, wenn die Lehrstunden es abriefen. „Ihre Mutter," sagt Christina, „fand Vergnügen an Zwergen und Hofnarren: das Zimmer derselben war nach deutscher Mode mit diesem niederträchtigen Gesindel angefüllt, vor dem sie von jeher einen unüberwindlichen Abscheu hegte." Natürlich machte die Königin große Schwierigkeiten, ihre Tochter von sich zu lassen: sogar mehrern Reichsräthen schien es hart, auf eine so grausame Weise die ersten und heiligsten Rechte einer Mutter zu kränken. Christina selbst stimmt diesem Urtheil bei. Aber Oxen-

stjerna setzte seine Absicht durch: sie ward 1636 der Aufsicht der Königin entnommen, und, gleichsam um die Kränkung noch empfindlicher zu machen, wiederum der Obhut der Pfalzgräfin anvertraut, der sie bis auf das Jahr 1639, wo sie starb, untergeben blieb. Diese Zurücksetzung war Maria Eleonoren ungemein schmerzhaft: sie beklagte sich bei einer Unterhandlung laut darüber gegen den Reichskanzler, der ihr aber ohne Zurückhaltung erklärte, daß die Reichsräthe und die Stände nicht zugeben könnten, daß der künftigen Beherrscherin eine Geringschätzung des Volks und des Vaterlandes durch ungerechte Beschuldigungen und Verunglimpfungen beigebracht werde. Die Partei, die sich gegen Oxenstjerna bildete, ward bald zu mächtig: die Königin selbst hegte den entschiedensten Widerwillen gegen ihn und sein ganzes Haus, er mußte daher einem Entwurf entsagen, den er in dem frischen Gefühl seiner Bedeutung vielleicht genährt haben mochte; er beschleunigte selbst, um jene Gerüchte zu zerstreuen, die Vermählung seines Sohns mit der Gräfin Elisabeth Brahe, in der Hoffnung, durch diese Verbindung mit einem so alten und angesehnen Geschlecht seinem Ansehn eine neue Stütze zu verschaffen.

Ein charakteristischer Zug der damaligen bran-

denburgiſchen Fürſtentöchter war eine Freigebigkeit, die oft an Verſchwendung gränzte: nicht nur der Königin von Schweden, auch ihrer Schweſter, der Fürſtin von Siebenbürgen, ward ſie zum Vorwurf gemacht; Maria Eleonore gab große und bedeutende Geſchenke, z. B. an die Gräfin Delagardie, die Gemahlin des Feldherrn Jakob Delagardie, in der Hoffnung, an dieſem Hauſe einen Beiſtand gegen den Reichskanzler zu gewinnen; ſie hatte auch große Neigung zum Bauen, und beſaß ſelbſt Kenntniſſe davon; ſo ließ ſie in der Nähe von Stockholm ein Luſthaus aufführen, wohin ſie den Grafen D'Avaux führte, um es ihm zu zeigen. Man beſorgte, daß ſie nicht auskommen werde, wenn ihr die Verwaltung ihrer Einkünfte allein überlaſſen werde, und ſelbſt ihr Bruder hatte den Reichsrath erinnert, auf ihre Wirthſchaft ein wachſames Auge zu haben. Die Regierung beſchloß, einem ihrer Mitglieder die Aufſicht über ihr Leibgedinge zu übertragen; der Reichskanzler begab ſich 1637 ſelbſt zu ihr, um die nöthigen Verabredungen deswegen zu treffen; ſo unzufrieden ſie auch hiemit war, und ſo laut ſie ſich über Zurückſetzung und Geringſchätzung beklagte, mußte ſie ſich es doch endlich gefallen laſſen. Oxenſtjerna unterſuchte den Zuſtand ihrer Angelegen-

heiten mit seinem gewöhnlichen Scharfblick; er fand, daß sie noch jährlich eine Einnahme von 50,000 Thalern übrig habe: ihre Schulden waren nicht groß, aber sie ward von ihren Pachtern und Unterbedienten ungemein betrogen, denn nichts war leichter, als sie zu allem zu überreden. Der Reichskanzler stellte ihr vor, daß es an ihrem Hofe schlecht zustehe, daß aber jedem Uebelstande durch einen tüchtigen Hofmarschall abgeholfen werden könne: die Königin ging auf diesen Vorschlag ein, und verlangte einen Mann, der studirt habe; der Reichskanzler aber glaubte, daß dies weniger nothwendig sey, als Kenntniß des Hoflebens. Die Regierung wollte auch, daß sie geborne Schweden in ihren Diensten und Geschäften gebrauchen sollte; es scheint, daß ihr Hofstaat meist aus Deutschen bestand: unter andern hatte sie einen geschickten Organisten aus Leipzig, dem sie jährlich eine Besoldung von 300 Reichsthalern gab.

Alle diese Umstände beweisen, wie rücksichtslos die Königin behandelt ward; alle Forderungen, die sie machte, und wobei sie sich oft auf die mündliche Zusage des Königs berief, wurden zurückgewiesen: selbst ihre unschuldigsten Handlungen, wie z. B. eine Reise 1638 nach Gothenburg, wurden gemißdeutet; schon vor ihrer Rückkehr nach Schweden war sie

mißvergnügt; und sagte zu dem Reichsrath Axel Baner, sie habe gehört, daß man sie und ihre Tochter mit einem weißen Stabe und einem Hundebrot davon schicken wolle. Es gab in ihrer Umgebung allerdings Leute, die sie in diesen Gesinnungen bestärkten; ihr Unmuth stieg mit jedem Tage: sie äußerte, daß sie anderwärts lieber mit Brot und Wasser zufrieden seyn, als in Schweden königliche Kost genießen wolle. Es wandelte sie eine Art Heimweh an, und schon seit mehrern Jahren trug sie sich mit dem Wunsch, nach Preußen zu gehn, wo sie geboren war, das sie als ihre eigentliche Heimath betrachtete; sie sprach darüber mit dem Reichskanzler, und die Gründe, deren sie sich bediente, waren allerdings sehr sonderbar; sie beklagte sich, daß man ihr den letzten Trost, das Herz ihres Gemahls geraubt und ihr den Besuch seines Grabes verweigert habe: „in Schweden," setzte sie ferner hinzu, „ist es so kalt und gibt es so entsetzliche Berge." Oxenstjerna wies diese Anträge mit der größten Bestimmtheit zurück; auch der Reichsrath wollte nichts von einer solchen Reise wissen, und erklärte, daß dazu durchaus die Einwilligung der Stände nothwendig sey.

Die Königin gab endlich ihr Wort, daß sie in Jahr und Tag nicht weiter an diese Sache denken

werde; allein ihre Lage ward ihr zuletzt so unerträglich, daß sie sich zu einer heimlichen Flucht entschloß: dieser Entwurf, den man ihrem schwachen und ängstlichen Gemüth kaum hätte zutrauen sollen, und den sie mit großer Feinheit und Entschlossenheit ausführte, beweist, wie unerträglich der Aufenthalt in Schweden ihr geworden seyn mußte. Ihre Hoffnung richtete sie auf den König Christian IV. von Dänemark, dem sie bereis lange ihre traurige Lage und die übermüthige Behandlung von Seiten des Reichskanzlers geklagt hatte. Der König hatte allerdings eine bestimmte Ursache, weswegen ihm an dem Wohlwollen Maria Eleonorens viel gelegen war; er wünschte durch ihre Vermittlung eine Vermählung seines Sohnes Friedrich mit der Erbin des schwedischen Reichs zu Stande zu bringen: anfangs war wohl diese Aussicht der Grund seiner Zuvorkommenheit gegen sie, wie hernach Mitleid und wirkliche Theilnahme. Er weigerte sich indessen lange, ihr zu einer so mißlichen Sache die Hand zu bieten, und suchte sowohl schriftlich als durch seinen Bevollmächtigten, sie von der Ausführung ihrer Absicht zurückzuhalten. Im Jahr 1640 machte der natürliche Sohn des Königs, Graf Waldemar, eine Reise nach Schweden, er besuchte auch die Königin Witwe,

die ihm mit thränenden Augen ihre traurige Lage schilderte, und ihn beschwor, daß er sich für sie bei seinem Vater verwenden möge. Christian IV., von ihren dringenden Bitten endlich gerührt, versprach ihr, sobald sie aus Schweden gekommen seyn würde, für ihre Reise nach Preußen zu sorgen: aber die Bewerkstelligung ihrer Flucht überließ er ganz ihrer eignen Erfindungskraft und ihren Hülfsmitteln. Es wurden zwei Schiffe, die Geduld und die Meerkatze, ausgeschickt, um unter Gottland zu kreuzen und die Königin aufzunehmen.

Maria Eleonore hatte einige Vertraute, mit denen sie den Plan verabredete; im Junius 1640 reiste sie nach Stockholm: man bemerkte an ihr ein ganz verändertes Betragen: sie war ungewöhnlich froh und heiter. Zufälliger Weise hörte sie, daß ein dänisches Fahrzeug sich in den Scheren bei Nyköping habe sehen lassen; unter dem Vorwand wichtiger Geschäfte verließ sie, ungeachtet aller Bitten und Ueberredungen ihrer Tochter, die Hauptstadt, und kehrte nach Gripsholm zurück. Schon seit längerer Zeit hatte sie die Gewohnheit, in jedem Monat drei Fasttage zu halten: sie blieb während derselben mit ihrer Kammerfrau in ihrem Gemach, wohin die nöthigen Lebensmittel gebracht waren. Niemand hatte

an diesen Tagen Zutritt zu ihr: und der Geistliche mußte die tägliche Betstunde vor der Thüre halten. Am 21sten Julius 1640 sagte sie: „mein Gelübde ist jetzt erfüllt: ich will die Bettage deswegen verdoppeln, und dann mit dieser Andachtsübung aufhören.“ Ihren Hofmarschall schickte sie unter dem Vorwand, daß sie sich nach Strömsholm begeben wolle, ab, um dort alles zu ihrem Empfange vorzubereiten. Hierauf befahl sie, auf sechs Tage Lebensmittel in ihr Gemach zu bringen: auch verlangte sie ein Stück grober Leinwand, worein sie die Sachen packte, die sie mitnehmen wollte; heimlich hatte sie einige Sättel verfertigen lassen: sie behauptete, daß die Weide im Grase den Pferden gesund sey, und ließ einige Reitpferde und Klepper in den Park führen. Ihr Gemach führte nach dem Garten, und hier hatte sie einen dichten Laubgang anlegen lassen, der sich ziemlich weit bis auf die Wiese erstreckte. Einige ihrer deutschen Hofdiener waren ihr behülflich: ihr Hofmeister von Penz hatte ein kleines dänisches Fahrzeug gemiethet, das bei Nyköping einlief. In der Nacht wurden die Pferde aufgezäumt: am Ende des Parks war ein Nachen bestellt, der die Königin über den Mälar führte. Sie ward begleitet von ihrer Kammerfrau, einer von Bülow, die aus

Mecklenburg zu ihr gekommen war, ihrem Stallmeister, Georg Pogrel, und einem dänischen Maler, der ihr von dem Fahrzeug entgegengekommen war. Unterwegs gab sich die Königin für eine Bürgerstochter aus Nyköping, den Maler für ihren Bräutigam aus: unter der Hand erzählte sie, daß ihre Aeltern die Verbindung nicht zugeben wollten, und daher habe ihr Geliebter sie überredet, ihm zu folgen; die Flüchtlinge schifften sich zu Daggunge, eine Viertelmeile von Trosa, ein. Unter dem Volk in dieser Gegend leben noch gegenwärtig allerlei Sagen von einer fliehenden Königin, die in der Eile ein Paar Pantoffeln vergaß. Auf der kleinen Schereninsel Nottarö, zwischen Utö und Landsort, ist eine Höhle, die man noch bis auf diesen Tag die Königinstube nennt, weil sie Maria Eleonoren auf der Flucht zum Aufenthalt diente; man zeigt noch eine Querstange, auf welcher sie ihre Kleidung getrocknet haben soll, und an welcher eine lange Zeit zum Andenken und Wahrzeichen ein schönes Stück Flor hing. Die Königin und ihre Begleitung erreichten endlich ein größeres Fahrzeug, das sie nach den in der See kreuzenden Kriegsschiffen brachte.

Der Hofmarschall fragte nach seiner Rückkehr den Hofprediger, Magister Tank, wie sich die Königin

befinde. „Gott mag es wissen," sagte der gute Mann; „ich höre Keinen darin, sonst pflegte sie mit in die Gesänge einzustimmen." Eben so sehr fiel es der Gemahlin des Hofmarschalls auf, die unter dem Zimmer wohnte, daß sie seit längerer Zeit keine Fußtritte mehr oben gehört hätte. Alle diese Umstände waren bedenklich: man pochte, und da keine Antwort erfolgte, ward beschlossen, die Thüre einzusprengen; wie groß war das Erstaunen, als man die Flucht der Königin entdeckte: sie hatte eine schriftliche Darstellung der Gründe hinterlassen, die sie zur Abreise veranlaßt hatten: es findet sich jedoch keine nähere Angabe über den Inhalt: alle Schränke und Kästen waren ausgeleert: unter andern soll sie auch das Brautbette mitgenommen haben, das Gustaf Adolf für 3000 Rthlr. hatte machen lassen. Es wurden sogleich Personen nachgeschickt, allein es war zu spät: die Bauern sagten aus, daß die Königin bei der Abreise sehr betrübt gewesen sey. In Stockholm erregte diese Entfernung das größte Aufsehn, und es verbreiteten sich die sonderbarsten Gerüchte. Die eigentliche Ursache, erzählte man sich, sey ein Liebesverständniß zwischen Christian IV. und der Königin Witwe: Graf D'Avaux schrieb darüber einen recht romantischen Bericht an die Herzogin von

Savoyen. Darf man gleichzeitigen Erzählungen trauen, so war grade ihre Flucht Oxenstjerna's Wunsch, und seine geringschätzige Behandlung hatte keine andre Absicht, als sie zu einem solchen äußersten Schritt zu treiben: jetzt aber sprach er sehr hart gegen sie, und nannte ihr Betragen durchaus unverzeihlich; es wurden auch strenge Beschlüsse gefaßt: ihr Leibgedinge ward mit Beschlag belegt, so lange sie auswärts seyn würde, sollte ihr nichts von ihren Einkünften zukommen, und ihr Name ward aus dem Kirchengebet weggelassen.

Schon hatte Maria Eleonore die Hälfte ihrer Reise zurückgelegt, als ein Sturm den Schiffshauptmann nöthigte, neben der pommerschen und mecklenburgischen Küste zu kreuzen, und endlich in die Trave einzulaufen; nach einem zwölftägigen Aufenthalt versuchte er abermals, in See zu stechen; allein auf's neue nöthigte ihn der ungünstige Wind, unter der Küste von Falster Schutz zu suchen. Die Königin ward sehr seekrank und der langen Irrfahrt überdrüssig: sie verlangte also bei Nykjöbing an's Land gesetzt zu werden, wo der dänische Kronprinz, Christian, seinen Hof hielt. So unbequem und unerwartet dieser Besuch auch war, so konnte die Königin doch nicht zurückgewiesen werden, und sie

ward mit Zuvorkommenheit aufgenommen: dem Könige war ihre Ankunft in seinen Staaten sehr unangenehm, obgleich es ihm lieb war, daß sie der Sturm nach Falster und nicht nach Seeland verschlagen hatte. Ihn empörte die Art, wie man sie in Schweden behandelte; „sie sollten sich schämen," schrieb er seinem Botschafter in Stockholm, „daß sie der Mutter ihrer Königin so begegnen: ihrem Herrn war die ganze Welt zu enge, und nun muß sie von andrer Gnade leben."

Maria Eleonore schrieb von Nykjöbing an ihre Tochter, und bat sie, einen Schritt, den sie aus sehr wichtigen Ursachen unternommen habe, nicht zum schlimmsten zu deuten, und ihr auch während ihrer Abwesenheit ihr Einkommen ihr nicht vorzuenthalten: sie überredete den Prinzen, diesen Brief mit einem andern von seiner Hand zu begleiten. Beide wurden mit einem eignen Boten an den dänischen Bevollmächtigten in Schweden gesandt, der sie übergeben sollte: dem Prinzen ward mit kalter Höflichkeit geantwortet; seines Antrages ward kaum erwähnt: die Königin erhielt gar keine Antwort: nur ließ man ihr sagen, daß in Zukunft keine Briefe von ihr anders als unmittelbar angenommen werden sollten.

Der Aufenthalt Maria Eleonorens war zugleich sehr kostbar, und der haushälterische Christian IV. war gewohnt, alles zu berechnen. Sie hingegen wollte sich auch jetzt nicht einschränken: sie verlangte eine zahlreiche Aufwartung, und machte allerlei andre Forderungen, die nach der Ansicht des Königs mit ihren jetzigen Verhältnissen nicht übereinstimmten. Er fand daher für gut, ihr durch den Hofprediger in Glückstadt, den sie selbst empfohlen hatte, vorstellen zu lassen, daß sie bei ihren Ansprüchen bedenken möge, ob die schwedische Regierung ihr auch ihre Einkünfte zugestehen würde. Besonders unangenehm mußte ihm die Deutung seyn, die die Schweden seiner Theilnahme an dieser Sache gaben: man benutzte die Flucht, um das Volk noch mehr gegen Dänemark aufzureizen: selbst in einem höchst zufälligen Umstande, in der Benennung der Schiffe, die zur Abholung der Königin gewählt waren, fand der Argwohn die Absicht einer Beschimpfung. Christian hatte freilich sogleich seine Schritte zu rechtfertigen gesucht, und den wahren Zusammenhang aus einander gesetzt, ohne dadurch auf den schwedischen Reichsrath einen großen Eindruck zu machen, oder die ungünstige Stimmung zu beseitigen; er befahl auch, eine Gedächtnißpredigt auf Gustaf Adolf, die der

Nikjöbingsche Hofprediger, Gesius, vor der Königin gehalten hatte, und in Hamburg drucken ließ, zu unterdrücken, entweder, weil er fürchtete, daß das Lob der Königin in Schweden mißfallen möchte, oder weil er nicht wollte, daß der Ruhm Gustaf Adolfs in seinem Lande und von seinen Unterthanen verherrlicht werde. Nach einem Aufenthalte von 4 bis 5 Monaten machte sie einen Besuch bei dem Herzog Friedrich von Holstein-Gottorp, wohin der Prinz und seine Gemahlin, froh, ihrer endlich los zu werden, sie begleiteten. Ihre Feinde in Schweden waren unterdessen immer geschäftiger, ihr zu schaden: auf dem Reichstage 1641 ward von den Ständen die Einziehung ihres Leibgedinges unter die Krone beschlossen, und es blieb der Regierung überlassen, sich so mit ihr abzufinden, wie den Umständen und ihrem weitern Betragen angemessen seyn würde. Vergebens schrieb auch der Herzog von Holstein-Gottorp an ihre Tochter und die Regierung: es kam die trostlose Antwort, daß sie aus Schweden kein Geld zu einer solchen, zum Hohn des Reichs übernommenen Reise erwarten dürfe: die Einkünfte wären ihren Gläubigern angewiesen zur Abbezahlung der großen von ihr zusammengehäuften Schuld, die sich auf 200,000 Rthlr. belaufen sollte. Wenn diese

Versicherung wahr ist, muß sie dem Reichskanzler den eigentlichen Zustand ihrer Angelegenheiten vor 3 Jahren entweder verheimlicht haben, oder sie hatte auch auf den Fall der Flucht große Summen zusammengespart oder aufgeliehen: es läßt sich dann aber nicht begreifen, wie sie ohne großes Aufsehn so viel Geld aufbringen oder fortschaffen konnte.

Die Schweden sahn es jedoch lieber, daß sich der Herzog von Holstein ihrer annahm, als der König von Dänemark; es ward ein förmliches Dankschreiben an ihn erlassen, wegen der Güte, die er der Königin Mutter zu einer Zeit erwiesen habe, da sie von allen verlassen gewesen sey. Offenbar lag hierin ein kränkender Vorwurf für den König von Dänemark, den dieser sogleich empfand, und rügte. Er befahl seinem Gesandten in Stockholm, zu erklären, daß er nicht zu denjenigen gehöre, die die Königin verlassen hätten, daß er ihr ein Schloß einräumen und sie mit dem Nothwendigen versorgen wolle, bis die Welt erfahren würde, von wem sie aufgegeben sey. Es würde schon früher geschehn seyn, wenn man nicht seine bisherige Theilnahme an den Schicksalen der Königin so übel aufgenommen und es ihm zum bittersten Vorwurf gemacht hätte, daß er sie mit seinen Schiffen nicht aus Schweden, sondern aus

seinem eignen Lande geführt habe. Christian IV. forderte die Königin jetzt auf, nach Dänemark zu kommen, und wies ihr das alte Schloß Wordingborg auf Seeland an: allein diesen Aufenthaltsort verließ sie eigenmächtig, und machte sich auf den Weg nach Kopenhagen: jedoch der König, der überhaupt jede persönliche Zusammenkunft mit ihr vermieden hatte, schickte ihr entgegen, um ihre Ankunft zu verhindern: sie ward nach Ibbestrup (dem jetzigen Jägersborg) geführt, wo reichlich für ihren Unterhalt gesorgt ward.

Christina war zu groß und zu edel, um nicht das Unwürdige in dem Betragen gegen ihre Mutter zu fühlen: Maria Eleonore war die Witwe eines Königs, die Gemahlin Gustaf Adolfs; mit Recht konnte sie daher wohl auf eine größere Nachgiebigkeit, selbst in Hinsicht auf ihre Launen, rechnen; allein die junge Königin selbst hatte keine Stimme, sondern war von ihren Vormündern abhängig. Christian ließ es nicht an Unterhandlungen fehlen, um einiges für die verlaßne Maria Eleonore in Schweden auszuwirken; er ersuchte ihre Tochter, sich bei dem Reichsrath zu verwenden: an die letztere hatte sie selbst geschrieben: aber der dänische Botschafter wagte es nicht, das Schreiben bei

der Audienz in Gegenwart der Reichsräthe zu übergeben. Nach zwei Monaten antwortete Christina endlich dem Könige, daß ihre Mutter selbst an ihrer übeln Lage Schuld und die Zurückgabe ihres Leibgedinges mit der Ehre des Reichs unverträglich sey: sie habe indessen auf einen Ausweg gedacht, ihr zu helfen, und schlage vor, daß sie mit ihrem Neffen, dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm, über ihren einstweiligen Aufenthalt in seinen Staaten unterhandeln möge, bis sie selbst die Regierung antreten würde: sie wolle in diesem Fall wegen ihres Unterhalts sich so mit dem Kurfürsten vergleichen, daß ihre kindliche Liebe erkannt werde. Zugleich dankte sie dem König für die Aufnahme, die Maria Eleonore in seinem Lande gefunden habe, und versicherte ihn, daß sie darin ein Zeichen nachbarlicher Freundschaft erkenne.

Christian IV. knüpfte gleich im Anfang ihrer Flucht Unterhandlungen mit ihrem Bruder an: Georg Wilhelm hatte sich durch Schwarzenberg's verderbliche und verkehrte Rathschläge zu einem höchst unzeitigen und für Brandenburg sehr verderblichen Krieg mit Schweden hinreißen lassen; er gab durch seine falschen und ganz unbegreiflichen Schritte dieser Macht selbst die Veranlassung, in Pommern nach Willkühr zu verfahren, und alle Rechte der Stände, die wirk-

lich brandenburgisch gesinnt waren, zu unterdrücken; dieses feindliche Verhältniß zwischen Schweden und Brandenburg war die Hauptursache, weswegen der Reichsrath die Reise der Königin Witwe so sehr mißbilligte. Christian IV. hatte dem Kurfürsten sogleich alles berichtet, was seine Schwester betraf, und es seiner Beurtheilung anheimgestellt, was nun weiter zu thun sey: er erklärte sich bereit, alles zu ihrer Unterstützung und zur Beförderung ihrer Reise beizutragen, er möge nun wünschen, daß sie nach Preußen komme oder nach Schweden zurückkehre: allein der Brief fand den Kurfürsten nicht mehr am Leben, der am 21sten November gestorben war. Die Königin Witwe machte auch Ansprüche auf das Amt Angerburg in Preußen, und Christian verwandte sich deswegen bei dem Könige Wladislav in Polen, der ihren Neffen aufforderte, sie wegen ihrer Forderungen zufrieden zu stellen, damit sie nicht nach Preußen komme; Friedrich Wilhelm antwortete, daß ihre Ansprüche gründlich untersucht werden sollten, ersuchte ihn aber zugleich, er möge es nicht übel deuten, wenn seine Base dennoch ihren Aufenthalt in Preußen nehmen sollte. Die schwedische Regierung schrieb an die verwitwete Kurfürstin, beklagte die Abreise der Königin, und bat sie, sich mit ihrem

Sohn über die Sache zu berathen, die aber ohne Weiteres erklärte, daß ihre Rückkehr nach Schweden das Beste seyn würde.

Christian IV. forderte nun den jungen Kurfürsten auf, sich seiner Vaterschwester anzunehmen, denn die Kosten ihres Unterhalts wurden ihm immer lästiger: alle seine Versuche, in Schweden etwas für sie auszuwirken, wurden offenbar durch Oxenstjerna's Eigensinn vereitelt: selbst der Antrag ward verworfen, daß sie, wenn man sie unterstützen wollte, Dänemark verlassen und sich nach Deutschland zu einer ihrer Schwestern begeben solle. Mit Recht war Christian über die Geringschätzung, die ihm die schwedische Regierung bewies, sehr unzufrieden: sein Gewissen sagte es ihm, daß er als ein würdiger und edler Fürst gehandelt hatte: er befahl daher, sehr stark und nachdrücklich zu antworten, und selbst sein Bevollmächtigter trug Bedenken, der schwedischen Regierung den erhaltenen Auftrag mitzutheilen; unter andern sollte er erklären, die Mißhandlung der Königin sey weit größer, als ihr Versehn: sie sey nirgends anders, als bei ihren Verwandten und Schwedens guten Freunden gewesen, er werde ihr nie rathen, sich dem Kurfürsten von Brandenburg auf gutes Glück in die Arme zu werfen: er wolle lieber so lange für

ihren Unterhalt sorgen, bis es dem Himmel gefallen werde, sie in eine bessere Lage zu setzen.

Friedrich Wilhelm sah sogleich die Nothwendigkeit ein, sich mit Schweden zu vergleichen: und er wollte die Sache der Königin Witwe als eine Veranlassung benutzen, um die Unterhandlungen unmittelbar anzuknüpfen; er schickte daher 1642 seinen Kanzler Siegmund Götze und den Herrn von Leuchtmar nach Stockholm: es ließ sich voraussehn, daß diese Gesandtschaft der schwedischen Regierung desto willkommner seyn werde, je unangenehmer ihr der Aufenthalt der Königin in Dänemark war; die Gesandten sollten vorzüglich ihre Rückkehr nach Schweden und die Zurückgabe ihres Leibgedinges zu bewirken suchen; sie hatten den Auftrag, mit Schonung und Nachgiebigkeit allen eigentlichen Erörterungen über die Sache selbst auszuweichen; würde der erste Entwurf nicht gelingen, so sollten sie ihr einen Aufenthalt in den kurfürstlichen Staaten anbieten, wenn Schweden für ihren Unterhalt sorgen wollte. Der Kurfürst fürchtete, daß der König von Polen über ihren Aufenthalt in Preußen Schwierigkeiten machen würde, und selbst die preußischen Oberräthe fanden es für nöthig, daß mit demselben als höchstem und unmittelbarem Oberherrn über diese Sache

unterhandelt werde. Die Botschafter wurden ferner beauftragt, die Königin Mutter durch einen Edelmann ihres Gefolgs von dem Erfolg ihrer Verhandlung zu unterrichten und sie zur Annahme der Bedingungen zu überreden. Sie wurden sehr gut aufgenommen, und die Regierung dankte dem Kurfürsten für seine Verwendung. Die Rückkehr nach Schweden ward als unpassend abgelehnt; allein, wenn sie sich nach den Staaten ihres Neffen begeben wollte, sollten ihr jährlich 30,000 Rthlr. gezahlt werden: sie selbst sollte 6000 Rthlr. zum Taschengelde erhalten, für das Uebrige aber ihr Hofstaat eingerichtet werden: ihre Schulden in Schweden waren sämmtlich bezahlt: auf die in Dänemark gemachten wollte die Regierung sich aber gar nicht einlassen. Es ward der Wahl der Königin überlassen, ob sie sich in Preußen oder in der Mark aufhalten wollte; es sollte zugleich ihr Silbergeschirr und ihr Geräth ihr von Gripsholm nachgeschickt werden: endlich wurden noch zu den Reisekosten 8000 Rthlr. bewilligt. Ueber alle diese Bedingungen ward ein förmlicher Beschluß der Stände ausgefertigt, damit die Erfüllung auch im Fall, daß die Königin sterben würde, gesichert sey. Hierauf ward der Herr von Löben an die Königin Witwe abgeschickt, um ihre Einwilligung einzuholen. Die

kurfürstlichen Gesandten hatten sich alle Mühe gegeben, den Schweden den Verdacht zu benehmen, als wenn der König von Dänemark sie gleichsam ihnen zum Hohn bei sich zu behalten suche. Die Regierung schrieb jetzt einen sehr nachdrücklichen Brief an ihn, mit der Erklärung, daß, wenn Maria Eleonore die Annahme dieser Bedingungen verweigern würde, werde man sie ihrem Schicksal überlassen, und gab ihm zu verstehn, daß man ihn für denjenigen halte, der sie berede, nicht auf diese Vorschläge einzugehn.

Die Königin wünschte am liebsten in Preußen zu leben, weil in der Mark noch viele Oerter von den Schweden besetzt waren; ihr ward daher Insterburg vorgeschlagen. Sie verlangte ferner, ihre Diener selbst wählen zu dürfen, was der Kurfürst nur unter der Bedingung zugestand, daß sie keine den Schweden verhaßte oder ihnen verdächtige Männer wählen möchte: aber die größte Schwierigkeit machte die Verfügung über das Geld: die Königin bestand durchaus darauf, daß sie ihr allein überlassen werde; sie erklärte, daß sie keinen Vormund bedürfe, und eben, um frei zu seyn, Schweden verlassen habe. Allein in dieser Hinsicht mußte der Kurfürst sehr vorsichtig seyn, denn wenn ihre Einkünfte verthan waren, würde er die Sorge für ihren Unterhalt gehabt haben; endlich

ward unter Vermittlung des Königs von Dänemark, der die ganze Unterhandlung allein führte, und nicht einmal vor Beendigung derselben dem brandenburgischen Bevollmächtigten eine Unterredung mit ihr verstatten wollte, die Uebereinkunft getroffen, daß der Amtshauptmann von Insterburg die Gelder aus Schweden in Empfang nehmen, und sich eidlich gegen die Königin verpflichten solle, dieselben nur für ihre Bedürfnisse nach einer von ihr bestimmten Angabe zu verwenden, und ihr monatlich genaue Rechnung abzulegen: der Ueberschuß sollte ihr am Ende des Jahrs eingehändigt werden, um darüber, wie über die ihr ausgesetzten 6000 Rthlr., beliebig zu verfügen.

Unterdessen war Maria Eleonore fortdauernd zu Ibbestrup geblieben; im Frühling wohnte sie der Hochzeitsfeier bei, als Christians IV. natürliche Töchter mit Hannibal Sehestedt und Ebbe Ulfeld vermählt wurden. Ihre Theilnahme an diesen Festen ward von ihren Feinden in Schweden, besonders von dem Reichskanzler, sehr bitter getadelt. Der König, der eigentlich die Ursache dieser in ihrer Lage gewiß sehr erlaubten Herablassung gewesen war, veranlaßte sie, sich deswegen in einem Briefe an ihre Tochter zu entschuldigen: er schloß mit den starken und anzüglichen Worten: „daß sie sich gewiß nicht

auf einer Hochzeit in Dänemark befunden haben würde, wenn man sie nicht in Schweden schlechter behandelt hätte, als die geringste Edelfrau; sie stelle es der Beurtheilung ihrer Tochter anheim, welches von beiden ihrem hochseligen Gemahl ruhmwürdigsten Andenken am meisten zur Unehre gereiche."

Im Junius 1643 segelte sie endlich mit einem dänischen Schiff nach Preußen hinüber: denn einem schwedischen Fahrzeuge wollte sie sich nicht anvertrauen: ihre glückliche Ankunft zeigte sie dem Könige von Dänemark, der sich in der That als ein redlicher Freund gegen sie bewiesen und sich um ihretwillen unangenehmen Verdrießlichkeiten ausgesetzt hatte, und seiner Gemahlin, an. Der Haß der schwedischen Regierung gegen ihn dauerte fort, und in dem Kriegsmanifest zur Beschönigung des Angriffs, der im J. 1643, theils um Dänemark von den Friedensunterhandlungen in Deutschland auszuschließen, theils auch wohl in weitaussehenden Absichten unternommen ward, wird die von Christian IV. veranlaßte und unterstützte Flucht als eine der Hauptursachen des Bruchs angeführt: dieser Grund ist allerdings sehr ungerecht und nichtig, denn die Königin Christina hatte selbst ihm einmal für seine thätige Theilnahme an dem Schicksal ihrer Mutter gedankt, und Maria Eleo-

nore in einer ausdrücklichen Erklärung versichert, daß der König und sein Botschafter gar keinen Theil an ihrer Flucht gehabt, sie ihr im Gegentheil abgerathen hätten, und daß der Entwurf ganz allein von ihr angelegt und ausgeführt sey.

Die Königin lebte jetzt bald zu Insterburg, bald zu Tapiau, und bisweilen in Königsberg, wo sie im J. 1645 bei einer Komödie anwesend war, die der berühmte preußische Dichter, Simon Dach, veranstaltet hatte. Uebrigens scheint sie sehr still und eingezogen gelebt, und sich hauptsächlich mit Andachtsübungen beschäftigt zu haben; ihr Hofprediger war ihr aus Schweden nachgekommen. Allein, auch des Aufenthalts in Preußen ward sie überdrüssig: es fehlte ihr selbst an manchen Bequemlichkeiten, und die gänzliche Abgeschiedenheit, in der sie lebte, mochte ihr zuletzt doch unbehaglich werden: sie wagte aber, so lange die Vormundschaft das Heft der schwedischen Regierung in Händen hatte, nicht einmal eine Reise zu machen, weil die Leute, die sie umgaben, sie überredeten, man werde sie aufheben und nach Schweden bringen lassen. Kaum aber hatte ihre Tochter selbst die Herrschaft angetreten, als der lebhafte Wunsch in ihr erwachte, nach Schweden zurückzukehren, sie rechnete vermuthlich darauf, jetzt den Einfluß zu erhalten, worauf

sie Anspruch machen zu können glaubte. Schon im Jahr 1647 hatte sie ihren Hofprediger nach Stockholm geschickt, und Christina fand kein Bedenken, ihr Verlangen zu bewilligen; wer ihr Verhältniß zu Oxenstjerna erwägt, wird die Vermuthung nicht unwahrscheinlich finden, daß sie, um Oxenstjerna zu kränken, so gern ihre Hand zu der Reise ihrer Mutter bot. Maria Eleonore erhielt von ihrem Neffen bei ihrem Abzuge ein Gespann Pferde; einige Kriegsschiffe wurden ihr bis Stettin entgegengeschickt; zwei Reichsräthe, denen ein eigner Hofstaat zugeordnet war, hatten den Auftrag, sie herüber zu führen. Christina ging ihr bis Dalarö entgegen: ihre Ungeduld veranlaßte sie, ein kleines Fahrzeug zu besteigen, das aber von einem Sturm überfallen ward, und in Gefahr gerieth, zu scheitern. Der Einzug in Stockholm war außerordentlich prächtig und feierlich; eine halbe Meile von der Stadt ward die Königin Mutter von dem Reichskanzler und den übrigen Reichsräthen bewillkommnet; allgemein war die Neugierde auf die Art gespannt, wie sie sich gegen ihren erklärtesten Widersacher benehmen werde; allein äußerlich ließ sie es nicht an Zeichen der Hochachtung fehlen, und der Reichskanzler betrug sich mit Würde und anscheinender Ehrerbietung. So hatte also die Köni-

gin den Triumph, ihrem Gegner zum Trotz, zurückzukehren; auf ihr Leibgedinge leistete sie gegen ein jährliches Einkommen von 40,000 Rthlr. und einige Ländereien Verzicht, die ihr zur bessern Einrichtung ihrer Tafel bestimmt wurden.

Weder die Lebensart, die Christina führte, noch die Vergnügungen und Zerstreuungen, denen sie sich überließ, konnten dem stillen, frommen Gemüth ihrer Mutter gefallen: sie verließ daher bald den Hof und zog sich nach Nyköping zurück (1653), wo ihre Tochter sie bisweilen besuchte. Die religiöse Gleichgültigkeit derselben, und das Gerücht, daß sie sich zum Katholizismus neige, verursachten ihrem mütterlichen Herzen eine schwere Sorge; kurz vor ihrer Abreise beschloß sie, ihr deswegen Vorstellungen zu machen; allein ihre gutgemeinten Warnungen wurden nicht so aufgenommen, als sie erwarten durfte. Christina unterbrach ihre Rede sehr kurz, und verließ sie mit den Worten: „sie kenne diejenigen, die sie aufgehetzt hätten, sehr gut, und sie werde ihnen zeigen, wer sie sey.“ Unzufrieden verließ sie ihre Mutter, die in Thränen zerfloß: alle Versuche ihrer Frauen, sie zu trösten, waren umsonst: erst nach einigen Stunden ließ sich Christina bewegen, zu ihr zu gehn und sie durch ein freundlicheres Betragen zu beruhigen.

Bald hernach machte ihre Tochter ihr in ihrer Abgeschiedenheit den letzten Besuch: sie hatte auch den Pfalzgrafen, Karl Gustaf, nach Nyköping entboten; Christina sagte ihrer Mutter Lebewohl, und bat sie um Entschuldigung, wenn sie ihr nicht alle Aufmerksamkeit, die sie verlangen konnte, bewiesen haben sollte; sie möge es nicht ihrem Willen, sondern den Umständen beimessen. Zugleich erklärte sie ihren Entschluß, der Herrschaft zu entsagen: „Sie können sich trösten," setzte sie hinzu, „denn ein Sohn, der bald König seyn wird, soll Ihnen die Tochter ersetzen." Bei diesen Worten rief sie den Prinzen, und stellte ihn ihrer Mutter vor, indem sie die frühern Aeußerungen über ihn wiederholte: Karl Gustaf bestätigte diese Versicherung auf eine sehr ehrerbietige und unterwürfige Weise. Christina nahm mit vieler Ruhe, ohne Thränen, Abschied. Maria Eleonore hingegen war außer sich: es mußte ihr innerstes Gefühl verwunden, daß die Krone, die Gustaf Adolf verherrlicht hatte, an ein andres Geschlecht übergehn sollte, daß seine Tochter den Lohn seiner Anstrengungen gleichsam von sich stieß: die ganze Nacht hörte ihr Jammern nicht auf, so daß Christina sogar einmal aufstand und sie zu trösten versuchte. Sie reiste um 5 Uhr Morgens nach Stockholm zurück. In der öffentlichen Rede, womit sie die Regierung niederlegte, empfahl sie ihrem Nachfolger das Wohl ihrer

Mutter: sie forderte ihn auf, ihre Einkünfte nicht zu vermindern, sondern wo möglich zu vermehren. Der neue König besuchte die Königin Witwe, und begegnete ihr mit allen Zeichen der Hochachtung und Verehrung.

Die Nachricht, daß Christina feierlich dem Glauben entsagt habe, für welchen ihr Vater seinen Geist so heldenmüthig aufgegeben hatte, verbitterte ihre letzten Tage: aber nicht lange überlebte sie diesen Schmerz. Am 20sten August 1654 befiel sie ein viertägiges Fieber, das 9 Wochen anhaltend ihre Kräfte ungemein schwächte; sie schien hergestellt, allein die Anfälle erneuerten sich, andre Uebel gesellten sich hinzu: ihre Krankheit nahm bald einen sehr gefährlichen Charakter an. Sie starb, nachdem sie sich im Geist des echten Christenthums in frommer und freudiger Hoffnung auf ihre letzte Stunde vorbereitet hatte, am 18ten März 1655, zwischen der 11ten und 12ten Stunde. Ihre irdischen Reste wurden im folgenden Jahre neben denen ihres geliebten Gemahls in der Ritterhauskirche beigesetzt.

IX.

Der Titanensturm.

Morgengesang himmlischer Stimmen im Olymp.

Von

C. A. H. Clodius.

Chor.

Drönende Gewalten thronen
Ueberm Aetherzelt,
Deren Thron nicht fällt.
Wo in heiterm Glanz sie wohnen,
Füllt ein seliger Himmel die Zonen,
Fröhliches Leben die Welt.
Ordnende Gewalten thronen
Ueberm Aetherzelt,
Deren Thron nicht fällt.

Horen. Parzen.

Du des Morgens jüngste Hore,
Oeffne leise des Olympus Wolkenthor.
Purpurrosen streuend schwebt Aurore
Aus verdämmernder Nacht hervor.
Apollon! führe den Tanz der Zeiten!
Licht und Finsterniß vergleiten:
Ewig lebt der Götter Chor,
Welche dem Leben sein Maaß bereiten.

Apollon schwingt den Mantel des ewig entquellenden Lichts,
Von Jugend und Wonnen umflossen,
Getragen von Himmel erfliegenden Rossen.
Er färbt das Chaos, belebt mit Keimen das Nichts.
Und Erden entsteigen der Fluth, von Grün sanft übergossen,
Voll von Demeters Kunst, froh ihres Unterrichts,
Und Frühlingsgärten, Blüthenwälder, Ernten sprossen!

Chor.

Die neu umstrahlte Welt steigt aus dem Nebel empor.
Licht und Finsterniß vergleiten:
Ewig lebt der Götter Chor,
Welche dem Leben sein Maaß bereiten.

Zevs.

In des Lebens ewig gemessener Mitte
Herrschet des Lebens Herz, die geheiligte Macht,
Die den Schwachen beschützt, die das Recht bewacht.
Welten lenket sie, gesellig, am Bande der Sitte.
Ihr nahet, glaubensvoll, Erhörung hoffende Bitte.
Es erblaßt die Schuld und bebt, wo ihr rächender Donner kracht!

Chor.

Den Vater preiset, der, König und Held,
Zu dem Leben die Macht gesellt.

Hära. Hestia.

Unter dem gewölbten Himmelsthor
Herrsch' in Donnergewölk, o Zevs, mit dem Richterstabe!
Führe dein Heroenheer in's Feld hervor.
Des Hauses sittlich stille Macht ward Hära's Gabe.

Durch Hära ward dem Leben
Hymens sanftes Joch gegeben.
Sie sammelt den Kreis um der Vesta Heerd,
Von häuslich erwärmender Flamme verklärt,
Der ewiges Gesetz verehrt.

Chor.

Rein in Silberströmen fließet
Der Geschlechter Reih' Jahrtausende hinab.
Wenn sein Auge für das Grab
Welk und müd' ein Leben schließet,
Blühen schon, durch Hära's Gabe,
Neue Rosen auf dem Grabe!

Afrodite. Gefolg.

Lächeln schwebet still um Afrodite's Wangen!
„Was ist Hymens Fessel," spricht sie, „ohne mich?"
Afrodite gibt unsterbliches Verlangen!
Schönheit nur gibt Wonnen ewiglich.
Wie silberweiß und still ihr Taubenpärchen sich
Umkoset, Scherz nur murrend, liebend inniglich,
So läßt in Eintracht Herz an Herz sich hangen!

* * *

Der Schönheit sanftem Schritt entsprießen
Rosen auf der wüsten Weltenbahn.
Schmeichelnd müssen Ihr die Riesenkräfte nahn,
Sehnsuchtsvoll zu lieben, zu genießen,
Löw' und Tyger spannt sie ihrem Wagen an! —
Unter Ihr wird glatt der Ozean!
Rolle deine Donnerwolke, Zevs, nur himmelan,
Vor Afrodite muß die Wolke sich erschließen,
Um fruchtbar mild in Frühlingsschauern hinzufließen.

Chor.

Naht Euch, Musen, mit Gesange.
Afrodite gab zuerst der Welt Gesang!
Ihre Sehnsucht ward zum Klange
Und zur Liebe ward der Klang.

Musen.

Lyra schwebet hoch in unermeßnen Fernen.
Ihr horcht der stille Himmelsraum.
Seht, wie um sie her die Riesenkräft' in Sternen
Den sanften Gang der Harmonien lernen.
Aus des ungestümen Wogenkampfes Schaum
Stieg Dion' empor. So steigt, empfunden kaum,
Empor in des Weltkampfs Nacht der Künste goldner Traum!

Gefolg der Pallas. Wechselchöre.

Daß im Genuß und goldenem Traum,
Wie Blas' und Schaum,
Des Lebens Geist zerrinnend nicht verfliege,
So warnt die Weisheit. Sie, gerüstet wie zum Siege,
Sprang mit klarem Aug' und ewig heller Stirn
Des Zevs Gedank', aus Zevs Gehirn!
Das Wahre nur ist schön!
Laßt an ernste Kunst Euch mahnen!
Klimmt zu der Wahrheit Höh'n!
Fliegt der Entdeckung Bahnen!

Pallas. Poseidon. Hefästos. Hermes.
Wechselstimmen.

Seht, wie Poseidon die Erd' erregt,
Des Lebens Schiff in neue Welten trägt!
Wie ämsig des Hefästos Flamme lodert,
Weltverzehrend neue Schöpfung fodert,
Daß von der Kunst verlassen, nicht das Seyn vermodert!
Laßt heben sich der Städte heil'ge Zinnen,
Die Biene bau'n, Arachnen Wunder spinnen.
Beschützt, auf der Pallas Ruf und des himmlischen Königs Geheiß,
Der stillern Künste regen Fleiß.
Ihn, der in anspruchslosem Kreise
Des Bürgers und der Häuslichkeit,
Zu edler Zier der Lebensweise,
Zu fester Lebensfrucht gedeiht.
Zur Frucht, die Hermes weit auf kühnem Reisezuge
Mit gold'ner Schwingen Fluge
Aus buntem Füllhorn durch die Zonen streut.

Ares. Herakles. Enyo. Eris.

Willkommen im Feld, in geordneter Schlacht!
Zum Gott ist verklärt, wer das Schwere vollbracht!

Es wächst nur der Geist in Gefahren.
Nicht arbeitslos erringt sich die Macht.
Laßt Helden zu Helden sich schaaren.

Chor der Heroen.

Wie Wog' in Sturmes Drang!
Ein Schritt, Ein Gang,
Ein Leben in Sieg und Untergang!
Herakles lebt im Heldengesang!

Ares. Herakles. Enyo. Eris.

Willkommen im Feld, wo sich rüstet die Kraft,
Sich zu messen mit Kraft in Gefahren,
Wo die Welt ihr Leben zusammenrafft,
Es wegwirft, sich das neue schafft!
Hört Ihr des Ares Schlachtgesang?
Zehntausenden gleich erscholl der Klang.

Chor der Heroen.

Wie die Lanzen wogen das Feld entlang!
Ein Schlag des Herzens rings, Ein Gang!
Ein Leben in Sieg und Untergang!
Ein Freiheits- und Triumfsgesang.

Stimmen unter den Himmlischen.

O gräßlich wilde Lust,
Zu tauchen den Stahl in verwandte Brust!

Darfst noch du im Olympus wohnen?
Willst du im Bruderangesicht
Den väterlichen Mienenzug nicht schonen?
Mit Weisheit kämpfe Weisheit nicht!
Mit Finsterniß nur ringt das Licht!
Sucht rein're Siegeskronen!

Artemis, Jagd- und Bergnymfen.

O Jagdgetön!
Wie weckst du schön!
Hinaus, hinaus in den Morgenhain!
Verbeut dem Ungeheuer, zu seyn.
Ueber den Strom den gemessenen Schwung,
Ueber die Klippe den kühnen Sprung!
Der Gemse nach!
Am Mittag Ruh' und Bad im Silberbach.

Gegenchor.

Hinaus, hinaus! Es glänzt im Schimmer der Frühe der Hain,
Verbeut dem Tyger, dem Eber, zu seyn!
Die Hörner erklingen, die Rehe beben!
Nur schonet der Zarteren Leben.

Bacchantinnen.

Evoe, Evoe!
Du Hoher an der felsigen Höh'!

Jacchos, gekränzet mit schwellender Traube!
Den Thyrsus schwingend mit dem üppigen Laube!
Evoe, Evoe!
Ihr Nymfen! Gesang und Geklingel!
Daß sich krümme die Rebe in tanzende Ringel!
Evoe, Evoe!
Wie er herabrinnt, an dem Felsen herab,
Der Nektar, den Vater Lyäus, der Sorgenerlösende, gab!
Wie sie keimen, die Blumen! Sie trinken!
Wie sie saugen die Wälder, und blinken
Im Nektarthau.
Glanz, Milch und Honig umströmet die Au!

Bacchus.

Ich zähme den Panther, das Ungeheuer,
Begeistre den Stier mit himmlischem Feuer!
Beim Siegesmahl
Klinget an, o ihr Becher, in dem olympischen Saal!

Satyre.

Evoe, Evoe!
Brüder, herbei!
Zu Kampf der Lust und Wonnegeschrei!
Jacchos, Eleleu!
Evoe, Evoe!

Hoch in der Höh'!
Satyre geleiten des Jacchos Macht!
Wie der Momus spottet, wie der Komos lacht!

Chor der Olympier.

Wie drehet sich im Tanze der olympische Saal!
Es taumelt, es schwindelt die Welt!
Hoch flattert, zu trinken den Sonnenstrahl,
Hoch flattert des Aethers Gezelt.
Der Becher wandle herum,
Rund um!
Im gold'nen Himmelssaal,
In der Hohen, Unsterblichen Kreis!
Ewig ist Zevs!
Dem Zevs,
Ihm weihet den größten Pokal!

* * *

Kronos.

Aus tiefem Kerker, mit verhalt'nem Grimme,
Hebt sich des alten Kronos Stimme.
In Fesseln hat sein Kind, das Leben, ihn gelegt!
Soll in des Tartarus von Euch vergeßnen Klüften
Er nie die Brust zu einer Klage lüften,
Der Atlas, der Euch Zeitgeschlechter alle trägt?
Weh Euch, wenn freier einst mein Riesenfittich schlägt!

Ihr trunknen Thoren! Kurz brennt des Olympus Licht!
Vergeßt der alten ersten Götterwesen nicht.
Lebensgötter, stolze, nichtige Gehirne,
Zähltet Ihr sie je, die Runzeln meiner Stirne?
Weh Euch, wenn dereinst, in Mitternacht gehüllt,
Sich mein Antlitz mit der letzten Falte füllt,
Sich mein letztes Sehnen stillt,
Wenn mit Euch und meiner Habe
Ich mich in den bodenlosen Schlund begrabe!
Hört des alten Uranus,
Hört des ew'gen Schicksals Schluß!

Choral aus der Ferne.

Des Lebens Gestalten wechseln, vergehen,
Sein Uebermuth kann nicht bestehen!
Was Endlich ist, muß untergehen!

Kronos.

Als ich gegen der Ewigkeit
Ueberwallende Seligkeit
Meine Sichel schwang,
Und den Lauf gemeßner Zeit
Vom Vater empörend erzwang:
Da ward das Leben dem Tode geweiht
Zu wechselndem Untergang!

Da ward dem Leben ein Wiegengesang,
Der als Fluch erklang.

Choral.

Des Lebens Gestalten wechseln, vergehen,
Sein Uebermuth kann nicht bestehen!
Was Endlich ist, muß untergehen!

Themis.

Bleich schweigt der Fürsten Kreis, der jubelnd noch gezecht!
Der alte Spruch weissagt das Recht!
Der Lebensgötter Reich,
In anderm Maaße der Zeit, ist gleich
Der Sterblichen Geschlecht!

Prometheus.

Mutter! sag' ihm, der mich an den Fels geschmiedet,
Daß unten Gräßliches in des Chaos Kesseln siedet!

Chor der Titanen (dumpf beginnend aus der Ferne).

Den Olymp hinan, den Olymp hinan!
Schafft eine Bahn!
Brenn' auf, o Typhon, den Vulkan!
Erdbeben, komm', auf Felsen
Gebirge zu wälzen!

Demeter.

Wehe!
Jammerschauspiel, das ich seh'!
Mehr denn dein Raub! Tochter Persefone!
Meiner grünwogenden Aehrengefilden Wehe!
Streut' ich den Saamen nur aus, daß ewig er vergehe?

Titanen.

In der Sturmnacht schwur es der Erdmacht Brut.
In der Freiheit ist des Daseyns Gut.
Zertrümmert die Burg der Weltgesetze.
Zerschlagt das eiserne Firmament:
Daß jedes Element
In Aufruhr sich, in jubelnder Willkühr letze!
Die ehernen Tafeln, brecht sie entzwei!

Ganzer Chor.

Der Kräfte Schwarm, sey ewig frei!

Charitinnen.

Wehe!
Daß Afrodite die Welt in Feuer
Nicht sehe!
Haltet ihr vor des Meeres grünen Schleier!
Verschlungen um sie, Ihr Schwestern, Hand in Hand!
Ihr vor ein ambrosisch Gewand!

Titanen.

Hervor,
Tyrannen, aus der letzten Pforte,
Tyrannen, aus dem Zufluchtsorte!
Hervor!
Zur Schlacht heraus, zur Schlacht in den versengten Feldern!
Bald bricht des Schlosses letztes Thor,
Gestürmt von entwurzelten Wäldern!

Wechselchöre der Olympier.

Im Zorn erhebt sich Zevs! Hoch, einsam steht
Weit blickend, fest er auf dem Throne der Majestät!
Es zittern alle Göttersitze.
In stummen Ernst wirft Zevs die Blitze!
Die Wolkennächte herunter in prasselndem Fall
Stürzt der donnernde Wiederhall!
Soll sich vernichten das All?
Titanen stürzen hinab zu tausend!
Neue Titanen zu tausend,
Giftschäumend, sturmbrausend,
In Schwärmen,
Felsenstück in hundert Armen,
Ersteigen den Wall!

Ares. Herakles.

Götter, auf, zum letzten Werke!
Götter, auf, mit aller Stärke!

Stimmen im Olymp sich durchkreuzend.

Apollon spannt den Bogen, der nicht fehlt!
Allsehender, wie schnell vergiften deine Pfeile!
Herakles, deine Keule
Trifft, wo sie Opfer wählt!
Pallas du, in spiegelhellem Stahl,
Lenk' Aegis, Speer und Schlacht mit der Weisheit Wahl!
Bacchus! schrecklicher Thyrsus-Schwinger,
Weltbesieger, Herzdurchdringer!
Bändige du der Riesen — ach stolz schon jubelnd Chor!
Seht, den letzten Wall, sie steigen ihn empor!

Titanen.

Triumf! die Fessel der Welt zerreißt!
Die Himmelspforte springt! In der Freiheit wohnet der Geist.

Olympische Stimmen.

Ares rädert Riesen unter seinen Rossen!
Hefästos und seine Genossen
Arbeiten gegen die Falangen unverdrossen!

Cyclopen vor!
Stemmet gegen das wankende Thor.

Göttinnen. Halbchöre.

Wehe! Wehe! die Götter ermatten!
Das Leben schwindet, zerrinnt in Schatten,
Das sich in süßer Seligkeit vergaß.
Wie welke Blüthe sinkt des Lebens schönes Maaß! ...
Wenn dereinst erstarrt zu todten Götzenbildern,
Die halbzertrümmert, matt, wie Traum, das Leben schildern,
Diese Götter hier in ihren Himmeln schweigen:
Wird dem All sich noch ein Retter zeigen?

Chor himmlischer Kinder, Eros Gefolg aus der Ferne.

Freude! Freude! Ew'ge Wonne!

Götter.

Sammelt Euch zum letzten Werke!

Titanen.

Mutter Nacht, lösch' aus die Sonne!
Laß das Chaos wiederkehren!

Göttinnen.

Kämpf', o ganzer Olymp, den Rasenden zu wehren!
Laß nicht schwinden die letzte Stärke!

Chor himmlischer Kinder (nahend).

Frieden, Freude! Sel'ge Freude
Aller Welt,
Ueber'm, unter'm Sternenzelt.
Wir verkünden große Freude,
Wiederfahren aller Welt!
Auch der Tartarus,
Das Gestad am Höllenfluß
Liegt vom Blick der Gnad' erhellt!
Wir verkünden sel'ge Freude,
Wiederfahren aller Welt!

I. Halbchor.

Für die Ewigkeit geboren,
Nahet des Olympus Thoren,
Benedeiht der Ewigkeiten Held!
Freude! Frieden! aller Welt!

II. Halbchor.

Schlacht und Hader ist geschlichtet!
Uebermuth, wie Frechheit, ist vernichtet,
Das All von dem, der es versöhnt, gerichtet.

Ganzer Chor.

Das All von dem, der es versöhnt, gerichtet.

Böser Kampf, du Traum voll Angst, bist mild entschieden!
Liebe, Freiheit, allen Wonn' und ew'gen Frieden!

Wechselstimmen aus Eros Gefolg.

Voll eiteln Hochmuths, wonnetrunken,
Durch dich selbst warst du, Olymp, gesunken!
Es lag die niedere Welt in fesselschwerem Licht,
Und die Tyrannei von oben,
Im Schleier, fein aus Heuchelei gewoben,
Erkannte Recht und eig'ne Pflichten nicht.
Klugheit diente nur dem Uebermuthe,
Der Künste bunter Schwarm dem üppigheißen Blute.
Da machte sich des Aufruhrs Hydra zischend auf,
Und Typon nahm, ein strafend Feuerbild am Himmel,
Im rasenden Getümmel
Empor den niegeahnten Lauf!
Des Schicksals Sturm trug ihn bis zu den Thoren
Der letzten Götterburg empor.
Der unvergänglich oft geträumte Götterchor
War ohne Reinigung und Sühnungen verloren!

Ganzer Chor.

Also stand uraltes Wort von Ewigkeit,
Im Buche dessen profezeiht,
Für den das Gestern ist, das Morgen ist, wie heut!

Wechselstimmen aus Eros Gefolg.

Aber Hülfe war der Welt bereit,
Der Retter für das All geboren,
Seit zu vernichten des Himmels Seligkeit
Sich Kronos mit der Brut der Endlichkeit verschworen!
Die Welt war den Erinnyen geweiht!
Da hat er sich ein himmlisch Opfer selbst erkoren!
Und er verließ sein selig Vaterland!
Der Gott der Liebe ward in enger Zeit geboren.

Chor.

Der Gott der Liebe ward in enger Zeit geboren.

Wechselstimmen aus Eros Gefolg.

Und hat in Kindesgestalt an Euch sich selber gesandt,
Und hielt sich an der Schönheit äußeres Gewand!
Bis er zum Jüngling reif, einst nah am Erdenstaube
Sein Ebenbild die schwergeprüfte Psyche fand,
Die Himmlische in irdischem Gewand.
Empor zum höchsten Gott trug sie ihr reiner Glaube!
Und Psyche schwebt vermählt mit Eros Hand in Hand.
Auch Typhon, seht, der Zeit verführerische Schlange
Hat der Frechheit nun genug.

Erwartet in Verzuckung, stumm und bange
Am Rande vor dem bodenlosen Schlunde
Hingestreckt, aus ew'ger Liebe Munde
Seinen Richterspruch.

Eros.

Ew'ge Liebe kennt nicht ew'gen Fluch!
Der Gottheit neuer Bund, Ihr Götter, ladet Euch
In Demuth zu der Kinder Himmelreich!

Chor himmlischer Kinder.

Der Gottheit neuer Bund, Ihr Götter, ladet Euch
In Demuth zu der Kinder Himmelreich!

Schlußchor.

Uebermuth kann nicht bestehen,
Leben und Gestalt vergehen!
Endliches muß untergehen!
Das Meer zerrinnt, der Sonnen Ozean zerstäubt.
Sie allein in heil'ger Stille,
Der Zeiten und der Ewigkeiten Fülle,
Die Liebe bleibt! —

Choral (Nachhall).

Die Lieb' allein, sie bleibt!

X.

Die schwarze Spinne.

Volksmährchen

von

A. F. E. Langbein.

In einem Walde, dessen Gränzbäume so nahe vor dem Thore eines Städtchens standen, als ob sie hinein schreiten wollten, hörte man vor alten Zeiten einmal drei Nächte hinter einander ein furchtbares Geheul. Martha, die betagte Haushälterin des Försters Rudolph, der im Walde wohnte, trat ihrem Herrn, der während der Zeit auf einer fernen Jagd gewesen war, mit Wehklagen über die ausgestandene Angst entgegen, als er in der Dämmerung des vierten Tages zurück kam. „Was wird's seyn!" sagte der beherzte Jüngling. „Höchstens ein Wolf oder ein anderes Raubthier, das sich in unsern Wald verirrt hat. Ich werd's morgen aufsuchen und, so Gott will, erlegen."

Als er sein Gewehr aufgehangen und Martha's umständlichen Bericht über einige Vorfälle in seiner kleinen Wirthschaft angehört hatte, griff er wieder nach dem Hute, um einen Gang in die Stadt zu thun. Die Alte, die nicht gern allein bleiben

wollte, murrte darüber. „Sey ruhig, Mütterlein!“ sagte Rudolph. „Ich sah Lenoren vier Täge nicht, und sie erwartet mich heute; aber ich komme bald wieder. Laß indessen heulen, was heulen will. Das Haus ist wohl verwahrt, und du bist von treuen Hunden beschützt.“

Lenore, die Tochter des Gewürzkrämers Peter Griffling, der nahe bei dem Thore sein Lädchen hatte, flog freudig vom Spinnrade dem Geliebten entgegen. Indem sie sich herzlich begrüßten, und in diesem Augenblicke für nichts Anderes Augen und Ohren hatten, trat die kleine, runde Gestalt des Vaters unbemerkt in die Stube, schlich leise heran, und betastete Rudolphs Jagdtasche, um ihren Inhalt zu erforschen. Da sie reichlich gefüllt war, bekam er Lust zum Scherzen, winkte der Tochter, die seiner jetzt ansichtig ward, ihn nicht zu verrathen, streckte seine kurzen Arme so hoch als möglich, und bedeckte Rudolphs Augen mit beiden Händen. Der Gefangene rang sich behende los, und that dem alten Männlein den Gefallen, über das Späßchen weidlich zu lachen.

„Nun, legt Eure Tasche ab, und nehmt Platz!“ sagte Herr Peter, um die Auslieferung der Küchengeschenke zu beschleunigen. Rudolph, den Wink

verstehend, langte einen Hasen, nebst einigen Rebhühnern und Schnepfen hervor. „Ach! so seh' ich doch, daß Ihr an mich gedacht habt!" jubelte der Krämer. „Gott vergelt's Euch!" Dabei wog er immer die Gaben nach einander in der Hand. Lenore wollte sie in die Speisekammer tragen. Aber freundlich, wie er immer war, wenn er ein Geschenk erhalten hatte, sprach er: „Laß nur, laß! ich will's selbst thun. Ihr junges Volk trennt Euch doch nicht gern von einander."

Als er zurück kam, begann er von dem Geheul im Walde zu sprechen, und führte weitläuftig alle Weiber und Kinder, die ihm, bei Gelegenheit eines Einkaufs in seinem Laden, davon erzählt hatten, als Zeugen an. Rudolph antwortete ihm, wie seiner Haushälterin: der Ruhestörer sey vermuthlich ein Wolf, den er morgen aufsuchen und schießen werde. „Hört," sagte Petermännchen, „wenn Isegrimm einen schönen Pelz hat, so bitt' ich mir ihn aus; ich kann ihn zum Winter brauchen." Lenore war im Stillen unzufrieden mit ihrem Vater, daß er nur seinen Vortheil im Auge hatte, und nicht die Gefahr einer Wolfsjagd bedachte. Sie äußerte ihre Besorgniß laut, und bat den jungen Mann, sein Vorhaben aufzugeben. Der Wolf,

meinte sie, werde den Forst von selbst wieder verlassen. „Potz Wischwasch!“ fiel der Vater hastig ein. „Rudolph muß ihn schießen; das ist seine Dienstpflicht! Und soll ich mich denn vergebens auf den Balg gefreut haben?“

Auf dem Heimwege hörte Rudolph mit eigenen Ohren das Geheul im Walde; es däuchte ihm aber weder die Stimme eines Wolfes noch andern Raubthiers. Er wußte sich die gräßlichen Töne, die sich nur tausend Schritte hinter seinem Wohnhause vernehmen ließen, nicht zu erklären. Verwegen, weil er waffenlos war, ging er ihnen in der nächtlichen Finsterniß nach. Sie führten ihn zur höchsten Tanne des Waldes, die Königstanne genannt, und sie selbst schien der Aufenthalt des heulenden Ungethüms zu seyn. Da sich in der stockdunkeln Nacht keine nähere Untersuchung anstellen ließ, begab er sich nach Hause, und lud für den folgenden Tag sein bestes Gewehr, ob ihm gleich ahnen wollte, daß ein schußfestes Wesen im Walde tobe, und daher für den künftigen Herrn Schwiegervater kein Winterpelz zu erbeuten seyn werde.

Mit Anbruch des Tages war er wieder bei der Königstanne, besah sie von unten bis oben, umging sie mehrmals, und entdeckte nichts. Indem er aber seinen Weg nach einer andern Waldgegend nehmen wollte, seufzt' es hinter ihm, und stöhnte seinen Namen. Rasch sich umsehend, fragt' er, wer ihn rufe. „Ein unglücklicher, in den Stamm dieses Baumes eingebannter Geist;" antwortete die Stimme, und bat kläglich um Erlösung. „Dazu weiß ich keinen Rath;" sagte Rudolph. „O, du kannst mir sehr leicht helfen!" sprach der Geist. „Siehst du nicht an der Nordseite des Stammes ein kleines, mit drei Kreuzen bezeichnetes Zäpflein? — Das zieh heraus, dann ist die Pforte meines Kerkers geöffnet, und ich bin dafür ewig dein Schuldner."

Rudolph fand das Zäpflein; aber die Sache war ihm bedenklich, und er nahm kein Blatt vor den Mund. „Ich hab' immer gehört," sprach er, „daß man nur böse Geister bannt; also wirst du wohl kein Engel seyn, und so ist es denn recht gut, daß du dich in enger Gewahrsam befindest."

„O, wie hart beurtheilst du mich!" ächzte der Geist. „Wird nicht die Unschuld auch unter euch Menschen oft grausam verfolgt? Und wär' es nicht ein falscher Schluß, wenn man Jeden, den ein mäch-

tiger Zwingherr in den Staub tritt, deshalb für einen Taugenichts halten wollte? — Ich, der kein Wasser trübt, fiel jüngst — ich weiß nicht warum — bei einem feindseligen Zauberer in Ungnade, und wie Arglist immer über Arglosigkeit siegt, so gelang es auch dem Bösewicht, mich in diese Falle zu locken. — Darum säume nicht, edler Weidmann, einen Unterdrückten zu retten."

Rudolph ließ sich bewegen, zog das Zäpflein heraus, und trat einige Schritte zurück, um zu sehen, was für ein Wesen erscheinen werde. Da haspelte sich eine ungewöhnlich große pechschwarze Spinne, mit acht blitzenden Augen, aus der Höhle hervor, kroch am Stamme des Baumes herab, wandelte ein Paar Spannen weit unten im Moose fort, und plötzlich verschwand sie. Aber, wie man eine Hand umkehrt, that sich an derselben Stelle die Erde auf, ein langer, dürrer Mann, mit spitzem Kinn, krummer Nase und kleinen, schielenden Augen, stieg hervor, grins'te den Jäger freundlich an, lüftete seinen mit Gold verbrämten Federhut ein wenig, und sagte vornehm: „Ich danke." — Er trug einen feuerrothen Mantel, mit dem er sich gleich bei seiner Ankunft viel zu schaffen machte, um ihn in Ordnung zu bringen, und einen gewissen Uebelstand damit zu

verbergen; doch die Hülle war ein wenig zu kurz, und je mehr er sie über einander schlug, desto sichtlicher ward es, daß er Bockfüße hatte.

Rudolph entsetzte sich nicht; er hatte Muth, es mit dem argen Wichte aufzunehmen; aber es verdroß ihn, daß sich der Lügner so weiß gebrannt hatte. Darum sprach er mürrisch: „Seyd Ihr die schwarze Spinne, die dort im Baume steckte?"

„Ja!" sagte der Bockfüßler mit frechem Lachen. „Es war eine spaßhafte Verwandlung!"

„Hätt' ich das gewußt," versetzte Rudolph, „so wär' ich kein Thor gewesen, Euch heraus zu lassen."

„Daß doch in Eurer elenden Welt immer das Kleid den Mann macht!" rief Jener. „Du würdest mir höflicher begegnen, hätte mir nicht mein verdammter Schneider den Mantel so kurz geschnitten, und ein Paar Ellen Tuch in seine Hölle geworfen. Aber ich werd' ihn dafür in die meinige holen. — Uebrigens war die Mühe, die du meinetwegen hattest, sehr unbedeutend, und ich verlange sie nicht umsonst. Womit kann ich dienen? Beliebt dir ein Scheffelsack voll Dukaten? — Soll ich dein Gewehr zurüsten, daß es nie einen Fehlschuß thut? — Oder willst du wissen, wie man Holzdiebe fest macht, daß

sie, indem sie einen Baum umhauen wollen, mit der Axt in der Luft, erstarren und versteinern, bis du kommst, und sie wieder lebendig prügelst? — Das Alles sind brauchbare Dinge für dich. Sprich nur, was begehrst du?"

„Nichts, gar nichts! Ich bin mit dem, was ich habe, zufrieden."

„Du bist der erste Mensch, den ich so sprechen höre. Der Glücklichste will immer noch glücklicher werden. Könige beginnen Krieg, um mehr Land zu erobern; der Reiche wuchert, damit sein Goldberg täglich wachse; und wer zehn Orden hat, möchte gern den gestirnten Himmel seines Kleides mit zwanzig Sternen erleuchtet sehn. — Nur du, der doch gar nicht im Schooße des Glücks zu sitzen scheint, nur du bist zufrieden! — Hast du vielleicht heimliche Schätze? Oder macht dich die Liebe so genügsam? — Ha! du wirst roth; ich hab's getroffen!" —

Indem Meister Valant so sprach, schimmerte von fern eine weiße Gestalt durch die Bäume. Es war Lenore, die sich, von Angst gedrängt, aus dem Hause geschlichen hatte, um zu sehen, ob dem geliebten Wolfsjäger ein Unglück begegnet sey. Er ging ihr rasch entgegen, damit sie nicht, näher kommend, den Rothmantel und sein garstiges Fußwerk

erblicken sollte. Dies entging zwar glücklich ihren Augen; doch ihn selbst hatte sie bemerkt, und fragte, wer er sey. Rudolph gab ihn für einen reichen Holzhändler aus, der mit ihm habe Geschäfte machen wollen. „Und wie lief die Wolfsjagd ab?" fragte sie weiter. „Sehr schlecht!" antwortete Rudolph. „Isegrimm mag erfahren haben, daß sein Pelz deinem Vater in's Auge sticht; drum hat er sich aus dem Staube gemacht."

Mit diesen Nothlügen gab er dem Mädchen das Geleit nach der Stadt. Der Rothmantel schlich ihnen von weitem nach, und zog sich erst am Thore wieder zurück, als er ihren Eingang in's väterliche Haus beobachtet hatte.

Acht Tage darauf kam ein fremder, junger Herr, der, schlank eingeknöpft in einen Reitrock von grünem Sammt, auf einem prächtigen Pferde saß, sich aber ängstlich an den Sattelknopf hielt, zum Thore herein, stieg vor Herrn Peters Hause ab, übergab seinen Schimmel einem stark vergoldeten Reitknechte, und sprang mit gleichen Füßen in den Würzladen. Herr Peter, der eben eine hoch gestellte Schachtel herab holte, erschrak über den Glanz der blitzschnellen

Erscheinung, glitt auf der Leiter aus, verschüttete das Gewürz, zerriß sich den Schlafrock, und kam noch zum Glück auf den Ladentisch zu sitzen, wo er freilich ein da liegendes Hundert thönerne Tabakspfeifen zermalmte. Er machte sich aber schnell wieder auf die Füße, warf die Nachtmütze vom Kopfe, und fragte mit Ehrfurcht, was zu Befehl stehe. Der sammtene Herr, dessen lange, knöcherne Finger mit Ringen von allen Farben bedeckt waren, setzte eine ungeheuer große goldene Schnupfdose auf den Tisch, und bat in einem etwas gemeinen Sprachtone, sie mit dem besten vorhandenen Tabak zu füllen. „Ehe wir aber Eins in's Andere reden," fuhr er fort, „berechnet mir, guter Freund, den Schaden, den ich vorhin anrichtete, da ich, nach meiner lebhaften Art, holter polter in den Laden herein sprang."

„O, wie billig denkend und gnädig!" rief der vergnügte Krämer. „Doch, wenn ich unterthänig bitten darf, keine Rechnung! Herrschaften zahlen nach Belieben."

„Alter Fuchs!" sagte der Grüne. „Ihr wißt schon, daß Ihr dabei nicht zu kurz kommt!" Mit diesem feinen Scherze zog er einen schweren Beutel hervor, und warf ein Dutzend Dukaten auf den

Tisch, als ob es Rechenpfennige wären. Herr Peter, bis zu Thränen gerührt, ergriff die wohlthätige Hand, und küßte sie mit Inbrunst.

Indessen kam Lenore, erschrak über die Pfeifentrümmer, und übersah darüber ganz den vornehmen Kundmann. „Ah! welche Sonne geht auf!" rief dieser. „Ist das Euer Töchterlein, alter Herr?"

„Zu hohem Befehl, Ew. Durchlaucht!"

„Das schöne Kind steht mir also zu Befehl?" versetzte lachend der Prinz. „Guten Morgen, mein Liebchen!"

Er fuhr ihr mit der Hand nach dem Gesichte, um sie in die Backen zu kneipen. Aber sie entzog sich der plumpen Liebkosung; und schamroth über des Vaters zweideutige Höflichkeit, die dazu Veranlassung gab, floh sie aus dem Laden. Grimmig sah ihr der Alte nach, und bat den verschmähten Buhler de- und wehmüthig, ihre kleinstädtische Blödigkeit nicht in Ungnaden aufzunehmen. Der großmüthige Herr lächelte verzeihend, bezahlte die Füllung seiner Dose mit drei Dukaten, und nahm Abschied. Petermännchen sprang mit Lebensgefahr über den Tisch, um ihn zu begleiten, hielt ihm den Steigbügel, und erwartete nur einen Wink, ihm beim Aufsitzen den

Bock zu stehen. Doch, ohne Begehren des lebendigen Fußschämels, half sich der Prinz, wiewohl sehr ungelenk, auf sein hohes Roß, und ritt nach dem Gasthofe. Der Krämer sah an den Thüren und Fenstern seiner Nachbarn forschend umher, ob man den stattlichen Kunden bemerkt habe; und da er überall große Augen wahrnahm, ging er mit stolzen Schritten in sein Gewölbe zurück.

Hier fand er Lenoren, mit Wegräumung des Pfeifenschuttes beschäftigt. „O du Gans!" fuhr er sie an: „wie dumm fährtest du dich vorhin auf! Hätt'st dir's für eine Ehre schätzen sollen, daß ein großer Herr, der mir umsonst und um nichts eine Mandel Dukaten schenkte, mit dir tändeln und liebäugeln wollte. Ja, wär's nur ein anderer Grünrock gewesen! Dem groben Tuche läufst du nach, und vor dem Sammt, dem feinsten Sammt, nimmst du Reißaus. O du Gans, du Hauptgans! Wer weiß denn, was sich angesponnen hätte? Gibt's nicht Beispiele, daß sich Fürsten mit Bürgerstöchtern vermählten? — Gott! zu was für einem Manne konnt' ich noch in meinen alten Tagen aufwachsen! Und was werd' ich nun? — Von Gottes Gnaden Schwiegervater eines armen Schlukkers!" —

Indem er so schalt, sammelte das gute Mädchen, still duldend, die zerbrochenen Pfeifen, und entfernte sich mit naſſen Augen.

Um sich von seiner Aergerniß auf eine angenehme Weise zu erholen, besah der Harpax die schönen Dukaten, legte sie auf die Goldwage, fand sie alle mehr als vollwichtig, und küßte dafür einen nach dem andern. Er prüfte eben den letzten, als sein hoher Wohlthäter plötzlich wieder in den Laden herein schoß, und ihm, da die Dukaten und die Wage nicht schnell genug versteckt werden konnten, scheltend zurief: „Was macht Ihr da? Einem geschenkten Gaule muß man nicht in's Maul sehen.“ — Aber sogleich wieder gut gelaunt, beklagte er sich in einem vertraulichen Tone, daß im Gasthofe kein anständiger Bissen für einen Mann seines Standes zu haben sey. „Bedenkt,“ sprach er, „man wollte mich, den kaum der beste französische Koch befriedigen kann, mit einem Häring abspeisen.“ —

„Ha, ha, ha! mit einem Schneiderkarpfen!“ — rief Herr Peter.

Der Grüne ward roth, und mitten im Laden, wo die beiden Sprechenden allein waren, erscholl ein

wildes Gelächter. „Wer lachte da?“ sagte der Krämer bestürzt. „Gelacht hätte jemand?“ versetzte der Sammtrock. „Es muß wohl auf der Gasse gewesen seyn.“

Herr Peter schüttelte bedenklich den Kopf, schlug sich aber die Sache schnell aus dem Sinne, weil sein Dichten und Trachten jetzt darauf gerichtet war, dem Fremden noch mehr Dukaten abzulocken. In dieser Absicht erbot er sich, ihm binnen zwei Stunden mit einer leidlichen Mahlzeit aufzuwarten. Der Sammtrock, der die Armseligkeit des Gasthofes vorsätzlich übertrieben hatte, um mit Lenoren zu speisen, nahm die erwünschte Einladung huldvoll an.

Als er mit dem Versprechen, zu rechter Zeit wieder zu kommen, in den Gasthof zurückgegangen war, lief Petermännchen zu seiner Hausehre, verkündigte ihr den hohen Gast, und bat sie um Gottes Willen, sich zu tummeln. Sie erschrak über die Anmeldung, weil sie dem Förster gewogen war, und schon die Schwindelgedanken ihres Eheherrn, der Schwiegervater eines Fürsten zu werden, von Lenoren erfahren hatte. Doch, den Hausfrieden liebend, setzte sie sich ohne Widerspruch in Bewegung, das Beste aufzutischen, was Küche und Keller vermochte. Indessen fegte Herr Peter eigen-

händig mit Besemen das Haus, wusch das Silberwerk, putzte die Messer, deckte den Tisch, und zündete Räucherkerzchen an. Lenore wollte ihn dieser unmännlichen Geschäfte überheben; er jagte sie aber in ihr Kämmerlein, mit dem Befehl, ihre besten Kleider anzulegen.

Zur Tischnachbarschaft des Sammtrocks gezwungen, mußte sie, von des Vaters drohenden Blicken bewacht, die widerlichen Schmeicheleien und Liebeleien des albernen Menschen geduldig ertragen. Er betheuerte: er habe alle Höfe von Europa besucht, aber nirgends eine Prinzessin gefunden, die mit ihr an Schönheit zu vergleichen sey. „Horch, horch!" rief der Vater schmunzelnd: „Aber Ew. Königliche Hoheit sagen damit wohl zu viel!" — „Nein, nein!" entgegnete der Gast: „Doch Ihr, mein Freund, betitelt mich zu hoch. Ich bin nicht Fürst, bin nur Graf — der Erbgraf von Hahnenfeld — und ich preise mich glücklich, daß ich kein Kronprinz bin: denn als solcher könnt' ich mich nicht nach meiner Neigung vermählen. Aber mein gnädiger Vater, der regierende Graf, läßt mir darin freie Hand. Er ist überhaupt ein lieber, herrlicher Mann. Ihr sollt ihn kennen lernen. Seine Grafschaft liegt zwar über hundert Meilen von hier; er befindet sich aber

jetzt auf einer Reise, die ihn durch dieses Städtchen führt, und ich bin eben im Begriff, ihm entgegen zu reiten. Heute über acht Tage treffen wir mit einander hier ein, und speisen Mittags bei Euch, wenn sich Mütterchen der Mühe unterziehen will, die Küche für uns zu bestellen."

„Mit tausend Freuden!" rief Petermännchen hastig, in ihrem Namen. Sie mußte sich denn auch bereitwillig stellen; doch äußerte sie Besorgniß, daß der regierende Herr Graf mit ihrer geringen Bewirthung nicht zufrieden seyn würde. „Macht Euch kein Bedenken, liebes Frauchen!" versetzte der Erbgraf. „Ihr bewieset mir schon heute, wie meisterlich Ihr die Kochkunst versteht. Es schmeckte mir in meinem Leben nicht so gut, als an Eurem Tische, ungeachtet mein Vater dem Könige von Frankreich zwei seiner trefflichsten Köche abspänstig gemacht hat, und eine Tafel führt, wie kein Fürst in der Welt. Dennoch wird er sich gewiß auch recht dick hier essen, der alte Herr. Er liebt zur Abwechselung tüchtige Hausmannskost, und sie wird ihm doppelt behagen, wenn Ihr ihm Gesellschaft dazu bittet. Ladet auf seine Kosten die Vornehmsten der Stadt zum Mittagsmahl ein, damit sie mit eigenen Augen sehen, wie Grafen Euch schätzen. Auch kann's wohl geschehen,

daß Euch mein Vater etwa nach der Tafel einen gewissen ehrenvollen Antrag thut, den die mundaufsperrenden Zeugen, wie ein Lauffeuer, durch die Stadt verbreiten werden, wodurch Euch denn die Mühe der öffentlichen Bekanntmachung erspart wird." —

Er schielte Lenoren zärtlich an; sie schlug, betrübt über den ihr bevorstehenden Kampf, die Augen nieder; der Vater aber wußte sich vor Freude und Stolz nicht zu lassen. Als ihm vollends der Erbgraf beim Abschiede die genossene Mahlzeit mit funfzig Dukaten bezahlte, fuhr ihm ein solcher Nagel in den Kopf, daß kein Auskommen mehr mit ihm war. Er hatte noch Tages zuvor, bei der damaligen wohlfeilen Zeit, sehr gern für einen Pfennig Gewürz verkauft, und dabei, mit einem Griff an die Mütze, um fernern Zuspruch gebeten: nun aber trieb er alle Pfennigkunden mit Spott aus dem Laden, und gab auf der Stelle ein Gesetz, daß sich künftig niemand mehr unterfangen solle, ihn wegen solcher Kleinigkeiten in seiner Ruhe zu stören.

Noch patziger war er gegen den Förster, der Abends zum Besuch kam. „Hört," sprach er, „Ihr habt ein Auge auf meine Tochter; aber höhere Blicke wenden sich nach ihr, und sie ist nicht geboren,

in Eurer Waldhütte zu versauern. Betretet daher, als Liebhaber und Freier, meine Schwelle nicht mehr! Uebrigens bin ich Euer Freund, und bleib' Euch gewogen." Rudolph erstarrte; indem aber der alte Uebermüthler den Rücken wandte, drückte Lenore dem bestürzten Jüngling die Hand, und sagte ihm in's Ohr: „Dein bis in den Tod!" — Da ging er getröstet von dannen.

Die eingeladenen Großen der Stadt waren bereits in ihren Feierkleidern zum Schmause versammelt, als ein sechsspänniger Wagen vorfuhr. Die Grafen von Hahnenfeld saßen darin. Herr Peter, der schon lange auf der Lauer gestanden hatte, riß den Wagenschlag auf, und wollte den regierenden Herrn heraus langen. „Das geht mit Seiner Hochgräflichen Gnaden nicht so schnell!" sagte ein Bedienter, indem er ein zierliches Fußbänkchen unter den Tritt setzte. Jetzt bewegte der Graf seine wunderlich bekleideten Füße heraus. Er trug rothe Halbstiefeln, vorn mit einer ellenlangen silbernen, aufwärts gekrümmten Spitze, auf welcher ein goldener Hahn, in der Stellung eines krähenden, mit ausgebreitetem Flügel und offenem Schnabel, stand.

Diese Fußrüstung, die allenfalls bei einem Faustkampfe, wie ein Kosakenspieß, brauchbar gewesen wäre, schien zum Gehen nicht bequem. Der Graf humpelte, von zwei Bedienten unterstützt, gar mühsam aus dem Wagen in's Haus.

Die demüthigen Kleinstädter bückten sich unmäßig tief und lange vor dem anwackelnden regierenden Herrn, den jetzt, wie manchen andern Regenten, seine Diener regierten. Als sich die gebeugten Kriechlinge nach und nach, wie vernünftige Menschen, wieder aufgerichtet hatten, sahen sie starr auf die gewappneten Füße. Der Graf, das bemerkend, sagte lächelnd: „Wundern sich die Herren, daß ich auf einem so großen Fuße lebe? — Es ist die neueste französische Mode, oder vielmehr die Auferstehung einer alten, die schon seit Jahrhunderten begraben und vergessen war. Als ich mich vor zwei Monaten am französischen Hofe befand, hatte sie der König eben wieder vom Tod' erweckt: er erschien mit Schnabelschuhen, die volle zwei Ellen lang waren. Ich scherzte mit Seiner Majestät darüber. Ist es nicht genug, sagt' ich, daß Könige lange Hände haben? Wollen sie auch mit den Füßen herrschen und erobern? — Nein, lieber Graf! antwortete Seine Majestät, und klopfte mich auf die Achsel: Wir brauchen

nur dazu einen großen Fuß, damit die Länder, die wir darunter bringen, kein Platz haben. — Aber, wie man den Königen immer nachäfft, so thaten's auch die Pariser Hofschranzen, obwohl dergleichen Männlein keine Länder unter den Fuß bringen können, sondern sich mit Eroberung eines günstigen Monarchen- oder Frauenblicks begnügen müssen. Sie storchten nach wenigen Tagen insgesammt mit Riesenschuhen herum, und die meisten trugen vorn an der Spitze klingende Schellen, die sich besser an ihre Kappen geschickt hätten. — Der König neckte mich so lange, bis ich mir endlich selbst den Narrentand anschaffte. Ich ließ, statt der gar zu geckenhaften Schellen, mein Wappenbild, den Hahn, darauf setzen, und er ist auch nicht stumm; das sollen die Herren gleich hören." — Die hohe Person beugte sich jetzt zu den Hähnen hinab, berührte sie mit dem Zeigefinger, und sie krähten, wie lebendig, und schlugen dazu mit den Flügeln. Den Anwesenden grieselte die Haut. „Seht, meine Herren," sagten Hochdieselben, „das ist ein französisches Kunstwerk! Das macht mir einmal in Deutschland nach!"

Eben trat der Stadtpfarrer, der sich etwas verspätet hatte, in seiner Amtskleidung herein. Der Graf schnitt ihm, zum Dank für seine ehrerbietige

Verbeugung, ein zorniges Affengesicht, und bediente sich, wie von einer Uebelkeit angewandelt, seines Riechfläschchens. Der Anfall ging indessen vorüber. Als jedoch, nachdem die Suppe aufgetragen war, der Pfarrer das Tischgebet zu sprechen begann, schien dem Grafen von neuem unwohl zu werden: er verzerrte das Gesicht noch häßlicher, als zuvor, hinkte an's Fenster, riß es auf, steckte den Kopf hinaus, und zog ihn nicht eher wieder zurück, bis der Pfarrer das Gebet vollendet hatte. Der Wirth nöthigte nun den erhabenen Gast, der wieder mit ruhiger Miene vom Fenster zurück kam, an die Oberstelle der Tafel, und wollte ihm den Geistlichen, als den vornehmsten der einheimischen Gäste, an die Seite setzen; allein der regierende Herr, dem diese Anordnung nicht beliebte, spielte ohne Umstände, wiewohl er sich auf einem fremden Gebiete befand, den Regenten: er faßte mit der einen Hand seinen Sohn, mit der andern Lenoren, und zog sie links und rechts auf die Stühle neben sich nieder.

Es war sonderbar, daß der Erbgraf, der acht Tage zuvor eine sehr geläufige Zunge besaß, und das gute Vernehmen mit seinem Vater rühmte, jetzt in Gegenwart desselben stumm, scheu und blöde war, als ob er nicht drei zählen könnte. Desto besseres

Mundwerk hatte der regierende Herr. Nur ließ er sich meistens mit so seltsamen Meinungen heraus, daß ihm die ganze Tischgesellschaft hitzig widersprochen haben würde, wenn nicht sein Rang den zaghaften Spießbürgern ein Schloß vor den Mund gelegt hätte.

Als unter andern die Rede davon war, daß man einen nahen Krieg befürchte, rief der erlauchte Herr: „Ei, was befürchten! Der Krieg ist eine fröhliche Menschenjagd, eine wahre Fürstenlust! — Und seht Ihr nicht seine Nothwendigkeit ein? Die Menschen wachsen wie Unkraut, und würden bald keinen Raum mehr auf der Erde haben, wenn nicht des wohlthätigen Kriegsgottes eiserne Faust von Zeit zu Zeit den lebendigen Ueberfluß unter die Erde schaffte.“

Eben so wundersam waren seine Aussprüche, als man nachher über die damalige Theuerung klagte, und die Kornwucherer verwünschte. „Scheltet mir die wackern Leute nicht!“ fiel er dem Sprecher in's Wort. „Es sind unentbehrliche Frohnvögte, die das träge Menschengeschlecht mit der Geißel des Hungers zur Thätigkeit treiben. Besonders sind wir Großen ihnen Dank schuldig. Sie sorgen dafür, daß wir

uns nicht selbst die Schuhe putzen müssen: denn wer würde für Andere knechten und arbeiten, wenn er sich täglich für ein Paar Heller satt essen könnte? — Darum sollte man um jene verdienstvollen Männer eine allgemeine Landtrauer anlegen, wenn sie, bei plötzlichem Fallen der Getreidepreise, zum Strick greifen, und aus dem hänfenen Fenster heraus der Welt, der sie nicht mehr nützen können, Valet sagen."

Als der Nachtisch aufgesetzt wurde, lehnte sich der edle Herr gemächlich im Stuhle zurück, legte die Hände gefaltet auf die Brust, ließ die Daumen um einander herum spielen, und sagte: „Ich bin heute überaus heiter! Warum haben wir nicht Musik?"

„Ew. Hochgräfliche Gnaden verzeihen," antwortete der Wirth, damit ist's in unserm Neste gar schlecht bestellt. Wir haben nur drei Fiedler, deren wir überdies heute nicht habhaft werden könnten, sintemal sie bei einer großen Bauernhochzeit, die acht Tage dauert, mit ihren Cremoneser Geigen aufwarten. Wollten aber Ew. Gnaden geruhen, sich mit Zitherspiel und Gesang zu begnügen, so würde mein gegenwärtiger Herr Gevatter, der Kantor Ga-

briel, nicht ermangeln, sich unterthänig hören zu lassen."

Herr Gabriel, der dem bekannten Sprichworte: Cantores amant humores, nachgelebt und weidlich gezecht hatte, ward noch röther, als er schon war, und winkte dem Herrn Gevatter mit der Hand, ihn in Ruhe trinken zu lassen. Doch der Graf sagte „Also sitzt ein Namensvetter des berühmten Engels Gabriel mit uns zu Tische? — Nun, die Engel sind vortreffliche Sänger und Harfner; daher bin ich lüstern, den Herrn Kantor singen und spielen zu hören, weil er ohne Zweifel seinem Engelnamen keine Schande machen wird."

Der Kantor erhob sich vom Stuhle, und lallte mit schwerer Zunge: „Der erlauchte Herr denken zu günstig von meiner Wenigkeit. Ich bin leider ein Stümper, und bitte geziemend, mir den Beweis davon gnädig zu erlassen."

Da sprang Herr Peter hastig auf, trippelte hin zum Kantor, und sagt' ihm in's Ohr: „Gevatter, sperrt Euch doch nicht! Es kann Euch eine Hand voll Dukaten einbringen, und am Trunk sollt Ihr nichts einbüßen; Ihr könnt morgen zwei Flaschen Wertheimer gratis bei mir abholen lassen."

Das waren Bewegungsgründe, denen Herr Gabriel nicht widerstehen konnte. Er ging mit schwankenden Schritten nach Hause, holte seine Zither, und fragte bei der Rückkunft den Grafen: ob er ein ernstes oder scherzhaftes Lied befehle.

„Gebt uns ein lustiges Stück!“ sagte der Graf.

„Das vom zerbrochenen Satan, Herr Gevatter!“ schrie der fröhliche Wirth.

„Vom zerbrochenen Satan?“ — rief der Graf, hell auflachend. „Das will ich hören!“

Der Zitherschläger sang, nach einem kurzen Vorspiele, folgende wilde Posse:

Als der Teufel herunter vom Himmel fiel,
Da ging er morsch entzwei.
Seine Glieder wurden der Winde Spiel,
Und flogen umher, wie Spreu.

Auf den Boden des Landes Hispania
Ward das Haupt vom Sturm gesä't.
Drum wuchs der Kürbis des Hochmuths allda,
Der ohne Verdienst sich bläht.

Die Brust und das schwarze Herz darin,
Die kamen in Welschland an Port:
Drum herrschet dort viel hämischer Sinn,
Und Rachgier und Meuchelmord.

Der Magen und Bauch, zusammen gesellt,
Erreichten in Deutschland ihr Ziel:
Drum schmauset man hier so gern, und hält
Auf volle Becher viel.

Die Beine drehten sich lang' im Ring',
Und endlich nach Frankreich hinein:
Drum ist der Franzos ein so regsames Ding,
Und kann nie ruhig seyn.

Nach Algier reis'te die eine Hand,
Die andre nach Tunis hin:
Drum sticht man dort, von Habsucht entbrannt,
In's Meer nach Raubgewinn.

Die Zunge, vom Teufel zerbissen vor Wuth,
Flog stückweis in alle Welt:
Drum schwärmt überall der Lügen Brut,
Und Wahrheit räumet das Feld.

Der regierende Herr wollte, während des Gesanges, immer vor Lachen bersten. „Das ist ein erzschnurriges Ding!" rief er am Ende. „Der Teufel selbst, wenn er hier wäre, würde sich darüber freuen; denn ungeachtet ihn das Lied unbarmherzig zerbröckelt, befindet er sich doch, nach den neuesten Nachrichten, im besten Wohlseyn."

Hierauf zog er einen schweren, mit Gold gefüllten Beutel aus der Tasche, legte ihn auf einen Teller, und sagte zu dem hinter seinem Stuhle stehenden Bedienten: „Bring' das dem wackern Sänger, zur Erkenntlichkeit für das mir gemachte Vergnügen." — Mit der feurigsten Dankbarkeit küßte der Beschenkte des hohen Gebers Hand und Kleid. „Nehmt fürlieb, mein Freund!" sagte der Graf. „Und sollt' es Euch über kurz oder lang hier nicht mehr gefallen, so kommt an meinen Hof, und seyd der Bestallung zum Tonmeister, mit gutem Gehalte, gewärtig."

Gleich nachher gab er durch Erhebung vom Stuhle das Zeichen zum allgemeinen Aufstande.

Nachdem man ihm die Mahlzeit mit den unterwürfigsten Bücklingen gesegnet hatte, führte er Lenoren und ihre Aeltern an ein Fenster, winkte seinem Sohne, und sagte: „Nun, Erbgräfchen, fädle deine Sache hübsch ein! Du verstehst ja das Einfädeln!" —

Aber der junge Herr schlug erröthend die Augen nieder, und geberdete sich eine Weile wie ein Dümmling, der nicht weiß, was er sagen soll. Endlich hob

er schwerfällig an: „Jungfer Lenore, die hellen Strahlen Eurer unvergleichlichen Schönheit, vereinbart mit Tugendzier, haben — machen —“ Da blieb er stecken, und rieb und wand die Hände so ängstlich, daß seine vielen Ringe hätten Feuer geben mögen.

„Du bist ja heute ganz verblüfft!“ sagte der regierende Herr. „Fängst da eine Salbaderei an, als hätte sie dir ein alter Schulmeister eingetrichtert, und auf Einmal stockt dir das Wort im Munde. So muß ich wohl selbst für dich sprechen.“ — Er that nun Lenoren, im Namen des Stummen, eine förmliche Liebeserklärung, versicherte seiner Seits, daß er, als zärtlicher Vater, die etwas starke Mißverbindung genehmigen wolle, und forderte zuletzt des Mädchens Aeltern auf, gleichfalls ihre Einwilligung zu ertheilen.

„O, wir Armen, wir Unwürdigen!“ sagte Herr Peter mit Freudenthränen: „wie könnten wir uns einen Augenblick bedenken, das hohe Glück, das unserer Tochter so herablassend geboten wird, mit unterthänigster Danknehmigkeit zu empfangen?“

Aber die Mutter sprach muthig: „Gleich und Gleich gesellt sich gern, gnädiger Herr, urd nur Gleich und Gleich ist mit einander zufrieden und glücklich.

Unsere Tochter liebt den jungen Förster, der draußen im Walde wohnt, und ich kenne ihr Gemüth, daß sie ihn um keinen Prinzen vertauschen würde. Was hat auch eine arme bürgerliche Dirne von einem vornehmen Gemahl zu erwarten? — Verachtung und Verstoßung, so bald die Röslein auf den Wangen verblüht sind; und sie verblühen so schnell, als die im Garten. Das ist denn kurze Freud' und langes Leid. Also verzeihen Hochdieselben, daß ich mich im Namen meiner Tochter, die zu furchtsam ist, frei von der Leber weg zu sprechen, für die ihr zugedachte Gnade höflich bedanke."

„Thörichte Frau!" schalt der Krämer, mit dem Fuße stampfend: „Du redest so einfältig, daß ich mich vor Seiner Hochgräflichen Gnaden deiner schäme." — Er wandte sich dann zu Lenoren: „Ich hoffe, du bist klüger, als dein Advokat. Sprich also selbst, ob du die Hand des jungen Reichsgrafen, der einst Land und Leute regiert, ausschlagen willst?"

„Ja, Vater!" sagte sie sanft, doch fest. „Ich gelobte Rudolphen ewige Liebe und Treue."

„Liebe hin, Treue her!" rief er wild. „Bei Lieb' und Treue kann man verhungern."

Der regierende Herr nickte Beifall.

„Ich befehle dir," tobte Jener fort, „als Vater und Hausherr befehl' ich dir, dem Jäger den Korb und dem Herrn Grafen das Jawort zu geben."

„Nein, eher ende mein Leben auf der Stelle!" seufzte Lenore, mit einem Blick gen Himmel.

„Nun, so ruf' ich denn alle Häupter der Stadt, die mit Erstaunen um mich her stehen, zu Zeugen an, daß ich eine erzungehorsame Tochter habe!" schrie Herr Peter, und schlug die Hände über dem Kopfe zusammen. „Aber ich will meine väterliche Gewalt brauchen — ich will züchtigen, einsperren, hungern lassen —"

„Ruhig, Männlein, ruhig!" sagte der regierende Herr, und richtete sehr gelassen und bedächtig an Lenoren die Frage: ob sie in dem Falle, daß sie von Rudolph ihres Gelübdes freiwillig entlassen würde, den Erbgrafen heirathen wolle.

Sie schwieg einige Augenblicke, weil sie die Frage keiner Antwort werth hielt. Doch da sie nicht befürchten durfte, von dem treuen Jüngling leichtsinnig aufgegeben zu werden, und sie sich wenigstens für jetzt Luft schaffen wollte, so sprachen ihre Lippen nachher ein leises Nothja, indem ihr Herz Nein sagte.

„Vorfahren!" rief der Graf einem Bedienten zu. Seine Prachtkutsche, die in einiger Entfernung

noch bespannt hielt, rasselte vor die Thür. Er beurlaubte sich von der Gesellschaft, mit der Versicherung baldiger Rückkunft, ließ den Erbgrafen gleichsam zum Pfande da, setzte sich in den Wagen, und befahl, nach dem Forsthause zu fahren.

Martha sah neugierig aus dem kleinen, in einen grünen Rahmen gefaßten Fenster, als die hohe Herrschaft angerollt kam. Rudolph war eben tiefer in den Wald gegangen, um der Abendkühle eines heißen Tages zu genießen, und in düsterer Einsamkeit seinem Kummer nachzuhängen: denn er wußte, daß die große Gasterei in Peter Griffling's Hause den Zweck hatte, ihm sein Mädchen abwendig zu machen. Ein gräflicher Bedienter fragte nach ihm. Martha, die steif und fest glaubte, der königliche Landesherr sitze draußen in der Kutsche, warf mit Angst und Zittern ihren Sonntagsmantel um, und machte sich schnell auf die Füße, um ihren Herrn aufzusuchen. Des Grafen sechs Rappenhengste trabten und schnoben hinter ihr her. Zum Glück hatte das alte Weiblein, das mit fliegendem Mantel voran keuchte, nicht lange nöthig, die angreifende Rolle eines herrschaftlichen Läufers zu spielen, weil Rudolph

schon in der Gegend der Königstanne, die unweit des Fahrweges stand, der im Walde so seltenen Erscheinung eines Sechsspänners mit Verwunderung entgegen kam.

„Seyd Ihr der Förster Rudolph?“ rief der Graf, und ließ sich, nach erfolgter Bejahung, aus dem Wagen heben. Er ging mit dem jungen Manne, den er vertraulich unter den Arm faßte, eine Strecke waldein, um die vorhabende Unterhandlung nicht von seinen Leuten behorchen zu lassen. Es war ein beschwerlicher Gang für ihn, weil sich seine langen Schuhschnäbel beinahe von Schritt zu Schritt in dem Gestrüppe verfingen. Da er jedoch die Mühe, sich immer wieder loszuwickeln, nicht scheute, so ward die nöthige Entfernung endlich erreicht, und er begann: „Ich bin der regierende Graf von Hahnenfeld. Mein einziger Sohn sah vor acht Tagen des Kaufmanns Griffling artige Tochter, verliebte sich in sie, und bestand darauf, das Dirnlein zu heirathen. Ein toller Einfall; doch ich gab nach. Wir thaten heute die Anwerbung. Da erhielten wir von Lenoren den Bescheid: sie sey schon mit dir verplämpert, und müsse dir Wort halten; wenn du aber, um ihrem Glücke nicht im Wege zu stehen, freiwillig zurück träteſt, so wolle sie den Erbgrafen heirathen.“

„Das hätte Lenore gesagt?“ fiel ihm Rudolph finster in's Wort.

„Sie hat's gesagt!“ erwiederte der Graf. „Vielleicht mit zwei oder drei andern Wörtlein, die aber denselben Sinn hatten. Nun kommt's darauf an, ob du das Mägdlein zur Gräfin und dich — zum Oberlandjägermeister erheben willst. Diesen Posten, mit Adelswürde, verspreche ich dir, und kann es mit Sicherheit, weil ich am Hofe deines Königs, wie an allen Höfen, viel gelte, und alles durchsetze, was mir beliebt. Die geheimen Räthe und die Hofnarren, die Beichtväter und die schönen Hoffräulein — kurz, alle solche Leute, von welchen sich die Herrscher beherrschen lassen, lenk' ich wie Gliederpuppen, und sie tanzen, wie ich pfeife. Darum kannst du dich auf die versprochene Beförderung fest verlassen.“

Rudolph sah ihm scharf auf die Füße, und sagte: „Mich däucht, Ihr seyd Derselbe, den ich schon vor vierzehn Tagen hier, wo wir stehen, mit verschiedenen Anerbietungen zurück wies.“

„Das möchte wohl ein Irrthum in der Person seyn;“ entgegnete der Graf.

„Mit nichten!“ sprach Rudolph. „Ihr seyd, trotz Eurer etwas veränderten Gestalt, der gefährliche

Geist, der in diese Tanne gebannt war, und den ich aus gutmüthiger Einfalt befreite.“

„Du Vogel, kennst mich noch gut!“ rief Jener lachend. „Also thu auch, was ich verlange; denn ich habe Macht, dir zu schaden.“

„Ja, wäre nicht Einer über uns, der mächtiger ist, denn du!“ versetzte Rudolph. „Du kannst mir eben so wenig ein Haar krümmen, als dem Doktor Luther, der dir vor einigen Jahren sein Tintefaß an den Kopf warf.“

„Was rührst du die alte Geschichte auf?“ griesgrammte der Geist. „Wir haben nichts weiter mit einander zu sprechen. Bleib, was du bist! Lenore heirathet dennoch den Erbgrafen. Ich verlasse mich auf die feile Seele, den Vater! Der wird, wenn ich ihm Geld genug biete, dein Liebchen so lange peinigen, bis es gehorsamt.“

Mit dieser Drohung ging er fort; aber so langsam wie eine geizige Frau, die mit einem Kaufmann nicht Handels eins werden konnte, und von Schritt zu Schritt erwartet, daß er sie zurück rufen, und ihr die gefeilschte Waare um das darauf gebotene Spottgeld überlassen werde.

Indessen überlegte Rudolph die Sache. Ueberzeugt, daß Herr Griffling, mit Höllengold bestochen, das treue Mädchen grausam mißhandeln werde, sann er ängstlich auf ein Mittel, dem Bestecher die Hände zu binden. Er hatte bald einen klugen Einfall. „Ihr seyd verdammt kurz angebunden!“ rief er dem forthinkenden Fliegenfürsten nach. „Worauf trotzt denn so ein ohnmächtiger Geist, den ein Geisterbanner zu einer Spinne zusammendrücken und in ein Baumhöhlchen einspünden konnte? — Ich wette darauf, Ihr vermögt es nicht, Euch von selbst in so ein kleines Wesen zu verwandeln, und in das enge Behältniß zu pressen.“

„Ho! ho! das wär' mir ein Spaß!“ rief Meister Valant, mit Hohnlachen.

„Ich glaub's nicht eher, bis ich das Kunststück sehe;“ versetzte der Weidmann. „Und die Neugier plagt mich dergestalt, daß ich mich allenfalls, wenn Ihr mir den Hokus Pokus auf der Stelle macht, aus Erkenntlichkeit entschließe, etwas nachgiebiger zu werden.“

Plötzlich verschwand die Grafengestalt; eine schwarze Spinne lief an der Königstanne hinauf, und kroch in den alten Kerker. Blitzschnell verschloß ihn der Jäger mit dem dreimal bekreuzten Zäpflein, das er

noch immer, ohne daran zu denken, mit sich herum getragen hatte. Es meldete sich aber selbst, als der Fliegenfürst die Unterhandlung trotzig abbrach. Da bewegt' es sich, seine Dienste gleichsam anbietend, lebhaft in der Tasche, und leitete damit den jungen Mann auf den Gedanken, den er jetzt glücklich ausführte.

„Holla, mach' auf!" rief inwendig der Kanker. „Was soll das bedeuten?"

Des Jägers Antwort waren ein Paar Schläge mit der Flintenkolbe, womit er das Zäpflein fester einklopfte.

Und indem er sich hierauf nach der Straße kehrte, verwandelte sich vor seinen Augen die gräfliche Kutsche in einen Strohwisch, den sechs geflügelte, mit Zwirnfaden angesträngte Heuschrecken in die Luft führten.

„O, ich dummer Teufel!" schrie der Gefangene. „Da ließ ich mich abermal von einem Menschen überlisten! — Was hilft's? Ich habe verspielt, und mache dir förder dein Liebchen nicht streitig. Zieh also getrost das Zäpflein wieder heraus! Ich will dir dann auch erzählen, wie es sich mit dem vorgeblichen Erbgrafen verhält, damit du ihm ohne Umstände die Thür weisen kannst."

„Erzähle nur, erzähle!" sagte Rudolph. „Mit dem Zäpflein hat es noch Zeit."

„Mein Erbgraf," begann der Unhold, „ist ein Schneider, und zwar derselbe, der mir, um Tuch zu stehlen, meinen Mantel zu kurz schnitt. Ich wollt' ihm darüber zu Leibe. Da stellte Meister Knopf — so heißt der Schuft — demüthig vor: die begangene Deube sey so geringfügig und überdies so gewöhnlich, daß seine wenige Person unmöglich die Hölle damit verdient haben könne. Er wolle sich jedoch mir verschreiben und ergeben, wenn ich seine Neigung zu hübschen Weiblein befriedigte, und ihm die schönste Dirne, die ich aufgabeln könne, verschaffte. — Nun weiß ich selbst nicht, warum ich auf das elende Schneiderlein so versessen war, da doch tausend fettere Höllenbraten täglich für mich gar werden. Kurz, ich ließ mich in den Handel ein, erniedrigte mich zu seinem Kuppler, und versprach ihm Lenoren, die ich ein Paar Tage zuvor, als sie mit dir aus dem Walde nach der Stadt ging, gesehen hatte. Meister Knopf, mit Gelde reichlich von mir versorgt, ritt hierher, gab sich für den Sohn eines regierenden Grafen aus, und ich — als hätt' ich sonst nichts zu thun! — beschäftigte mich heute damit, die Rolle seines Vaters zu spielen. Ich sage mich aber, da ich seinetwegen hier in der Tinte sitze, ganz von ihm los. Geh hin, und wirf ihn aus dem Hause! — Nun hab' ich das Meinige

gethan. Thu jetzt auch das Deinige, und laß mich frei!" —

„Nein, du undankbarer Geist!" sagte der Jäger. „Du hast mir deine erste Befreiung zu übel vergolten!"

„Wie? — Du willst nicht Wort halten?" schrie der Unhold.

„Ich versprach nichts!" antwortete Rudolph, und eilte davon.

Der Satan brüllte ihm die gräßlichsten Verwünschungen nach, und schüttelte die Tanne so gewaltig, daß der Boden unter ihr bebte, und ein herab stürzender Zapfenregen den Umkreis des Stammes bedeckte.

„Halt, Meister Knopf!" rief Rudolph, als er, in's Gesellschaftszimmer hastig eintretend, den Windbeutel, der nach Satans Fahrt in den Wald recht lustig geworden war, mit Lenoren um einen Kuß ringen sah. Herr Peter sprang dem Förster, mit der Frage: „Was willst du hier? du ungebetener Gast!" wüthend entgegen. Aber in demselben Augenblicke begab sich, zu Rudolphs Rechtfertigung, das wunderbare Ereigniß, daß dem Meister Knopf, der beim Rufe seines Namens erstarrte, die gräflichen Pracht-

kleider, wie Zunder, vom Leibe fielen. Da stand er, ein bleicher, bebender Dürrling, in einem verwitterten grauen Röckchen, aus dessen Taschen lange Papierstreifen zu Kleidermaßen hervor hingen.

„Greift wieder zur Scher' und Nadel, Herr Erbgraf!" sagte Rudolph. „Der regierende Herr hat ausregiert! Er kann Euch den Beutel nicht mehr spikken, um ehrlichen Leuten damit einen blauen Dunst vorzumachen."

Stumm und geduckt, wie ein feiger Schelm, der Schläge befürchtet, huschte der Schneider zur Thür hinaus. Rudolph erzählte hierauf den Vorgang im Walde. Männiglich erstaunte darüber. Der Geistliche weniger, als die übrigen Zuhörer. „Ich ahnte," sprach er, „den Wolf im Schafskleide, weil ich, der Diener des göttlichen Wortes, ihm ein Dorn im Auge war."

„Aber, zum Henker! wer bezahlt mir die Kosten des heutigen Gastmahls?" rief Herr Peter. „Und ich will doch nicht hoffen —" Er stürzte, plötzlich abbrechend, aus dem Zimmer, kam nach einigen Minuten mit einem ganz entstellten Jammergesichte zurück, und schrie: „Ach, ich unglücklicher, betrogener Mann! Alle meine Teufelsdukaten, die ich von dem verfluchten Erbgrafen erhielt, haben sich in Kohlen verwandelt."

Erschrocken fuhr der Kantor in die Tasche, und zog, statt der ihm bei der Tafel verehrten seidenen

Goldbörse, einen Beutel von grauer Sackleinwand hervor. Er öffnete ihn mit zitternden Händen, und fand, als hämische Anspielung auf seine Trinklust, ein Paar Dutzend Korkstöpsel darin. Die Gesellschaft brach in ein unbändiges Gelächter aus. Selbst Herr Peter, der geschlagene Mann, grins'te einen Augenblick, wie ein vergnügter Affe. Aber seine böse Laune kehrte sogleich wieder zurück, und alle Gäste machten sich fort, da nun doch von dem grämlichen Knauser kein Trunk Wasser mehr zu erwarten war.

Die satanische Prellerei hatte übrigens den guten Erfolg, daß er nicht weiter mit dem Gedanken umging, seine Tochter an einen großen Herrn zu vermählen. Er nahm den wackern Förster wieder zu Gnaden an, und richtete bald hernach ihm und Lenoren die Hochzeit aus.

Der Fliegenfürst, mit seinem engen Hoflager in der Königstanne höchst unzufrieden, durchtobte die Nächte, bis ihm, da der Lärm unerträglich war, ein zu Hülfe gerufener Geisterbanner einen andern Wohnsitz anwies. Seine Unklugheit, vor feindlichen Augen in's alte Gefängniß zu kriechen, ward weltbekannt, und erzeugte die Redensart des gemeinen Lebens, daß man einen Tropf, der sich auf eine lächerliche Weise überlisten läßt, einen dummen Teufel zu nennen pflegt.

XI.

Die Lieder vom König Sebastian.

Idyllen,

von

L. M. Fouqué.

I.

Enrique.

Ist das nicht Lope, der am Duero dort
Feldein die woll'ge Heerde treibt? — Fürwahr,
Sie graſt am selben Ort,
Wo Gestern noch er frech und offenbar
Getrotzt hat mir und allem Rechte,
Fortdräuend von der Tränke meine Knechte! —
He, Lope! — Auf ein Wort!

Lope.

Geduld, Geduld! Ich lauf' Dir ja nicht fort.

Enrique.

Und kommt mit kecken Schritten
Ganz langsam an, wie ein großmächt'ger Prinz!
Schon gut! — Wo um ein Kleinod wird gestritten,
Seh'n wohl von Haus
Die Herr'n Wettkämpfer all' recht trotzig aus,
Doch nicht mehr in des Ringens Mitten,
Und nur der beste Stoß und Schlag gewinnt's.

Schon gut! Es mag ihm bald begegnen,
Daß Schleuderschwung und Schaufelhieb
Für jedes Trotzwort hageldicht ihm regnen.

Lope.

Was murmelst Du? — Wär' irgend was Dir lieb,
Wozu Geld oder Gut kann dienen?
Ich helfe gern. Das ist des Reichern Pflicht.

Enrique.

Herr Reicher, Seine Hülfe mag ich nicht,
Noch minder Seine klugen Mienen;
Doch weil Er denn so höchst großmüthig spricht,
Will meinen Wunsch ich dreist vom Herzen sprechen:
Ich möchte gern den Hals Ihm brechen.

Lope.

Das geht nicht also rasch, mein guter Wicht.
Im Schleuderwurf hört' ich schon oft mich loben,
Zum Schwung ist rasch mein Stab erhoben; —
Ich glaub', daß man nicht leicht den Hals mir bricht.

Enrique.

Gut, mächt'ger Held! Wir woll'n's 'mal proben.

Der Einsiedler (herzutretend).

Was? Seyd Ihr Portugiesen?
Und rüstet auf der Heimath blüh'nden Wiesen
So feindlich Eure Waffen,
Landsmann den Landsmann in den Tod zu raffen?

Ich will den Zank Euch schlichten;
Ihr hörtet oft mich schon zum Frieden richten.
Enrique, Du beginne.

Enrique.

Des heitern Duero kühles Fluthgerinne
Soll Dem und seinen Heerden —
So bildet er sich's ein — ganz eigen werden,
Als sey's ein ihm geweihtes,
Ein ihm allein gefreites
Vermächtniß aller holden Wassergötter!

Lope.

Die Zunge zügl', o Spötter!

Enrique.

Noch Gestern trieb sein frevelndes Beginnen
Die Knechte mir von hinnen,
Die stundenlang schon auf die Tränke harrten. —

Lope.

Was lernten sie nicht stundenlang noch warten?
Und kränkt sie das Verziehen,
Warum nicht anderwärts sich hinbemühen?
Zahlreich ist meine Heerde.
Mit ihr zugleich zu tränken, schafft Beschwerde.

Enrique.

O hört den Prahler!

Lope.

Nein, o seht, wie bitter
Mein Neider lacht!

Enrique.

Still! — Seine schöne Zither
Hat ja der gute Siedler mitgebracht.
Er stimmt, —

Lope.

Er will gewiß ein Lied uns singen.
Still jetzt. Nachher mag Wort und Schleuder klingen.

Einsiedler
(rührt die Zither und singt).

Portugals erhabner König,
Held Sebastian, Zier des Thron's,
Wohin rief Dich heil'ge Ehre?
Wohin rief Dich edler Zorn?
Liegt ja Deine goldne Krone
In den Kammern herrenlos!
Starrt so trüb' ja Deine Hauptstadt,
Wie ein cäsarnleeres Rom!
Fürsten neuer Art regieren
Dein verwaistes Heldenvolk;
Alles anders, Alles schlimmer,
Heldenruhm und Freude todt.

Ach, wo bist Du hingeschwunden,
Held Sebastian, Zier des Thron's?

Lope.

Wie brichst Du alte Wunden
Uns schmerzlich auf! — O weh, o weh! Verschwunden
In Afrika's schnödglühenden Gefilden, —
Von unbekannten Wilden
Liegt er erschlagen namenlos
Der Held, vor unsern Königshelden allen
So lieb und groß! —

Enrique.

Du rissest uns're Thränen
Von Aug' und Herzen los,
Nun laß, im Lied beschwichtigend das Sehnen,
Auch fürder Deine Todtenklage schallen,
Und drein der Zither goldnes Flüstern wallen.

Einsiedler (singt zur Zither).

Wund nach unheilvollem Treffen,
Tränkend heißen Sand mit Blut,
Mit dem eig'nen Blut, das zürnend
Ihm entquoll aus tapf'rer Brust, —
Um'schau'nd weit mit sterbensmatten
Blicken nach dem Scheidegruß
Aus zu sehr geliebten Augen,

Aus zu sehr geliebtem Mund, —
Alles schweigend, Alles öde,
Starre Leichen nur ringsum, —
Kennt noch wer den Helden wieder,
Der so herrlich Krone trug? —
Furchtbarlich heran die Wüste
Kreucht Gewürme, scheußlich bunt,
Segeln hochgebeinte Strauße,
Recken Hälse lang und klug,
Schleichen list'ge Tiegerkatzen,
Kauern sich zum bald'gen Sprung,
Alles grau'nvoll sich gestaltend,
Wie zum tollen Tanzesrund; —
Da in des Wundkranken Seele
Sinkt der eh'mals heit're Muth,
Werden ängst'ge Zweifel mächtig,
Seufzet bang' der blasse Mund:
„Ach, so war's nur eitle Ehrsucht?
Ueberstolze Minnegluth?
War nur eitler Thorheit Stachel,
Der mich trieb zu diesem Zug?
Hohe Worte, prächt'ge Reden,
Hab' ich sonsten viel gewußt,
Um zur Gottesfahrt zu adeln,
Was begann der eitle Sturm

Dieſes liebentflammten Herzens,
Dieſer ehrbegier'gen Bruſt! —
Doch — gleich allen andern Quellen! —
Hier verſiegt der Täuſchung Fluth.
Hier erkenn' ich meinen Irrthum!
Hier bereu' ich meine Schuld!" —
Und da zog ein lindes Säuſeln,
Die verbrannte Wüſt' hindurch,
Und die ſchlimmen Beſtien löſten
Langſam weichend ihren Rund,
Und ein Schlummer, ſüß und heilend,
Schloß des Königs Augen zu.

Enrique.

Iſt das wahrhafte Kunde,
Von Held Sebaſtians letzter, ſchwerſter Stunde?

Einſiedler.

Die ſchwerſte? — Ach, auf Erden
Lebt' er der ſchweren Stunden
Gar viel! Doch konnt' an heißen Seelenwunden
Wohl kein' ihm ſchwerer je zu tragen werden. —
Die letzte? — Iſt im trüben Zeitenrollen
Ja ſonder Spur Sebaſtian ganz verſchollen! —
Wer weiß um des Verſunk'nen letzte Stunde?

Lope.

Sie klang aus Liebes ahnungreichem Munde.

Nur so viel ist geblieben
Für uns're Trauer und für unser Lieben!

Einsiedler.

Und Euer Streit?

Enrique.

O, mußt uns nicht beschämen!
Wenn unsern Hirtenkrieg um Tränk' und Wiesen
Wir noch zu Herzen nähmen,
Seit hier aus Liedeszungen
Ein königlicher Scheidegruß erklungen, —
Verdienten wir den Namen Portugiesen?

Einsiedler.

Ihr seyd und bleibt die alten,
Ehrbaren lusitan'schen Heldensöhne,
Ob auch in bäuerlichen Kleides Falten,
In zorn'ger Sitt' und Rede herben Ecken,
Sich Euer edles Wesen mag verstecken. —
Folgt mir zu meiner Hütte,
Daß in der schattigen Korkeichen Mitte
Ein heller Trunk und heitern Sang's Getöne
Euch kühne Zwei recht Herz in Herz versöhne.

II.

Donna Isabella

(die Laute im Arm, auf dem Balkon ihres Schlosses).

Wie dort so silberklar der Duero gleitet
Durch's blühende Gefilde,
Das sich mit immer heller'm Schmuck bereitet,
Mit immer süß'rer Milde,
Um unter Abendgoldes wall'nden Schleiern
Der Sonn' ein holdes Abschiedfest zu feiern!
Selten, daß Erdenkön'ge niedersteigen
Von ihren Thronensitzen,
In also stiller Pracht und edlem Reigen!
Ach, oftmals unter Blitzen
Des Krieges schmettern blutig sie zu Boden,
Im Schlachtgewühl verhauchend wild den Odem!
Sebastian, Held der Helden,
So fielst auch Du im fernen Mohrenlande,
Und Niemand weiß zu melden,
Wie Dein hochedler Geist die Erdenbande
Abwarf, um auf den vollentblühten Schwingen
Aus blut'ger Welt sieghaft sich loszuringen.
Sebastian, Königsritter,
Noch tönen in mein Ohr die Klagelaute,
Die dem Geschwirr der Zither
Um Dich der Mutter süßer Mund vertraute,

Ja, die ich noch im letzten Todesbeben
Holdseufzend hört' auf ihren Lippen schweben.

(Singt zur Zither.)

O Sebastian, edler König,
Hoch und lieblich, kühn und mild,
Fern bist Du hinausgezogen
In das glühende Gefild!
Glühtest allzurasch im Zorne
Unversöhnlich auf und wild,
Fremd der einst so theuern Herrin,
Dem ach einst so lieben Bild!
Wenn sie still sich von Dir wandte,
War die Liebe drum gestillt,
Die aus Deinem Herzen wallte,
Wie ein reines Bächlein quillt?
Mußtest gleich nach Waffen greifen?
Gleich erhöh'n den Heeresschild,
Fort nach gift'gen Wüsten streifen,
Wo es Tod um Tod nur gilt?
Nimmer kehrst Du mehr in Waffen
Siegesherrlich durch's Gefild!
Klage, klage, süße Laute,
Um den Zorn'gen klage mild:
O Sebastian, edler König,
O warum so schroff und wild?

Zu streng' aus diesen Hallen
Hör' ich das sanfte Lied mir wiederschallen;
Die Mutter sang's auch immer
In Gärten nur, an stiller Bächlein Schimmer.
So kommt hinaus mit mir, ihr Zitherſaiten,
Durch's blüh'nde Thal mit Klang mich zu geleiten.

III.

Alma und Estrella.

(Vor des Einsiedlers Hütte.)

Alma.

Noch diese jungen Rosen pflanze
Den Blumenkrüglein sorglich ein,
Die sich im reichen Farbenglanze
Um der Madonna Bildniß reih'n,
Daß, wenn dem heimgekehrten Alten
Entgegenglüht die holde Pracht,
Er sieht, wir haben Wort gehalten,
Und sein am Blumenfest gedacht.

Estrella.

Ach, traute Alma!

Alma.

Welches Dunkel
Umwölkt Dir heut, Du holder Stern,
Das sonst so fröhliche Gefunkel?

Estrella.

Alma, Du weißt, ich lache gern,
Ich spiele gern mit Lilj' und Rosen;
Doch: ist es dazu an der Zeit?
Jetzt, da vielleicht des Kampfes Tosen
Schon furchtbar uns die Freund' entzweit?
Enrique — ach, und Lope! hadern —
Du weißt ja! — um des Duero Fluth;
Und wohl schon heut' entfloß den Adern
Ein unserm Herzen liebes Blut. —
Und Du siehst heiter wie der Morgen
An solchem ernsten Abend aus!

Alma.

Den frommen Siedler laß' ich sorgen,
Und flecht' ihm dankend Strauß an Strauß;
Der weiß den Frieden zu behüten
In unserm ganzen Thalgewind.
Er kommt! — Blüht schöner noch, ihr Blüthen,
Weil zwei Versöhnte bei ihm sind!

(Der Einsiedler mit Enrique und Lope.)

Einsiedler.

Da bring' ich Euch zwei alte Feinde,
Jedoch als Feinde kalt und todt,
Frisch athmend als zwei junge Freunde
In Lieb' und Friedens Morgenroth.
Ich — tief in Lebens Abendrothe —
Bin Euch der rechte, stille Wirth:
Setzt Euch bei mir zum Abendbrote,
Zu seiner Hirtin jeder Hirt;
Und feiert so im Abendschimmer
Die Morgenbahn, die vor Euch lacht,
Denkt fürder auch des Siedlers immer,
Und wünscht ihm eine schöne Nacht.

Enrique.

Seht, wie er schnell zum Gärtchen eilet,
Der fromme Wirth, in heit'rer Lust!

Alma.

Enrique, ist auch ganz geheilet
Von Streit und Ingrimm Deine Brust?

Estrella.

Sprich, Lope, ist gewiß dem Alten
Sein holdes Werk nun ganz geglückt?

Enrique und Lope.

Als treue Portugiesen halten
Wir Freundeshand in Hand gedrückt.

Alma.

Da kommt er schon beflügelt wieder,
Bringt edeln Wein zum Friedenstrank, —
Doch plötzlich starren ihm die Glieder, —
Er horcht empor —

Einsiedler.

Ha, welch ein Klang!

Donna Isabella

(auf einem nahen Hügel erscheinend, singt und rührt die Zither).

O Sebastian, edler König,
Hoch und lieblich, kühn und mild,
Fern bist Du hinausgezogen
In das glühende Gefild!
Glühtest allzurasch im Zorne, —

(sie geht singend vorüber.)

Einsiedler.

Im Zorne? — Allzurasch? — O ja, Erscheinung,
Du kündest lieblich streng' die echte Meinung,
Die aus viel schweren Wunden —
Am Leib' und tief' im Herzen —
Drang durch des Königs Geist mit heißen Schmerzen,
Doch ihn zum innern Leben hieß gesunden.
Wo bist Du hingeschwunden?
Ach, Holde, laß noch Einmal Dich erkunden!

Enrique.

Wen rufst Du? — Deine Blicke,
Wen suchen sie verlangend?

Alma.

Was streckst Du Deine Arme süßerbangend
Zum Himmel auf?

Estrella.

Er winket
Zu schweigen uns, —

Alma.

Enrique, schnell, — er sinket!
Halt ihn! —

Einsiedler.

O, bleibt zurücke. —
Schon ruh' ich ja auf meiner Steinbank. — Wendet
Euch etwas ab. — Vielleicht, daß dann auf's neue —
Jetzt fern in zarter Scheue —
Das holde Bild mir seine Strahlen sendet,
Und seines Liedes süßen Hauch mir spendet. —
Saht Ihr's nicht selbst fernher den Hain erhellen?

Estrella.

Wir sah'n — wir sahen Donna Isabellen.

Einsiedler.

Seltsames Echo, Du, von den Gedanken,
Die mir seit so viel Jahren
Im blüh'nden Schweigen meinen Geist durchwanken, —
Wie hast von Isabellen Du erfahren?
Von meiner Liebe — wie vernahmst Du Kunde? —
Starb Isabella? — Wie? — Zu welcher Stunde?

Estrella.

Sie lebt, o Herr. — Sie kam vor wenig Tagen,
Als Erbkind, ihren Sitz hier aufzuschlagen —
— Wohl nur einmal zum Spiel! — bei Hirt' und Schafen.
Die Aeltern sind vor Jahren schon entschlafen.

Isabellens Gesang.

(von weitem.)

Wenn sie fremd sich von Dir wandte,
War die Liebe d'rum gestillt,
Die aus Deinem Herzen wallte,
Wie ein reines Bächlein quillt? —

Einsiedler.

Gestillt? O Isabelle,
Rein immer quoll und stark die holde Welle!

Isabellens Gesang.

Mußtest gleich nach Waffen greifen?
Gleich erhöh'n den Heeresschild?
Fort nach gift'gen Wüsten streifen,
Wo es Tod um Tod nur gilt?

Einsiedler.

Das war mein arg Versünden!
Der Stolz in meines Herzens tiefsten Gründen
Dachte, so hoch zu heben
Sebastians Namen, daß voll Reu' erbeben
Müßt' Isabell', und sich im bittern Zagen
Streng' bei sich selbst verklagen,
Weil sie verstieß den herrlichsten der Helden,
Von welchen Lieder und Geschichten melden.
Deshalb dies kühne Treiben
Nach Afrika! Deshalb dies trotz'ge Bleiben
Auf eig'nem Sinn, bis in den sand'gen Schlingen
Heer, Glück und Ruhm und König untergingen!
O nur die gotterhellte,
Die frommbescheid'ne, sanfte Liebe gelte
Als Herrscherin! — Prangt sie in eig'nen Flammen,
Im eitelstolzen Gaukeln,
So bricht vor ihrem wildvermess'nen Schaukeln
Das Schiff in Graus zusammen,

Und Volk und Steuermann und Flagge schwinden,
Und schlafen ruhmlos tief in Meeresgründen.

Enrique.

Was wird dem Greise? — Seine Augen funkeln —
Er schaut umher ja — ganz verwandelt —
Stolz, feierlich, wie's wohl ein König thut, —

Alma.

Und wieder jetzt — wie Mond durch Wolken wandelt,
Nur kaum erst Gold und Blut —
Löscht ihm der kühne Muth
Vor einer Thränenwolke feuchtem Dunkeln.

(Isabella tritt auf und bleibt lauschend stehn.)

Einsiedler
(die Zither ergreifend und singend).

Und mit seinen letzten Kräften
Ließ durch's abendhelle Thal
Der todtmatte, alte König
Tönen diesen ernsten Sang:
Als ich auf den sand'gen Eb'nen
Des verbrannten Afrika
Mich aus langer Wundenohnmacht
Wieder heim in's Leben wand,
Nur zur Buße noch erhalten,

Zum Bereu'n mißbrauchter Kraft, —
Da erſchien, o Iſabella,
Mir Dein Abbild ſonnenklar,
Deine Worte kamen leiſe
Mir zu Ohr, wie in der Nacht,
Wo ich als ein Zitherſchläger
Unter Deinem Fenſter ſtand:
„Königsritter, Königsſänger,
Hemme Deiner Lieder Klang!
Nicht vom Thron zu Ritterburgen
Reicht der Minne zartes Band;
Stät're Bande, feſt're Bande,
Welche Freundſchaft wunderſam
Weiß zu weben, ſah man reißen,
Ach, wie oft! auf ſolcher Bahn.
Was denn nun mit Lieb'sgewinden,
Eines einz'gen Frühlings Pracht?
Chriſtin bin ich, bin die Blume
Eines alten, edeln Stamm's,
Und verlobt ſchon ward ich geſtern
Einer ebenbürt'gen Hand.
Königsritter, Königsſänger,
Zeuch von hinnen fromm bedacht!“ —
Was ihn damals grimm entflammte,
Ward ihm jetzt ein milder Strahl,

Der zu Gottes Preis ihn weckte
Aus der blut'gen Zornesnacht.
„König will ich nicht mehr bleiben;
König soll in Fried' und Schlacht
Himmelan die Augen lenken,
Nicht in Herzens wilden Schacht.
Leg' die Krone fort, Sebastian!
Lege von Dir Deine Macht!" —
Und in ärmlichen Gewanden
Schifft er heim gen Portugal. —
Heut', als unerkannter Siedler,
Sang er seinen letzten Schall.

Alma.

Die frommen Augen winken
Wie Scheidegruß, —

Enrique.

Die edeln Glieder sinken, —

Isabella (herbeieilend).

Um Gott, hat Dieser von sich selbst gesungen?

Alma.

Sacht, Herrin, sacht! Sein Kampf ist ausgerungen.

Isabella.

Du schönes Greisenbild! Du Königsleiche! —
Wie eine Heldeneiche,

Von der weithin erklangen Wundersagen,
Und die ein Pilger (lang' mit süßem Grauen
Wünschend, sie zu erschauen!) —
Nun vor sich sieht erschlagen
Vom Blitz aus heit'rer Höhe, —
So liegst Du vor mir, und ich seufze: wehe!
Weh', daß Du, edles Leben, früh verhalltest,
Du, edler Geist, umhüllt von hinnen wallteſt!
Ach, mit ernstheitern Kunden,
Wie liebevoll in so verschwieg'nen Stunden,
Daß nur ihr Kind es hörte,
Nur diese Isabelle! —
Dein Angedenken meine Mutter ehrte
Mit Trauersang, mit heil'ger Thränen Quelle, —
Mit solchen Kunden hold Dich zu erquicken, —
O greiser König, wär' es mir beschieden!
Doch wie ich nur mich nahte Deinen Blicken,
Nur ahnend, wer im frommen Sangesfrieden
Hier seinen letzten Hauch den Lüften sende,
Da warst Du schon geschieden
Von Lust und Weh', und gabst im sel'gen Ende
Den holdbereu'nden Geist in Gottes Hände. —
Jünglinge, eilt, zu rufen
Die Hirten meiner Heerden!
Wir woll'n an dieses Berges Felsenstufen

Der Erden geben, was gehört der Erden,
Und einen Stein errichten,
Eingrabend ihm des Heldenmann's Geschichten,
Daß — ob die eitle Welt im Lauf der Jahre
Des Todten kaum noch denke! —
Dies stille Thal bewahre
Sein Lieben und sein Leiden,
Und Hirten, von den Weiden
Hintreibend nach des Duero Silbertränke,
Des Helden stillen Tod im Sang berichten. —

(Lope und Enrique eilen fort.)

Isabella.

Uns Jungfrau'n laßt derweil' als Wächterinnen
Die Heldenleiche hüten;
Laßt uns Gewind' aus Blumen und aus Blüthen
Einfach nach Hirtenrechten
Zu Todtenkronen ihm zusammenflechten,
Und fromm dazu ein leises Lied beginnen.

Gesang.

Estrella.

Töne sanft, du Grabesreigen,
Töne sanft durch's Wiesenthal!
Blumen, Gräser, müßt euch neigen,

Denn ihr seht zum erstenmal,
Glänzend wie der Abendstrahl,
Einen König niedersteigen
Unter's letzte Friedensmal.
Töne sanft, du Grabesreigen,
Töne sanft durch's Wiesenthal!

Alma.

Schwing' dich hoch, du Grabesreigen,
Höher, als der Sterne Zahl!
Seht ihr himmelan ihn steigen,
Der geprüft in Sehnsuchtsqual,
Und in Kampfes blut'gem Strahl —
Stark ward, sich vor Gott zu neigen,
Zu entsagen eig'ner Wahl?
Schwing' dich hoch, du Grabesreigen,
Höher, als der Sterne Zahl!

Isabella.

Und die fromme Liebe streue
Duft'ge Blüthen auf sein Grab! —
Blüthen süßer Huld und Treue
Wehten von der Hoffnung Stab,
Unentknospet noch, ihm ab,

Und er trug in frommer Scheue
Duldend sie und mild zu Grab.
Du, o fromme Liebe, streue
Duft'ge Blüthen auf sein Grab!

Alle drei.

Hauch, o fromme Lieb', und streue
Blüthenkronen auf sein Grab!

XII.

Der Roßtrapp.

Eine norddeutsche Sage,

nacherzählt

von

Wilhelm Blumenhagen.

Vor dem gewaltigen Thore der in Felsen und Klippen ausgehauenen und eingebaueten Veste des alten Harzkönigs drängte sich das Volk. Schmuzige Höhlensiedler waren gemischt mit rußigen Köhlern; die wilden Thiergesichter riesenhafter Holzfäller und schwarzer Hüttenleute mengten sich mit den weißen Schafspelzen der Hirten und den struppigen Wolfsschuren der Jäger, doch die erzgepanzerten Wächter am gigantischen Eichenthore hielten Alle mit ihren langen Barden im Zaume und vom Innern der Veste zurück, wo die Kesselpauke tönte, und wo gellende Trompetenstöße des Volkes, vor allen der kreischenden, gedrückten Weiber Neugier marterten. Es war dazu ein herrlicher Wintertag; von den Schneefeldern und beeiseten Höhen fiel das Sonnenlicht blendend zurück, wie von Brennspiegeln, und dazwischen lagen die schwarzen Tannenwälder wie Verstecke höllischer Gewalten oder menschlicher Unthaten. —

Da trat aus dem Thore der alte Obersteiger der Silbergrube, des Königs Liebling, und jauchzend umringte ihn die Menge.

„Ist es zur Endscheid gekommen? Und wer hat die Braut und die Goldkron?“ so fragten hundert Stimmen, und mit Mühe und erst nach harten Stößen der Holzfäller und gehobenen Spießen der Jagdleute ward es still, daß man den Greis vernehmen konnte. —

„Hochzeit Morgen!“ rief der weißlockige Alte. „Und der edle Herr läßt Euch sämmtlich laden zum Tanze und besten Gerstentranke und Weizenkuchen.“ —

„Und wer ist Bräutigam und Kronerbe?“ fragte ein goldlockigt Mägdlein, keck hervor sich drückend.

„Nun, wer, Naseweis!“ entgegnete der Greis. „War voraus zu sehen; denn der ist ja wie der alte Thor, der Donnergott mit dem Zentnerhammer! der riesige Isländer mit dem rothen Zottenhaare und krausem Schnauzbart, der leuchtet wie Koboldsflämmchen im feuchten Stollen, hat sie Alle hingeworfen; nur der braune Sassenritter, der das lange Silberkreuz auf dem Panzer trägt und als Schildschmuck das weiße Roß im Rautenkranze, machte ihm die Braut eine kleine Weile streitig. War wohl eine

Luſt, anzuſchauen, wie die zwei edeln Herren im Kreiſe wandelnd mit den Dolchen und Speeren ſich warfen, grade ſo wie glühende Donnerkeile ziſchen durch die Föhrenwipfel, und doch ſo tändelnd und freundlich, wie des Puchwerks Knaben ſich ſchneeballen. War der Eine der Sturmwind, war der Andere der beugſame Birkſtamm; Dolche und Speere fing der Islandsheld auf dem ungeheuern Schilde; wie im Scherzſpiele ließ der gewandte Saſſe ſie fliegen bei ſich hin und über ſich hin; bis beide des Spieles ſatt ſich unverwundet auf die Roſſe ſchwangen, und Jedermann nun zu zagen begann für den edeln Deutſchländer, indem der kohlſchwarze Hengſt des Gegners mit ſeinen Bärenknochen gerade den ſchlanken deutſchen Schweißfuchs ſo hoch überragte, wie der ſchwarzgeharniſchte Nordlandsrecke den ſilbergeſchmückten Rittersmann. Auch ſchon im erſten Anlauf entſchied ſich's, denn das Rieſenroß, beißend und ſchlagend zugleich, warf Pferd und Reiter in den Sand des Rennplatzes, daß die Ritter gar nicht zuſammentrafen mit dem Blitz der blanken Schwerter. Da keuchte mit gebrochenem Genick der verreckende Fuchs, und mein Saſſenritter konnte nicht auf, denn der eingedrückte Helm hatte ihn betäubt. Alles ſchrie; Er aber mußte ſich halb ohnmächtig überwunden geben, und der Isländer

schenkte ihm das Leben und lud ihn spöttisch zum Brauttanze." —

„Aber ist nicht der isländische Herr ein Heidenkind?" fragte ein Hirt. Giftig sahen ihn mehrere der Holzfäller an und hoben die Aexte.

„Weiß man's doch nicht," fiel der Greis ein, „ob er dem neuen Glauben zugethan und ein Kreuzesbruder ist, wie Bischof Winfred den König werden ließ! Doch uns mag's Eins seyn! Ein tapferer, starker Herr ist ein guter Schutz, und paßt der tolle, rohsinnige Kämpe auch weniger gut zu dem wunderschönen Königskinde, so hat der alte Königsmann ihn desto lieber, dem er den Sieg gewann über das Katten- und Hessenvolk, die dem gebrechlichen Alten gar zu gern das reiche Gebirgsland genommen hätten. Seht da, das ist der Sieger und unser künftiger Herr und König!"

Und Wachen und Volk wichen furchtsam zurück, als aus dem Thore auf kohlschwarzem Riesengaule im leichten, ledernen Rennthierkoller, und mit fliegendem, rothen Lockenhaar der furchtbar-lange Ritter Hialf hervorsprengte, sein mißgestalteter, grinsender Knapp auf gleich hohem hellbraunen Mutterpferde hinter ihm.

„Das ist ihr gewöhnlicher Mittagsritt;" bedeu-

tete der Obersteiger das Bergvolk. „Werden die riesigen Thiere nicht täglich abgejagt bis zum Kniebrechen, so schlagen sie Stallwand und Wärter zu Schande!“ —

Alle staunten dem halsbrechenden Ritter nach, der durch Schlucht und über steilen Bergpfad ging, und die Menge verlief sich; nur das goldlockigte Mägdlein sah traurig in die Pforte des Schloßhofes, und seufzte: „dem kann das schöne Königskind doch nimmer gut seyn!“ —

Im stillen, halbdüstern Erkerzimmer saß indeß die hochbusige Amala mit langem blonden Haare die Thränen trocknend. Hinaus schaute sie in die wüste Berglandschaft, sich schaudernd, wie der verwogene Bräutigam über die Tiefe setzte und das schäumende Thier den glatten Eispfad hinantrieb; in die Taubenseele kamen verbrecherische Wünsche; sie rief die Gnomen an, die Klippe verrollen zu lassen unter den Füßen des Hochmüthigen, doch schnell bereuend, bat sie dem erst kürzlich erkannten, doch innig aufgenommenen Gotte der Liebe ab, was der Haß und die Noth in ihr geboren. Aber mit welch freudigem Schrei fuhr sie zusammen, und vergaß alle

Mühsal, als das Pförtlein sich regte, was auf heimliches Windelsteig des Thurmes vom Zwinger heraufführte, und wie schnell hatte die Liebe wieder alle Rosen auf ihre zarten Wangen getrieben, als an der alten Amme Hand der schlanke Luithold erschien. Rasch, aber ernst trat er zu ihr, nahm die dargebotene Hand und drückte sie mit Inbrunst an seinen Koller. „Die Scham kommt mit der Liebe!" sagte er halblaut. — „Willst du Schwimmer seyn bergan im Waldstrome? Oder willst du stützen die brechende Muttertanne?" fragte sie. — „Bezwangen mich auch Kräfte der Natur!" seufzte er. „Ich bin bezwungen, bezwungen vor Amala's Augen!" — „Laß den Ritterstolz jetzt, mein geliebtes Herz!" fiel sie ängstlich ein, wieder in die Zeit tretend und von der Gegenwart erschreckt. „Bald kehrt der grimme, eifersüchtige Wächter, drum höre das letzte Wort, nimm den letzten Kuß der dem dunkeln Surtus und seiner Hölle geopferten Jungfrau." —

„Warum den letzten?" —

„Weil sterben das einzige Hoffnungswort ist, was der gute Geist mir flüstert!"

„Sterben? — Ich kenne ein holderes, lichteres Wort! Flucht heißt es! Schnelle Flucht!" —

Die Jungfrau fuhr zusammen. „Flucht!" lallte

sie nach. „Ich bin ja des alten Königes einziges Kind.“

„Und der alte König,“ fiel Luithold zornig ein, „will das einzige Kind dem Bösen opfern, will in Höllenflammen dich werfen schon auf Erden, will dem heidnischen, ungeschlachten Manne sein einzig Kleinod hinwerfen. Er hat sich losgesagt, nicht du, meine Taube.“ —

Sie schüttelte gedankenvoll das Köpfchen. „Ist doch auch Flucht Unmöglichkeit, wenn sich das Herz dir auch ergeben möchte? Wohin? Durch wen? — Der Schnee verräth der flücht'gen Liebe Spur und seine Riesenrosse überfliegen den Orkan!“ —

„Doch auf den Riesenrossen?“ rief triumphirend der Sassenritter. Amala schauderte. „Kameradschaft hat mein Leibbub gemacht mit dem zwergigen, verbogenen Diener des Islandsrecken. Die Gäule sind milder, als man meint, und haben sich schon an seine fütternde Hand gewöhnt; er will sie hinausschaffen, wenn Abends das Mahl die Ritter fesselt, und der Zwerg den Rausch verschläft. O, willst nur du, so führt die Liebe muthig uns fernhin zum schönen Pleiße-Thal, wo keine rauhen Winter sind, wie hier, und wo man holder um die Frauen minnt.“ —

Sie sann und schwankte; da sprang auf die Flügelthüre, und der alte Harzkönig drängte mit hochrothem Zorngesicht, glühenden Nordschein auf dem Silbergewölk des Haupt- und Barthaares, die Amme zur Seite. „Ist das die gastliche Ehrfurcht, mein Rittersmann? das die Tugend, die strenge, Eures Ritterthums, und des Adelbuchs Eures großen Karls?" — fragte er wild eindringend. „Und du? Willst du der Mutter Steingrab schänden, daß sie kehrt aus dem Tode um Mitternacht, und in die Fackeltänze des Brauttages tritt, anklagend die Braut verbrecherischer Lüste und der Jungfrauenzucht frecher Verletzung?" —

„Es war ja nur das letzte Wort!" stieß Amala ängstlich hervor.

„Und in der Hütte des Waldmanns harrt schon der Knapp mit dem Reiseroffe," fiel Luithold ein.

„Erst soll der Bräutigam die Beschimpfung rächen," sagte der König finster. — „Vater! du könntest?" bebte Amala an seinem Halse. „Er ist ein Christ; darfst du ihn so verderben?" — „Wer die Ehre des Hauses schimpft, ist verfallen an Heid und Christ!" zürnte der Greis. — „Nicht Er brach die Pforte! Meine verzweifelnde Liebe lud ihn zu

mir." — Zu des Richters Füßen zagte also die erblichene Maid. Da riß der Sassenheld ein Gottesbild von der Wand und hielt es dem Königsgreise entgegen.

„Kennst du Ihn?" sprach er im drängenden, gehobenen Tone. „Kennst du Ihn, der sich opferte für Alle, bei dem du Heil suchtest, der alle deine Sünden von dir wusch? Willst du umkehren von ihm, und wieder seyn der gräßlichste Götzendiener, wenn du dein Kind schleuderst in das Sündenfeuer des Himmelsstürmers? Willst du verderben dein ganz Geschlecht; noch eh' es geboren, es dem Heil' entziehen und der Gnade?" —

„Er ist die Liebe!" jammerte das Mädchen auf. „Willst du Liebe morden? O, wer ist eines Kindes Schutz, wenn selbst der Vater ihm das Glück befeindet? Ich liebe diesen; abscheulich ist mir der Heide, und wird es ewig bleiben, denn er verdirbt mich und dich und dein Volk!" —

„Vielleicht wird Hialf bekehrt durch dich," sagte stillern Sinnes der König. — „Der ist aus Hekla's Eis geballt;" weinte sie, „und die Blume kann nur verfrieren in seiner Winterhalle!" —

Finsterer wurde des Greises Gesicht. „Der Mann ist da zur That," sagte er in dumpfern Tönen,

„das Weib zum Opfer; das ist ihre Tugend, und mein Volk bedarf, ich selbst bedarf des unbesiegten Eidams. Und wenn ich möchte wie ein Schwächling, sprich, wer löfete mein Wort? Ist er nicht Herr schon längst in meinem Hause?“ —

Frohe Hoffnung verklärte Luitholds Gesicht. „Nur weil du willst!“ rief er. „Ein Wort von dir, und alle Ritter, längst überdrüssig dieses Hochmuths und des Ungeschliffenen, vernichten dies gigantische Geschöpf.“

„Und deutscher Gastbruch würd' ein Fluch dem Hause! Nein, sich ergeben drin muß meine Tochter. — Doch weil du das Schloß verlassen willst und nimmer sie wiedersehen, will ich vergeben, aber geschieden sey sogleich! denn bei meinem Bart und der Harzkrone! wechselst du Ein Wort noch mit der Magd da vor uns, so lass' ich dich werfen in den Todtenschlund, wo die bösen Wetter ziehen und die Nattern nisten, und die versteinerten Menschenbilder dein Todeslager umstehen, und die klingende Säule dein Todtenlied singt.“ — —

Und betrübt sah Amala den Liebling an, und winkte weinend ihn fort. Er aber legte die Hand auf's Herz und schritt hinweg mit gesenkten Augen. Die Liebe hat eine Sprache, welche kein Fremder

entziffert, und die doch so leserlich schreibt. Beide wußten, sie waren treu bis zum Tode, und das mischte Wollust in den Schmerz der Trennung.

Harte Scheltworte donnerte der weißhaarige Herr noch der Amme in's Ohr, schloß dann selbst die Winkelpforte, und ließ die blonde Maid wieder in ihrer Einsamkeit, in die wie Eulenlied schon vom Hofe herauf des rückkehrenden Hialfs Jägerruf ertönte.

Ernste Nacht, mit deinem Gedankenspiel, mit deiner Verschleierung des bunten Lebens, mit deinem Nachdenken, deiner zaubervollen Erweckung einer geistigen Welt; ernste Nacht, mit deinen Nachträumen und Vorträumen, mit deiner scheinbaren Oede, in welcher jeder Lichtfunken, jeder hämmernde Holzwurm eine Rolle spielt, o, du bist die treue Freundin, welche nie die Stunde des Trostes versäumt; du bist die sorgsamste Pflegerin wunder Herzen, ihr Arzt, welcher den lindernden Besuch niemals vergißt! —

Die festlichen Anstalten hatten Amala nicht von der Folterbank gelassen. Zum morgenden Feste schmückte man mit Tannenzweigen alle untern Hallen, so wie den ganzen Hofraum, damit ein Schein

des Frühlings den Brauttag umkränze; das schwarze, stechende Grün für Wiesenschmelz und Blumenpracht schien der Jungfrau ein Vorbild ihres Frauenlebens. Dann fuhren die Bergknappen die Stechbahn voll blinkenden Kiessandes, und erbaueten einen Grottenthron von seltsamen Ansehen zur morgenden Huldigung; große Granitblöcke dienten als Grund und Stufen; rothbunte Marmorsitze waren drauf gerichtet, und alles dran war ausgeziert mit schimmernden Krystalldrusen und Bleiglanzgruppen; die Abendsonne funkelte zurück von den tausend Flächen der schönen Gesteine, aber ihr schien es eine Marterbühne voll blitzenden Henkerfeuers und mit Thränentropfen und Blutflecken bedeckt. Und als nun der zwergige Norderknapp eine Silberrüstung seines Herrn keuchend in den Zwinger schleppte, und unter einem krächzenden Fabelsang vom Nibelungenhort die einzelnen Waffenstücke abrieb, und fast zugleich der alte Hausmaier mit mehrern Dienern zu ihr eintrat, und die Prunkkleider ihrer Mutter vor ihr ausbreitete, und auf den grünen Serpentintisch die alte, goldene Krone der Harzkönige stellte, aus reinem, schweren, heimischen Metalle der vaterländischen Berge geformt, und mit seltsamen Hieroglyphen und Zauberzeichen geziert, da stand die morgende

Herrlichkeit, in welcher eine Seligkeit unterging, so lebhaft vor ihr, daß sie schluchzend auf ihr Bett sank.

Ritter Luithold hatte seinem Worte gemäß Mittags schon die Felsenburg verlassen; in stumpfsinniger Verzweiflung durchirrte er die Waldpfade, die seinem schönen Vaterlande zuführten, er sagte sich nicht deutlich, warum, aber sorgsam merkte er sich die gefährlichen Stellen und die verführerischen Kreuzwege. Als die Nacht kam, wanderte er magnetisch gezogen wieder der Veste zu, und stieg den engen Klippensteig hinan, der auf die bewachsene Seitenhöhe führte, wo der Wald zu Gängen und Sitzplätzen ausgehauen war, und wie ein weiter, wahrhaft königlicher Garten das Schloß umgab. Er schlich an den Gebäuden und Mauern umher; Alles war still und todt, längst erloschen die Lampe in der Geliebten Fenster; traurig, doch scharfen Blicks ersah er auch hier jeden Platz, jegliches Gebüsch, und wollte dann den Rückweg beginnen. Doch erschrocken stand er am Felsenrande, denn den schmalen Felsenpfad herauf stieg langsam eine schauerlich-seltsame Weibergestalt, langsam, doch sichern und festen Schrittes.

Er floh in den Garten zurück, und schmiegte sich in ein Wacholdergesträuch, das einzige dichte Versteck im winterlichen Park. Der Mond stand am Himmel, doch von dickem Schneegewölk umschirmt und verdüstert. Da stieg über den Klippendamm in die Gartenfläche ein Weib, anzuschauen wie ein Geist der Vorzeit. Ueber Männergröße war ihr Wuchs, ebenmäßig waren ihre Glieder, doch Krieger-stark; ein hochroth Gesicht glänzte im Halblichte von langen, schön-blonden, doch ungelockten Haaren, wie von Roßschweifen umflogen; einen besondern Kranz von feinen Tannenzweigen, in denen kleine Zapfen hingen, trug sie auf der Scheitel, und ein weites, schwarzwollenes Gewand umgab sie. Einen Augenblick stand sie auf der Felswand still, und schien in das Thal hinab zu winken, dann faßte die Gewaltige das große, hölzerne Kreuz, das allda, das Land überschauend, aufgerichtet stand, brach es mit Einem Stoße ab an seinem Grunde, und schleuderte es mit heimlichem Hohngelach in den Grund hinab. Langsam schritt sie alsdann den Gang einher, bis zu den Wacholderbüschen.

Und vom Schlosse heran knirschten Schritte im Schnee, und Ritter Hialf, im Koller und eine Löwenhaut um Schulter und Brust, kam der Frem-

den entgegen. Die Fremde, von Größe ihm gleich, reichte ihm die weiße Hand, doch sie fassend, riß er das Weib mit Einem gewaltsamen Zuge in seine Umarmung. Luithold bebte. Es war ihm, als zitterte die ganze Erde unter ihm bei dieser Umarmung; sie schien ihm ein wilder Bund des Verderbens für alles Lebendige.

„Bräutigam!“ sagte die Fremde wie im Vorwurfe.

„Die Krone mein!“ rief der Riese jauchzend auf. „Doch für dich!“

„Wenn? Und wie?“ — Spöttisch lachte Hialf durch die Nacht.

„Glaubst du, dieses zerbrechliche Menschenkind sey meinem Herzen genug und meinem Königsbette? Glaubst du, des thörichten Zwergvaters Verheißungen verlockten mich? — Ich will sie quetschen in meinen Armen, daß sie das Lieben im Weh vergißt, will Spaß und Spiel treiben mit seiner Kronenpracht, und mit seinem Schatze, den er den Gnomen des Gebirges entwendet. Aber wenn die Mainacht kommt, wenn die Flammensäule steigt vom Brockengipfel, und um Mitternacht alle Odins-Kinder sich sammeln zum tönenden Feste, und die feigen Kreuzesbrüder den Teufel ziehend glauben und die wilde

Jagd, dann feiert Hochzeit König Hialf und sein Runenmädchen, und das falsche Christenblut des alten Königs und der bleichen Königsdirne tränkt den Altarstein und den Gottesthron auf dem heiligen Berge, und färbt den bunten Granit mit schönem Brautroth." —

„Und wir trinken Versöhnung aus dem Blutbecher!" stimmte die Allrune mit gräßlicher Stimme ein.

„Und bis dahin?" fragte der Riese. — „Bleibt die Höhle verschlossen, und bewacht von Bär und Wolf! Bis dahin kein Liebesfest, mein treuloser Buhle und Gespons!" — Er wollte Einrede thun, sie aber legte die Hand auf seine bärtigen Lippen, und sprach: „Unten wartet der Priester. Er will reden mit dir. Soll er kommen?" —

Unwirsch und in sich gekehrt nickte Hialf; sie aber ging zurück, und rief einen Ton in das Thal hinunter, welcher klang wie der Nachtschwalbe Ruf, wenn sie über Sumpfgebüschen flattert. —

Es währte nicht lange Zeit, da erschien eine schwarze Mannsgestalt und näherte sich mit der Rune. Es war ein stämmiger Greis, Arme und Beine ihm nackt, die Füße nur mit Iltishäuten umwickelt, ein blinkend und ungeheures Messer stak im Gürtel seines schwar-

zen Kleides, und über dem grauen, rauhen Haare und verwirrten, langen Barte umglänzte ein breiter Goldreif die nackte, große Stirne. —

„Ritter Hialf, bist du ein Abtrünniger?“ fragte er dumpf, wie fernes Wettergeroll klingt. „Willst du Gemeinschaft treiben mit den Verstoßenen?“ —

„Schweigt dein Prophetengeist, hochwürdiger Greis?“ fragte ehrerbietig der Riese zurück. „Bringe mir Segen und Götterspruch, denn ich werde die schönen Höhen von Wodans Feinden reinigen, und den alten Dienst frei machen und wieder königlich, und dieses hohe, weissagende Mädchen wird Königin seyn mit mir über den ganzen hercynischen Gau. Die Götter lieben sie, ich werde eifern mit den Göttern um die höhere Liebe.“ —

„Islandshünensohn,“ antwortete feierlich der Priester, „du bist ein Berufener der Götter, ein Walhallaskind; nach Nebelheim wirst du schicken die Gewaschenen. — Aber hüte dich, die Nachtvögel krächzten sonderbare Warnungsreden, da ich ging, dich zu suchen. Binde mit dreifachen Ketten dein Leibroß, denn von ihm drohet dir Gefahr und Mühsal und große Noth!“ —

„Was kann das wilde Thier?“ fragte übermüthig Hialf. „Hat es mein Schenkel doch zusammen gequetscht, mein Sporn es wund und matt gehetzt bis zur Ohnmacht vor wenig Stunden noch.“

„Hüte dich!“ sprach der Priester nochmals. „Die Götter sprechen leise, aber sicher.“ —

Die Allrune sah suchend umher. „Ich spüre fremden Athem!“ sagte sie. „Weilt ein Menschenkind verrathend nahe uns?“ —

„Ich gewahre nichts!“ antwortete Hialf, sich umschauend, und mit blankem, langen Schwerte schlug er durch die Wacholderbüsche; tief bückte sich Luithold. — Auf den fernen Höhen zogen jetzt Fackeln wie Kometenschweife; hie und da flackerte ein Feuerchen auf, und ein eintöniges Gebrüll tönte aus der Weite herüber.

„Gehst du mit?“ fragte der Priester. „Willst du das Neujahrsfest feiern mit den Feuergenossen? — Wir haben im Föhrenwalde zum Hochzeitsfeste ziehende Christenritter aufgefangen, und droben schlachtet die das heilige Messer.“ —

„Ihr wagigen Männer! Doch schlachtet schnell, vielleicht ist der blonde Sassenfant darunter, der keck und stolz um die Krone warb gleich mir, und der heute Abends das Schloß verließ. Aber dabei seyn

kann ich nicht, denn ich selbst muß wachen wie ein Zauberdrach über mein kleines Liebchen und ihren Goldschatz. Wie die Schlange Jornungandur die Erde, so umkreise ich sie." — Also sprechend, umschlang Hialf nochmals das Weib. „Gehet jetzt!" setzte er hinzu. „Morgen spiele ich Hochzeit mit Kindern; doch wenn drei Male der Mond sein Antlitz in den Trauerschleier hüllte, weil seine Sonnenschwester seine Liebe verschmäht, dann tönet Odurs Hornlied von diesen Zinnen den Hochzeitsreigen für die herrlichste Braut, für die geborene Herrin des Gebirgs!" —

Alle drei drückten sich die Hände, schieden nach verschiedenen Seiten, und verschwanden bald. Lange noch lag Luithold versteckt, dann trieb ihn die Kälte auf, und da er sich nicht hinabwagen konnte in die Nacht, durch welche feurige, heulende Haufen der Götzendiener zogen, so suchte er einen alten Rüdenzwinger, und brachte schlaflos, das gräßliche Gehörte bedenkend, und jetzt zu der verwegensten That und selbst zum Todesschritte bereit, auf hohem Heu ruhend, die langen Stunden hin.

Indessen war der junge Leibbub des Ritters beschäftigt, mit den Riesenrossen eine trauliche Bekanntschaft zu schließen. Wenn er ihnen in der flachen Hand den goldenen Hafer, mitgebracht aus den Kornthälern seiner üppigen Heimath, reichte, so sahen ihn die edeln Thiere mit freundlich-glänzenden Augen an, und stießen unwillig die tauben Körner der Gebirgssaat aus ihren Krippen. Verwundert sah der zwergige Normann zu, wie die Thiere, denen sonst Niemand ohne Scheu nahen durfte, so still den weißköpfigen Knaben eintreten ließen in ihren Stand, und die mächtigen Köpfe an seine Schulter drückten.

„Die Thiere kennen das freundliche Herz!" sagte dann der Bub; „und wer ihnen furchtlos und friedlich naht, der macht ihnen auch weder Furcht noch Groll." — Doch der Zwerg hielt's für Hexenwerk und Spuk, und scheute den Knaben seitdem.

Auch jetzt putzte der Bube eben die dichten, langhängenden Mähnen des schwarzen Hengstes, da keuchte der Zwergknapp herein.

„Säßest du im Heklas-Geiser!" stöhnte der Halbmensch. „Säßest du mitten drin mit deinem schmeichelnden Geschwätz und deiner freundlichen Lache! Nun werd' ich ausbaden müssen, daß ich dir Willen ließ und Herberg gab. Der Herr kommt fluchend grad

auf den Stall los, und findet er trotz seines Verbots einen fremden Knecht um seine Thiere, so wirft er uns ohne Erbarm an die nächste Wand, daß wir platt werden wie die Matzkuchen auf Morgen." —

„Was ist's denn so Ungeheures?" fragte der Bub zurück. „Will ich doch Dienste suchen bei ihm, weil ich nicht bleiben mag bei meinem besiegten und flüchtigen Herrn. Kannst das ja sagen ihm auf der Stell." —

„O, den kennst du nicht!" jammerte der Zwerg. „Der ist gebraut und zusammengebacken aus Kieselsinter im Schwefelpfuhle des vaterländischen Vulkans!" —

„Nun, jammere nur nicht!" erwiederte der Bub. „Ich will deinen Schaden nicht, du Hasenherz!" — Und dabei legte er sich dreist zu des Hengstes Füßen in das hoch gelagerte Stroh. — „Dem Ritter entgeht er und dem Wurf an die Mauer; aber zerstampft begrab' ich ihn morgen," murmelte der Zwerg.

Und ein trat Hialf, mit ihm der Waffenschmid. „Da, leg' die Ketten an Halfters Statt," befahl er mürrisch, und der Schmid that, wie er geboten. „Morgen rasten die Rosse im Stall, und kein scharf Futter, daß sie zahm bleiben und still.

Niemand kommt herein, bei meinem Zorne!" — So donnerte er den zagenden Knapp an; als er aber nun hinzutreten wollte, und streicheln den Hengst, holte dieser scharf aus, und streifte mit tollem Hufschlag des Ritters Brust.

„Holla, Gesell!" rief Hialf. „Merkst du die Kette? So sprach Allrünchen und ihr Genoß doch die Wahrheit. Nur geduldig, so etwas straft nach der Hochzeit Sporn und Gerte." — Der Hengst schüttelte zornig die Mähnen und sah mit Feueraugen dem gehenden Ritter nach. Eine Pause trat ein, wo der Zwerg furchtsam und unschlüssig auf das Strohlager blickte, doch das blonde Büblein wickelte sich munter und unbeschädigt heraus, und der Hengst wieherte wie fröhlich, als er wieder neben ihm stand, und ihm die noch halb gefüllte Faust voll Körner vorhielt. „Du bist ein Asen-Schützling!" sagte staunend der Zwerg. „Ich hätte das Lager unter den vier Hufeisen nicht mit dir getheilt, und hättest du mir alle Gold- und Silberstufen versprochen, welche die Gnomen droben in der Bergkuppe bewachen, wo der Ethward seine Klause hat, und die Zellen der kleinen Berggeister im Felde zu Hunderten sich öffnen." — „Ein gut Gewissen ist ein Zauberschild und Siegfrieds Hort,"

antwortete der Bub, und als der halbberauschte Zwerg sich bald darauf auf sein Lager streckte, schlich er noch in der Burg herum, die Waffenschmiede suchend, dort Feile und Hammer zu erbeuten, um damit den edeln Thieren und sich die Freiheit zu erlisten.

Wohl ganz verschiedener Weise hatten die Hauptpersonen des kommenden Festes die rauhe Neujahrsnacht zugebracht. Schlaflos wälzte der alte Harzkönig sich auf seinen Decken; die Gestalt seines edeldeutschen Weibes wanderte mit bleichem, ernstem Antlitz an seinem Lager vorüber, und seufzte tief auf, und sah ihn so bekümmert an. Er gedachte der Thränen seines Kindes, und zugleich mit ihrem Bilde erschienen ihm seine ehrlichen Gebirgsvölker, blutend unter Geißel und Beile des wilden Riesenkönigs. Wenn nun der Morgenwind scharf um die Zinnen strich, so dünkte das ihm Volksgeschrei und Aufruhrsgeheul; und wenn die Nachtvögel draußen kreischten, fuhr er zusammen, als riefe ihn der Tochter Gewimmer. Tief barg er das graue Haupt in seine Bärendecken, und beschwichtigte sein pochendes Gewissen mit dem Aushelfmittel aller Schwächlinge, mit der Nothwendigkeit. —

Ritter Hialf, des Weins voll, träumte Hochmuthsträume, und ein schwelgerisch Leben in wüster Doppelehe.

Abgeschlossen mit sich selbst, seit es ihm klar geworden, daß hier schnellste Rettung kommen müsse, und hinge Tod an jedem dazu ausgestreckten Finger; seit er erfahren, daß hier noch mehr dräue, als ein liebelos Weibesleben, ganz abgeschlossen mit sich, mit der Welt, mit seinem Gotte, schlief Ritter Luithold mit schöneren Träumen ruhig unter den drei Kreuzen, die er einschlafend über sich gemacht, als Engelsschutz. Wenn der Mensch nur recht fest gefaßt hat, was er will und wollen muß, so gleicht er dem gefrornen Meere, dessen äußerer Spiegel tobende Wellen drunter zwängt und bindet, und welches alle überhin ziehende Lasten leicht trägt, und ohne Riß und Beule. Der Mensch mit einem echten Willen ist das unbezwungene Gotteskind. —

Draußen um die Veste strich bewegten Sinnes die Rune her. Sie lag auf dem glühenden Rost der Eifersucht. Die langen Haare warf der Nachtwind wie Geißelschläge um den nervichten Hals. Mit weitoffenen Blicken starrte sie in das Mondlicht, welches zu erbleichen schien in dem Feuer, das aus diesen Augen zu ihm hinbrannte. So stand sie hoch auf

einer schroffen Klippe, und unter ihr tosete ein Waldbach, seine dumpfen Töne wie eine harmonische Musik beimischend ihren rollenden, düsteren Worten.

„Seyd Ihr still und schlaft mir," sprach sie, „Ihr finstern Nornen, Drillingsschwestern, des Schicksals Wächter, deren Spruch ich bedarf? — Du, der Zukunft Gebieterin, winke deine Bilder herauf! Bleich auch, ich verstehe sie schon, winke mir sie mit dem ewig sprossenden Eichenstabe! — Wo bleibt Ihr? Ist mein Zauber entflohen, sind die Götter gewichen von mir? — Es nahet ein Unglück! Ich lese in den Flecken der silbernen Scheibe der Nacht davon! Hela, des Todtenreichs traurige Herrscherin, schleicht hinter mir, und zeigt mir des Geliebten blutigen Helmschirm. Ist es so? Oder sind die Todeszeichen geistiger, und deuten sie auf Treubruch und Herzweh? — O, Wera, dann räche du mich! Werde ewige Quälerin, wenn der schöne Sohn der Insel, schön wie Nosse und herrlich wie Teut, wenn er die Tochter des Waldes belog, wenn die schwankende Birke ihm lieb ward, und er mehr sucht, als die Krone, unter der sie gebückt geht! O Freya und Wera, dann rächt furchtbar die beleidigte Schwester! dann umgebt seines Athems Zug, ihr zehrenden Dünste und Wetter des Abgrunds! dann trinke er von

meiner Hand aus dem Schädelbecher des zerschütteten Grubenknechts den Bergquell, der über bleichglänzende Erze schlich, der die Eingeweide zerreißt und die Gliedmaßen zusammenbiegt, wie Hörner des Bogens, und, Jduna, gib du ihm dazu den frischesten Apfel deiner Unsterblichkeit!" —

So peitschte sie ihr Prophetengeist, doch waren die Gestaltungen nicht klar, die ihre Einbildung folterten. Unglück sey nahe! das fühlte sie, und darum schrieb sie auf alle Kreuzwege magische Zeichen, legte auf ihnen Ruthen und Steinchen zurecht, schlachtete schwarze Vögel und Thierchen an jeder Ecke der Veste, die bemoosten Mauern mit Blute färbend, und erst der Tag trieb sie in die tiefe Felsenkluft zurück, wo heiliger Aberglaube ihr einen unberührten Aufenthalt ließ, und an welcher der gekettete Wolf ihr ein unlieblich Empfangslied heulte. —

War auch die Nacht der schönen Amala gleich peinvoll, es stand doch keine solche Zerrissenheit in ihr, und in unverhaltenen, stillen Thränen wurde der harte Schmerz weich, und ging in jene Wehmuth über, die das Leben klein macht und den Tod süß, mit Hoffnungen besticht, wo die Wahrheit nicht

ausreicht, und welche ihr der Retter von aller Erdenmühsal in der Auflösung ihres ganzen Wesens zu verkünden schien. In diesem willkommenen Gedanken entschlief sie fest, und ruhte noch ungestört, als ein jubilirend Hornlied die Neujahrssonne begrüßte, und sie erweckend an den aufgegangenen Festtag erinnerte, der ihr wie ein Opfertag war, wo sie das Lamm abgab. — Doch wie erschrak sie gar, als vor ihrem Bett in tiefen Gedanken der alte englische Mönch saß, welchen der bischöfliche Apostel Winfred auf der Veste gelassen, als einen Hort des ausgestreuten Samens.

Sie fuhr rasch von den Decken auf, und weckte dadurch den Greis aus seiner Betrachtung. „Dein Vater schickt mich, Königskind!“ sagte der Mönch mit seiner Silberstimme, die wie eine Feierglocke des Münsters in Ohr und Herz drang; „ich soll dich mahnen an Kindespflicht und Gehorsam; aber ich will dich mahnen an Christuspflicht und Opfer, und dich ermuthigen im schweren Tagwerke.“ —

Auf seine weiße, welke Hand warf Amala ihr Gesicht, sie mit ehrfurchtsvollen Küssen bedeckend; er beugte sich zu ihr, und sein langer, schneeweißer Bart senkte sich auf des Mädchens schöne Stirn.

„Bete zu der Mutter, die ihres göttlichen Sohnes Blut auf sich herabträufeln sah am Marterholze! Sie wird dir Trost geben und Muth! Sie ist die Trösterin gebrochener Herzen, selbst das Schwert tragend in schmerzvoller Brust. Aber erhebe dich nur, denn Gott hat zu mir geredet im Traume seines Dieners, und ich sah dich sitzen in einem blühenden Thale auf einem Rosenthrone, und ein schönes Geschlecht um dich, welches dich Mutter hieß. Waizenhaufen umringten deinen Sitz, und Flüsse rollten vor deinen Füßen, welche reiche Schiffe trugen und die Schätze aller Zonen brachten. — Nein! du wirst nicht dem Heiden geschlachtet werden; auch dieses Land wird nicht wieder der Heiden Tempel seyn, und wird keine neuen Blutsteine tragen, deren Dampfwolken für den Herrn der Heerschaaren sind wie Nachgeschrei und Todesgebete. Glaube mir, dich schützt ein Engel, wenn auch mein schwaches, erlöschendes Auge nicht sieht der gläubigen Tochter Rettung und Glück, und mein Ende vielleicht nahe ist im Kampfe der verirrten Götzendiener dieser Wälder.“ —

Leise sprach er das Letzte, und hauchte einen geistigen Kuß auf Amala's Stirn. Sie wollte antworten, und ihr Geheimniß und ihre Hoffnungen in des Beichtigers Busen legen, doch des Nordländers

dröhnender Schritt machte sie schweigen, und mit neuer Furcht sah sie den Verfolger eintreten, der sie mit rohem, glühendem Blicke betrachtete, wie der Jäger den Fang, und ihr mit sie erschütternder Vertraulichkeit den Morgengruß bot. Sein Knecht folgte ihm, unter einer schweren Truhe keuchend.

„Bist du mir zuvor gekommen, du alter, grauer Holzwurm, und hast mich um die Freude gebracht, das Bräutlein da zu wecken, wie es einem Buhlen geziemt am Tage der Erfüllung?“ so fragte er halb scherzend und halb unwillig den Priester. Und die Braut sitzt bleich allda, und mit einem Antlitz, nebelicht, wie die Herbstsee. „Warum noch nicht im hochzeitlichen Putze, schön Liebchen? Hat der da wieder gesaalbadert und seine frommen Mährlein erzählt?“ —

„Der Tag ist gut und vom Herrn gemacht,“ antwortete gelassen der Mönch, „den ein Gebet beginnt und ein Anruf an den ewigen Schöpfer, den Wächter aller Lebensnächte, beschließt.“ —

„Betet nur zu!“ lachte der Ritter. „Den Frauen kleidet die Frömmigkeit gar schmuck. Auch ich habe zu meinen Göttern gesprochen, und so ist der Rechte doch gewiß getroffen. Du oder Ich! Einer fand den Weg, und dann bleibt der Tag ohne

Unheil.“ — Amala seufzte tief. — „Sehnet sich mein Weibchen?“ fuhr der Hüne fort. „Nur geduldig! Winters Tag ist nicht lang! Und damit die Liebste Spiel hat und Zeitvertreib, während die Ritter zechen, hab' ich ihr eine Morgengabe mit gebracht, denn also ist's Sitte meiner Insel.“

Er schloß die Truhe auf, die der Knecht zu des Mädchens Füßen niedergesetzt, gab Amala mit steifer Ritterweise den Schlüssel, aus Gold gedreht, und begann die Schätze auszukramen.

„Seht!“ sagte er dabei, „Ihr seyd ein gar reiches Fräulein gegen mich schlichten Rittersmann, aber die ganze Welt hat ersetzend herspenden müssen, was mir mein Vaterland und das wüste Steinschloß der Ahnen versagte. Ich bin nicht arm, und der eiserne Arm und das scharfe Schwert waren treffliche Schatzgräber. Da schauet zuerst isländische Reichthümer! Das sind Becher von seltenem Holze, welches das Meer auswirft, meisterlich geschnitzt, und mit den Historien meines Stammes versehen in ritterlichen Bildern; die deute ich Euch in langen Abenden. Da seht Halsgehänge aus blankem Gesteine, Perlen aus schwarzem Lavaglas, und hier köstlicher Mantel und schmucke Halskrause von den schönsten Schwanendaunen, weich, wie Eure Seidenhaut, und weiß, wie

die kleinen Hände. Doch da drunten liegt Köstlichers, lauter Preise meines Schwertes, haben alle Blut gekostet, doch nicht ein Tröpflein von dem Eures Bräutigams." — Amala schauderte. — „Mög't wohl grausen!" fuhr er fort. „Wenn manch Dämchen wüßte, welcher Lebensschweiß an dem Schmuck hinge, den sie leicht wie Blüthenflocke auf der Brust trägt, sie würde gedrückter unter ihm hinflattern im Ringeltanze. Seht, an diesem Reiherbusche hängt noch Hirnblutsspur des hohen Marokkaners, dem meine Streitaxt Turban und Stirn durchschlug, weil er die Landung an seiner Küste uns wehren wollte. Dieses silberne Kästchen voll Goldstücke mußte eine spanische Küstenstadt darbringen, um meinem Schiffsvolke die geraubten Frauen und Knaben abzukaufen, doch wacker täuschten meine Wappner das Südvolk, denn längst waren die Kinder verstümmelt worden an der rechten Hand, und drei der schönsten Weiber wurden für getödtet gelogen, und später nach Alessandria einträglich verkauft. Diese reichen Perlenschnüre nahm ich selbst einer jungen Frankenfürstin vom schönen Halse, die ich mit dem Geliebten in hoher See auf schwerbeladenem Schiffe fing, welches Beide in des Mannes Heimath, in die blühende Sicilia, bringen sollte. Gar unge-

herdig stellte sich der junge Eheherr, da ließ ich Beide verdienstlich zusammenfesseln, und einen Sprung sie thun in die tiefe Meeresfluth."

„O, sie starben einen süßen Tod!" flisterte Amala. —

„Nicht so leicht und schnell, als Ihr glauben mögt!" fiel der unzarte Buhle ein. „Seht, wenn Ihr nun mein Weib geworden, so wollen wir recht oft auf gleiche Weise meine Schätze und Beutesachen auskramen, und bei jedem Stück kann ich Euch eine Waffenthat erzählen, und die langen Abende werden mit Wort und Kuß und Becher schnell dahin ziehen." —

„Gewiß!" seufzte die Jungfrau, und faßte nach ihrem zuckenden Herzen.

„Nun wählt Euch aus! denn Ihr müßt ein Stück davon tragen am Ehrentage mir zur Ehre!" — Er hielt ihr viel Geschmeide hin; langsam griff aber das schöne Königskind nach der Perlenreihe vom schwarzen Lavaglas, und hing sie, zum Himmel aufblickend, sich um den glänzenden Hals.

„Warum nichts Köstlichers? Verschmäht Ihr meine Schätze, stolze Jungfrau?" fragte Hialf.

„Es stammt aus Eurem Inselande!" antwortete sie besonnen.

„Ei so!“ sprach der Recke geschmeichelt. „Und kleidet Euch auch so besonders gut, daß es mich gemahnt, das erste Bräutigamsrecht endlich einmal zu üben, damit sich auch in meinem Leben der Brautstand scheide vom Ehestande. Eure Schüchternheit gab ja bislang dem Werber kein Zeichen, für den Augenblick wohlschmeckend und in der Erinnerung ein unwelklicher Kranz.“ — Umfangen wollte er bei den Worten die holde Amala, doch sie entwand sich ihm.

„Laßt die edle Magd anjetzo,“ bat der Mönch inbrünstig, „sie bedarf Fassung und Bereitung zu dem wichtigen Tage.“

„Schaut da nicht schon wieder Eure mürrische Art hindurch, Ihr neuen Leute?“ höhnte der Ritter. „Eine Braut soll guter Dinge seyn, und singen und tanzen. Ihr macht das Leben zur Grabesprozession, und sucht jenseits, was Ihr hier versäumt. Nein, da waren doch die Vorzeiter ein anderer Schlag Leute, die sich freueten auf das Walhallaschmausen, aber hier keine Schüssel ungeschmeckt, keinen Becher voll ließen, der sich darbot. Ihre Feuertaufe, das war die wahre, denn die macht das Blut sieden durch die Kanäle, wie Geisterwasser, und wenn du, Alter, mir die Braut trübsinnig

machst mit deinen Sprüchlein, so taufe ich dich noch heut mit Feuer also, daß du keine graue Locke mehr behalten sollst auf geröstetem Glatzenschädel. Hinaus mit dir; die Braut soll sich putzen, daß sie die Gäste stattlich empfangen mag zu rechter Zeit." — So nahm er den schwachen Greis vor die Faust, und schob ihn der Thüre zu. —

Das Mädchen war gestärkter worden durch des Priesters erste Worte, denn Jedermann hielt ihn für einen Heiligen und Propheten, da er selten sprach, und nur in wichtiger Zeit immer rathend und verkündigend geredet hatte, und drum klangen ihr jetzt die Hornlieder draußen nicht so gar feindselig mehr. Sie sah vom Fenster aus, wie das Volk über die Straßen und Steige zur Königsburg strömte, wie alle im Feststaate waren, geschmückt mit Spangen die Frauen, mit grünen Reißern der Fichte die Männer, doch suchte sie vergebens den Mann ihrer Seele unter irgend einer Verkleidung. Hoffen und Fürchten sind Zwillingskinder der Liebe; beide sitzen im Schooße der Mutter, welche sich im Wechselspiele zu ihnen hinab neigt und ihre Kinderträume anhört. Amala hoffte Alles; Amala fürchtete Alles, wie grade des Tages jetzt allenthalben erwachendes Gelärm ihr Gegenwart brachte oder Erinnerung. —

Indessen hatte Ritter Luithold für gutes Wort und blankes Geld einen Köhler gefunden, der ihm heimliche Herberge gab, und ihm eine jüngst ererbte Jägerkleidung verhandelte. Ein Wams von rauchen Wolfspelzen verstellte des Ritters schlanke Gestalt, und was sonst noch kenntlich, verhüllte die Halskrause von buntem Iltisfell, und die geschweifte Fuchsbalgskappe, an welcher abenteuerlich zwei zarte Damhirschgeweihe, wie Schmuck, befestigt in die Höhe ragten.

Vergebens hatte er auf seinen Roßbuben gewartet. Als die Sonne im Mittage stand, überwog seine Ungeduld die Vorsicht, und, mit einem Jagdspieße bewaffnet zu Schutz und Wehr, trat er entschlossen die Wanderung zur Veste an. Er war nicht lange noch im Holze fortgeschritten, und kaum aus dem Bezirk der Köhlerhütte getreten, so hemmte Verwunderung seinen Eilschritt, denn bei einem rauchenden Meiler beschäftigt fand er den Ritter Hialf, den er beim Hochzeitsfeste vermuthen mußte.

Der Riese hielt einen langen Tannenscheit in der Hand, und störte mit gewaltigem Fuße den Meiler aus einander, um sein Holz daran in Brand zu setzen.

Als der große Kienspahn endlich flammte, schritt

er, ihn schwingend durch die Luft, fort am Rande des Nadelholzes hinunter. Luithold folgte seinem Gange neugierig, und, neues Unheil vermuthend, auf den Höhen über ihm hin. Der Berg senkte sich zwischen beeisete Klippen hinab, und plötzlich sah Luithold drunten einen geräumigen Höhleneingang, zu welchem ein schmaler Fußsteig zwischen zwei gräßlichen Untiefen leitete, und zu dem der Riese seine Schritte hinlenkte.

Schon mehrere Male hatte Luithold den Spieß gehoben, zu werfen das Todesgeschoß auf des Feindes Leib, doch immer sprach es scheltend aus ihm heraus, und rief: Meuchler! — Doch jetzt ergriff ihn plötzlich der Gedanke, sich hinunter zu werfen vom Abhange auf den Feind seines Glücks, den Räuber seiner Seligkeit, den Verderber seiner Amala, ihn zu fassen, und mit ihm sich zu stürzen vom schildbreiten Fußsteige hinab in die unermeßliche Tiefe. Es war Amala gerettet, wurde frei durch ihn. Sein Fuß zuckte schon vorwärts, da hielt ihn sein guter Engel, und zeigte ihm so lockend das Bild der möglichen Flucht, und bestach ihn mit des Bildes Lieblichkeit.

Unterdessen war der Riese angekommen vor der Höhle, und sah mit lang vorgestrecktem Halse hinein,

und leuchtete hinab, wagte sich aber nicht in die Tiefe voll Nacht. —

„Du Nornenkind! Komm herauf!“ rief er endlich unwillig. „Komm herauf, und steig an's Licht zu dem Liebsten heran! Hialf ist es, der dich fordert!“ — Da fuhr ein grauer Wolf an langer Kette, widrig bellend und die Zähne fletschend, herauf gegen den Rufenden. Wüthend nahm dieser die Fackel und schleuderte sie gegen des Thieres Haupt, daß es heulend zurückfuhr und sein Gewinsel die Echostimmen im Innern der gewundenen Höhle graulich weckte, und es an das Freie klang, als würde das ganze Geisterreich drunten wach und aufrührerisch. Ein blitzend Feuer zuckte jetzt auf und brach aus der Oeffnung, ein dicker, betäubender Rauch folgte, so daß Ritter Hialf betroffen zurück trat. Als der Qualm in die Luft gezogen, stand das Runenmädchen, Zorn im Gesichte, am Eingange.

„Wortbrüchiger!“ zürnte sie. „Hältst du so deinen Pakt?“ —

„Du hast Unglückszeichen überall gestellt,“ antwortete Hialf;“ schwarzes Blut fand ich am Eckstein des Schlosses, das schien ein Liebesruf um Hülfe. Was ist geschehen mit dir?“ —

„Kurzsichtiger!“ erwiederte sie höhnisch. „Du

verstehst dich drauf, Mensch und Thier zu hetzen, doch, was die Geister quält und fesselt, das verstehst du nicht!"

„Was höhnst du?" fragte der riesige Mann so wild zurück, daß der Wolf drinnen neu aufheulte in Furcht. Trieb mich doch Liebe her, Liebe zu dir vom Brautmahle." — Sie sah ihm starr in das scharfgeschnittene Antlitz. — „Ich will nicht zurück! Will bleiben bei dir, und feiern mit dir mein Hochzeitsfest!" fuhr er fort. „Deine schwarze Hausung lockt mich stärker, als jenes zerbrechliche Königsbett." —

Luitholds Herz bebte freudig bei dem Entschluß, der ihm Rettung bot. Aber die Rune trat einen Schritt von dem gewaltigen Buhlen, welcher ihr nahe gekommen war und den Arm nach ihr ausgestreckt hatte. „Kindeshaupt!" sagte sie mitleidig. „Du wiegst nur den Augenblick, und in der Zeit ist deine Lust. Dafür ist die Rune nicht dein! — Wenn diese engen Bethäuser fallen, die den großen, ewigen Geist einkerkern; wenn diese Zeichen zerbrechen, welche die Ewigkeit und den Himmel anziehen wollen, wie der magnetische Spitzenberg das Eisenbeil des Holzfällers; wenn das Feuer wieder herrscht, der belebende Urgeist der Welten; wenn du die Krone mir bringst mit den Zauberzeichen der Väter; wenn

du frei gemacht haſt alle edeln Völker dieſer herrlichen, von den Göttern geliebten Berge, dann theilt das weiſe Mädchen mit dir das Leben, gibt dem Würdigen den unbefleckten Leib, und die von der Mutter ererbte geheime Wiſſenſchaft, und wird die Aſamora eines unſterblichen Königsſtammes. Bis dahin hüllt die Geliebte dir dieſe Höhle und dieſe Nacht." — Hialf wollte antworten haſtig, Ungeſtüm in den rollenden Augen und der Hände geballter Bewegung.

„Ziehe heim!" ſetzte ſie aber ſchnell hinzu. „Zu Hauſe drohet ein heimlich Gift. Ich ſeh's und ſeh's auch nicht. Deine rothen Gluthwangen gleichen mir dem Zinnoberanſtrich prieſterlicher Tänzer, welcher aſchgraue Todtenfarbe deckt; deine wüſten, feurigen Locken ſehen mir aus wie Blutſtröme eines dem Thor geſchlachteten Feindeshauptes. Gehe heim! Hier draußen im öden Winterfelde machſt du meiner Liebe Angſt und ſtechende Sorge." —

„Aber nur ein Stündchen laß mich ein zu dir in dein ſchattig Gemach, und an deiner lockenden Hand!" bat inſtändig der Isländer. Die Rune ſchüttelte ihr Haupt, reichte ihm traurig die Hand, und ging dann langſam in ihre Höhle zurück.

Hialf ballte die Faust, sein Mund zuckte, Liebe und Zorn kämpften. In verbissener Wuth mußte er, wie jeder thierische Sinn, etwas zernichten, seine Hand faßte die nächste junge Tanne und brach den schlanken Stamm mit einem Druck; gut, daß kein Leben jetzt ihm in den Weg trat. Wie der schöne Stamm krachte, besann er sich, und schritt hastigen Trittes zur Burg zurück, wohin ihm eben so schleunig, eben so bewegt, der Sassenritter nachschritt. — —

Hochzeit ist ein gewichtig Ding, und nicht ohne Grund wurde solche Zeit hohe Zeit genannt. Bedeutendere Entscheidung, als der Moment der Geburt, der den Standpunkt des Menschen in der Welt, bürgerlich Glück, kräftige Neigung, wie künftige Bahn und Wahl bestimmt, trägt die Hore, die zwei Wesen zu einem neuen, einfachen Doppelleben verschmilzt. Seligkeit und Hölle liegen in der Wagschal. —

O ihr zertrümmerten Seelen, welche die Härte zerdrückte und die Rohheit, die ihr unter den Hammerschlägen des Geschicks weich wurdet bis zum Zergehen, in langsam zehrender Gluth einer betrogenen Hoffnung aufgelöset in Thränen zerrinnt, oder gleich

dem Diamant im Vulkanfeuer rauher Wuth und Loderung seufzend verhaucht seyd! O ihr freigebornen, herrlichen Geister, dem Himmel verwandt, und über der Erde stehend, wie farbige Regenbogen, Kinder des reinen Lichtstrahles, zu denen alle Erdenbürger freundlich aufschauen; wenn ihr, von den beweglichen Sinnen verlockt, die äußere Form liebend umfaßtet, mit des Geistes Gewicht sie wägend und prüfend, im jugendlichen Taumel die Kette nehmet, die nur der Tod zerreißt, o, wenn dann Eitelkeit und Zwanglust, und Alltäglichkeit und Zwingherrschaft euch begegnet; wenn das arkadische Blumengebüsch eine Frohnstraße wird; wenn die Seraphsfittiche wie Ikarus-Flügel in Einem Sonnenscheine schmelzen, und der Schwärmer zum Staube niederstürzt, weh euch alsdann! Wie der in das Eis gefrorne Goldkäfer; wie die schöne Sylphe, welche der gerinnende Bernstein umschloß, liegt ihr da, und euer Leben wird das gräßliche Grab eines Lebendigbeerdigten! — —

Das empfand Amala; das waren ihre Gedanken, als voller Glanz der Königin sie umgab, und die Krone auf den Ringellocken prangte, sie todeswund drückend. Allein stand sie; verlassen war sie; nur zwei Trostmomente lichteten das Dunkel dieses

Tages. — Der alte Mönch hatte die Einsegnung, in welche sich der heidnische Hialf ganz artig gefügt, bis zur späten Abendzeit verschoben, kirchlichen Ritus bei Fürstenehen vorschützend, und den alten König durch das Bild bestechend, wenn der prachtvolle Abendschmaus und der glänzende Fackeltanz sich dann sofort an die Zeremonie schlösse. Das fiel ihr auf, und als sie dann einmal an's hohe Fenster trat, weil ihre Brust im Gedränge eng wurde, und sie hinaus mußte aus dem Wogen des Fürstensaales, wo Ritter und Frauen, Sänger und Fiedeler, Edelknaben und Diener, wie ein Meer im Mittagsscheine schwellend und drückend, fortrissen und fortgerissen wurden, als sie da einen Jägersmann heimlich und mit Hast mit ihrem Mönche sprechen sah, und des Waidmanns Züge eine Aehnlichkeit trugen mit dem Manne, den sie ewig dachte und Niemanden nennen durfte, da ermuthigte sie sich, und faßte dicht an der Todesstunde das innigste Vertrauen zu der Vorsehung, die die Menschenkinder leitet, aber auch auf dem Wege beschützt. —

Schneegestöber und Sturm hatten die Ritter- und Volksspiele draußen in der Rennbahn nicht begünstigt; als nun der Tag sich senkte, zogen sich die Frauen und das junge Volk zu Tanz, Gesang

und Räthselspielen in die innern Gemächer zurück, große Tische wurden im Prunksaale zusammengerückt, und die bärtigen Streitmänner lagerten sich hinter ungeheure, bauchige und massive Silberkannen und Becher. Auch Amala wollte den Frauen folgen, doch in roher Zärtlichkeit zog sie der grobsinnige Bräutigam schon halbberauscht zu seinem Sitze oben an die lange Tafel, und zwang sie halb durch Bitte, halb durch Herrscherblicke, ihm und dem Könige und den edeln Herren der Nachbarsgauen die Pokäle zu füllen und mit rosenfarbenen Lippen zu kredenzen. Wie wuchs ihr Zagen, wie zitterte ihr kredenzender Mund! die Stunde der Entscheidung näherte sich mehr und mehr, wie ein entfleischtes gräßliches Todtengespenst, und alle Hoffnung auf Rettung erstarb, wie das letzte, leuchtende Kerzenlicht einer verirrten Wandererin. — Siehe, da wurde es lebhaft an der Pforte des Trinksaales, und herein trat im Priesterrocke der alte Mönch, hinter ihm Kirchendiener und Chorknaben, und alle geschmückten Dienerinnen und Zofen der Königstochter.

Der Zecher Gelärm und Jubel verstummte, als der kirchliche, stille Zug zum Zechgelage trat.

„Hochgepriesener Nordlandsheld," sprach der Priester, und neigte ihm sein greises Haupt, „glück-

licher Bräutigam! Bald glücklichster, beneideter Eheherr! Erlaube jetzt dem Diener des Herrn und des einigen Gottes, daß er dir nimmt auf kurze Zeit die schöne Braut, damit sie würdiger und reiner noch der Weihe und deiner Liebe entgegen komme!" —

„Was willst du, Graukopf?" fuhr der Ritter in die Höhe. „Störe uns nicht! Hier ist Weihe, und dieser treffliche Most bereitet Bräutigam und Braut am schönsten zur Feststunde!"

„Es mag dem Kriegsmann also bedünken, und auch solches wohl anstehen," fuhr der Mönch gelassen fort, doch der baldigen Hausfrau geziemt Zucht und fromme Sitte, und sie wird mir folgen darum zur stillen Kapelle des Königshauses, daß sie sich bereite im kurzen Gebete, und versöhne im Beichtstuhle nach der Verordnung der heiligen Bischöfe!" —

„Hast du der Sünde so viele und schwere?" fragte launig Hialf das Mädchen. „Laß es gut seyn, mein Bräutchen! Lege alle deine Sünde mir auf zu der meinen; die leichte Waare macht meine derbe Last nicht schwerer." —

Da zwang Amala ihren Widerwillen in der Noth und Bedrängniß, und legte ihren weißen Arm um des Trunkenbolds nervigten Hals, und sagte

schmeichelnd zu ihm geneigt, und alle Lieblichkeit in Einen Blick ihres Seelenauges gießend: „Laß mich die Sitte achten, mein Herr und Gespons, daß ich nicht verspottet werde von den Frauen des Landes! Frömmigkeit ist dir ja die Bürgschaft der kindlichen Treue deiner Hausfrau. Laß mich folgen dem heiligen Manne, bald bin ich dein Eigenthum dann für immer!“ —

Und der nie gehörte zauberische Liebeston umfing des eisernen Mannes Herz, wie zarte Arme sich um den Liebling des Lebens legen, und er sah tief in ihre seelenvollen Augen, ein Traum, süß, wie Meth, ging an seinen Sinnen vorüber, und ein heimlicher Groll zugleich auf die versagende Rune, deren Auge ihm nie so geblickt; mit Inbrunst drückte er seinen rothen Schnauzbart auf ihren Arm, und sprach nickend mit dem kolossalen Haupte: „Geh denn, mein Bräutlein, aber kehre flugs, daß bald die letzte Fackel verlösche und ich ruhen mag am klopfenden Herzchen.“ —

Und Amala blickte auf ihres Vaters Angesicht, und ein Thränenguß stürzte aus ihren Augen, und sie bog die Knie vor ihm, und küßte unzählige Male seine welken Hände. Er streichelte bewegt ihre Wange, dann aber sagte er, plötzlich sich besinnend, mit harter Stimme: „Freudenthränen! Nicht wahr, mein

Kind? Auf dann, und gehorche schnell deinem hohen Gebieter, dem tapfern und unbezwungenen Sohne nordischer Helden!" —

Wieder erschien die höchste Gefahr vor Amala's Augen; die Worte des Vaters selbst waren ihr Mahnung daran, und trieben sie fort mit den harten, unväterlichen Tönen. So verließ sie ermuthigt in Eile den Saal und ging mit dem Greise und seinem Geleite der Kapelle zu.

Doch der Riesenritter war nicht so unbedacht und bethört, als Amala gehofft; er winkte den zwergigen Leibknapp herbei, und befahl ihm heimlich, er solle spüren und wachsam auf Alles nachgehen, und das Liebchen nicht einen Augenblick aus den Augen lassen.

Der Mönch las die Messe, und betete dann mit der Fürstin, wohl gewahrend, wie der Zwerg am Pfeiler lehnte und horchte und herschielte zum Altare. Priester und Braut gingen dann in den Beichtstuhl, der Zwerg sah ruhig dazu, denn er wußte nicht, daß zu des Priesters bequemen Fortgang bei gefülltem Gotteshause der Stuhl einen Ausgang hatte zum Walle, eine kleine Thüre auf die Umgebung der Burg. „Muthig, mit Gott jetzt, meine Tochter!" sprach der Greis, als er leise aufschloß. „O, was waget

Ihr um mich!" rief Amala mit verhaltener Stimme. „Ich thue ein Werk Gottes," antwortete der Priester im Tone jugendlicher Schwärmerei. „Ich fühl' es ja an der seligen Ruhe, die mich erfüllt. Daß ich Gottes Dienst zur Täuschung gebrauche, wird der Vater der Liebe verzeihen; rette ich ihm und seinem Worte dadurch die reinste Seele dieses verlorenen Landes!" —

„Und wenn Luitholb mich rettet, wo bleibt aber Ihr, mein heiliger Vater," fragte Amala noch ängstlicher. „Des Riesen Zorn wird Euer Alter nicht schonen; ich zittere um Euch, und möchte rückkehren, denn solcher Preis ist zu hoch für das Erdenglück eines armseligen Weibes." —

„Zaget nicht! Zaudert nicht! Gott richtet über ihn und mich!" erwiederte mit hoher Stärke der Gottesmann. „Ehe man uns vermißt, bin ich den Fußpfad des Gartens hinabgeglitten, unten empfängt mich Luitholds Wirth, ein christlicher Köhlersmann, und, von ihm geführt und versteckt, verlasse ich morgen dieses unglückselige Land, bis seine rechtmäßige Fürstin drin herrscht, von Luitholds Schwerte und des Kaisers Heeresmacht wieder in ihr Väterrecht eingesetzt." — Heraus traten sie in die kalte Nacht, und Amala folgte dem Engel schweigend. —

In der Kapelle sangen indeß die Chorknaben, und der Zwerg lehnte schläfrig und gähnend an seinem Pfeiler. Ein Roßbube der Burg trat jetzt zu ihm, stieß ihn heimlich an, und flüsterte: „Kamerad, willst du noch einen Ritt machen, und hat dein Herr den Sachsenknecht in Dienst genommen?“ — „Wie das?“ kreischte das Zwerglein. — „Meine nur, weil dein schönes Roßpaar aus dem Stalle gezogen ist, und der fremde Milchbart, der sich immer mit dir herumtrieb, die Thiere dem Burgthore zuzieht.“ — „Kann der Gauch Ketten brechen, wie morsch Lederwerk?“ fuhr der Zwerg empor. „Aber bei dem Götterhammer, es soll dem Diebe Blutgeld bezahlt werden für die Uebelthat.“ — „Dacht ich's doch, daß es nicht richtig war mit dem Nachtritte!“ nickte der Knecht. — Schwankend weilte der Zwerg noch einen Augenblick, bat dann den Knecht, Wache zu stehen für ihn in der Kapelle, und das Königsfräulein nicht aus den Augen zu lassen, wenn es wieder aus dem Beichtstuhle hervorginge, und so sprang er durch Gänge und Stiege auf und wieder hinab dem Schloßthore zu. Doch wer malte seine Erstarrung im Schrecken, als er jetzt in's Thor trat, wo keine Wache, kein Hellebardier zu sehen war, und droben auf dem Walle der Priester im vollen Ornate stand, und, vom lichten Mondscheine beleuchtet, ein rüstiger

Mann, in Thierfelle gekleidet, die königliche Braut den schmalen, für die Wachposten gemauerten Pfad vom Walle herab trug! Die goldene, weithin schimmernde Krone ließ ihm jeden Zweifel schwinden, und dazu hörte sein feines Ohr vom fernen, äußersten Zwinger her das bekannte, kraftvolle Wiehern des schwarzen Normanns. Eben diese in der Kirche! Jetzt alle hier! Er trauete seinen Augen kaum, und wähnte, er sehe Zauberspiel, doch sein Instinkt trieb ihn mechanisch, zurückzustürzen in das Schloß, und alle seine Bewohner, wie ein Feuerwächter schreiend, in Aufruhr zu bringen. —

Wehe über dich, zu zärtliches Liebespaar, wenn nun des Unglücksboten krächzend Eulenlied die Beleidigten aufruft vom Hochzeitsmahl, und Vater und Bräutigam und Genossen und alles Volk in Zorn und Trunkenheit doppelt grausam herausstürmt auf den verlornen Fang!

Schon fallen die Sessel, die Tafeln schon, die Kannen schon mit vergossenem Labetranke, umgestürzt von der Faust der Erschreckenden und von ihrem wüsten Aufbruche. Die fallenden Becher klirren, die Schwerter rasseln, der ganze Lärm des Schlosses tobt nach Außen, die Lieder sind Sturm geworden, der Jubel Kriegsgeschrei, der geregelte Tanz wildes Verfolgungsdrängen, und Hialf, vom Getümmel gehalten, schlägt

mit zuckender Faust ein Fenstergebäu ein, als sey es morsches Breterwerk eines Gruftbaues, und wie ein Rachegeist vom Heldenhimmel sich niederstürzt in ein verbrecherisch Land, so trägt vom Saale ein kühner Sprung ihn hinab auf die Höhe des Burgwalles.

Der betende Priester ist das Erste, was im Mondenlicht in sein glühendes Auge fällt. Zur Flucht rafft der zu schnell überraschte Alte sich auf, doch schon faßt die mordgewohnte Faust sein priesterlich Kleid.

„Weißhaariger Betrüger!" stammelt Hialf in schäumender Wuth. „Ist Jungfrauenraub deines Gottes Dienst, und Betrug dein Altarlied? — Fahre hin, wo dein Satan wartet!" —

Und wie ein wilder Ur fällt er ihn an, reißt ihn auf vom Boden, da der Ohnmächtige hingestürzt, auf am weißen Gelock, und im Schwungsturz wirft er den leichten Greis hinab die schroffe Felswand.

Unten lag der Priester mit zerschlagenem Gebein neben dem zersplitterten Kreuzesbilde, welches der Rune frevelnde Hand in letzter Nacht hinabgeworfen. Die zuckende Rechte des Sterbenden faßte das heilige Holz, und seine Lippe hauchte: „Vergebung!" —

Mit Einem Satze war drauf der Riese vom Walle im Thore, und sein donnernder Lauf dröhnte den Burgweg hinunter, wo sein scharfes Auge am äußersten

Zwinger und Schlagbaume die Flüchtigen erkannte. So wirft die ungeheure Wildkatze, der blaue Tiger der nordischen Wälder, sich auf das schwache weidende Reh; Kralle und Zahn und Auge glühen wie Kometenlicht in Mordlust.

Ritter Luithold saß schon hoch auf dem schwarzen Hengste, der geduldiger, als er geglaubt, den fremden Reiter ertrug; eben hob der treue Leibknapp die fast athemlose Amala, an deren Leben Furcht und Hoffnung rissen, auf die breite Kruppe des Riesengaules. Auf das Mutterpferd schwang sich nun der dreiste, deutsche Bub. Da tönte des Ritters Donnerstimme, hohl, wie der Wind im Felsenkessel, oder der Waldstrom in schwarzer Bergschluft. Das Mutterpferd zitterte zusammen vor der Stimme des Herrn, des Scheltenden, und stämmte sich fest, und drehte zum Schlosse den gebogenen Kopf, und keine Gerte, kein Fersenschlag bewegte das Thier vom Flecke. Doch der Hengst, vielleicht sich erinnernd an Schlag und Zornwort und Kette, bäumte sich, und wollte davon. Luitholds Zaum hielt ihn noch. „Eilig, Bube," rief der Sachsenheld, „laß die Zügel los, Ferse in die Weichen!" — „Fort! Fort!" rief der Bube. „Und keine Waffe!" schrie der Ritter verzweifelnd, der, als er Amala auf den Arm hob, seinen Spieß von sich geworfen hatte.

„Doch auf Faustschlag dann! Zwingen wohl Zwei den Einen Mann!“ — „Fort!“ rief dringender der Bube. „Alle Kriegesleute strömen schon zum Thore heraus. Soll Euer edles Fräulein umkommen mit Euch?“ —

Amala schrie laut auf; da drückte Luithold dem Hengste die Sporn ein, und er flog, wie ein Sturmwind, mit dem Liebespaare die Straße hin. Doch welch ein Anblick traf des Mädchens Blick, und zerschnitt ihre weiche Seele, daß sie sich kaum zu halten vermochte auf dem Rosse und an des Geliebten Schultern!

Angelangt am Schlagbaume, traf des hohen Isländers Faustschlag das Genick des immer noch spornenden Buben. Besinnungslos stürzte der blonde Knabe auf den Weg, sein helles Blut färbte den Schneerand, und er bewährte im Tode die deutsche Treue, die er dem jugendlichen Herrn gelobt, als er den Flamberg empfing. Die grimmigsten Flüche und Verwünschungen in den Nachtwind stoßend, warf sich der Riese jetzt auf das keuchende Roß, und sprengte, wie ein Toller schlagend und hetzend, den Fliehenden nach. — —

Hast du die Sage gehört aus dem Munde der Amme oder am Kamine der freundlichen Großmutter, als du noch im Fallhütchen gingst und im Kinderröckchen, die Sage vom wilden Jäger und seinem Geleite, wie es Nachts durch die Lüfte zieht, und jedes Menschenkind hinein schreckt in des Strauches verdeckenden Schatten, oder unter das schützende Deckbett? Hast du gehört, wie der ruchlose Waidmann also bestrafend die Hölle hetzt mit schauerlichem Halloh und also für Wildfrevel straft und für Unmenschlichkeit? —

Ihm gleich schien der Ritt dieser Nacht. Schnaubend flogen die Rosse über den Schnee an den Wacholderbüschen und Tannenwäldern hin; aufgeschreckte Eulen umkreiseten die fremden Gestalten, welche in ihr stilles Reich so ungewohnter Weise sich drängten. Amala sah den tobenden Mörder auf ihrer Spur heransprengen; wie umklammerte sie den Geliebten! Wie beschwor sie um Eile! Welche Jammertöne bebten über ihre Lippen! — Sie verbarg ihr Gesicht in Luitholds Pelzgewand, doch immer überhallten die Fluchworte des Riesenritters den Hufschlag des schwarzen Hengstes, der den hinter ihm blasenden Nord zu übereilen schien; sah sie die Gefahr nicht mehr, so hörte sie dieselbe desto grauenvoller.

Aber schwächer wurde des Isländers Stimme, und

den wieder in scheuer Hoffnung gehobenen Augen wurde undeutlicher seine thurmhohe Gestalt; ihr Herz jauchzte, denn augenscheinlich hatte der stärkere Hengst vor dem Mutterpferde einen beträchtlichen Vorsprung gewonnen, als unerwartet auf der Mitte der schmalen Bergstraße, wie aus dem Boden gewachsen, eine wilde Frauengestalt erschien, in welcher Luithold mit Grauen das Runenweib erkannte, die ein langes Messer zückte und die Linke nach dem Zügel des Rosses ausstreckte. Bis zum Ueberschlagen bäumte sich der Hengst vor ihr auf, und kaum erhielt sich der Führer, umklammernd auf seinem breiten Rücken das Königskind; dann setzte das Pferd, Zügel und Leitung verspottend, die kahle Anhöhe hinauf, von welcher der Sturm die Schneedecke fortgerollt hatte, und ohne Straße flog es über die gebirgichte Fläche hin.

Der Aufenthalt hatte den Riesen näher heran gebracht. Luithold's Zaum hinderte und hielt oft den Lauf des schwarzen Thieres aus Besorgniß für die Geliebte in der gefahrvollen Gegend. Hialf, den Gebirgsritt gewohnt und halbtrunken, half durch Zungenschlag und Sporn, alle Zügel lassend, seinem lichtbraunen Thiere fort; so tönte den Liebenden immer heller und heller wieder die Schauerstimme des Mörders, sein rachedurstiger Ruf, und unten von der

Straße herauf sang die Rune ein Opferlied in lang-gezogenen, grausigen Tönen.

Welchen Hort hat die Unschuld in höchster Noth? — Amala betete mit Inbrunst, und ihre Augen hingen nicht weinend, nein, im schmerzlichern, trockenen Weh an dem glänzenden, freundlichen, aber verrathenden Monde. O schrecklich! da hielt das Roß, fest die Vorderfüße stämmend, oben auf steiler Felswand, die wie abgeschnitten in eine Schlucht von unabsehbarer Tiefe hinabfiel; drunten tief brauſete ein rascher Waldstrom ein rufend Todtenlied, und gleich schroff leuchtete im Mondlicht drüben die abgeglättete jenseitige Wand der Spalte.

„Tod, Amala, hinter uns, vor uns! Und dein Ritter hat nicht einmal eine Waffe zur Vertheidigung und zu einem ritterlichen Ende! Spring hinunter vom Rosse! dich verschont sein Zorn, und mich soll der Abgrund aufnehmen, daß ich der Natur erliegen mag und dem eigenen Willen, doch nicht diesem Heidensohne, ihm Ruhm zu geben und einen spottenden Triumph!“ —

Herab wollte Luithold die bittende Magd setzen, sie aber umschlang seinen Hals in Verzweiflung.

„Wolltest du deine Taube dem Geier lassen? Zusamm-n laß uns sterben! Gemeinsamer Tod in Liebe kann nicht so schwer seyn! Horch! Schon sprenget der Feind die Höhe herauf. Hörst du sein keichendes Pferd und das Schnauben seines Athems? Blutdurst lechzt er und entsetzliche Rachelust! Wehe! da stürmt's herauf, und die rothen Ischarioths-Locken flattern!“ —

Und mit schnellem Entschluß warf der Sachsenritter den dampfenden Hengst herum, vom kühnsten Gedanken belebt, und trabte dem Riesen einige Schritte entgegen, der mit lustigem Kampfgeschrei immer näher jagend die erwünschte Wendung begrüßte; doch, nahe dem im Zorne jubilirenden Gegner, riß Luithold des Gaules Haupt wieder dem Abgrunde zu, und spornte mit den schärfsten Ferſenschlägen das fliegende Roß zur Felsenspalte. Das Riesenthier hob sich; Amala schloß schreiend die Augen; — doch ein Meisterſprung trug alle drei auf des Luftstromes jenseitiges Ufer, nur die goldene Krone fiel im Stoße des Ansprungs von dem Lockenkopfe der Jungfrau hinab, und klatschte spät nieder in die Fluthen des Stromes der Tiefe. In die Knie sank drüben der Heldengaul, von Luitholds Zaume kaum aufrecht erhalten, und die wieder Athem schöpfende Amala sah mit neuer Furcht den Riesen Hialf sich rüsten zu gleichem Sprunge. Gott schied das Gute und Böse, und war nahe in Noth! — Gar herrlich flog das gehorsame braune Thier durch die Luft, aber kaum erreichte der zarte Huf den rettenden Vorsprung; so schlug es über, hinab in die unermeßliche Tiefe, und Reiter und Roß verschlang das Dunkel der Spalte. Unten lag der Stolze bei seiner Krone, das Ziel seiner verwegenen Wünsche, doch Niemand hörte wieder von ihm.

Die Liebenden verfolgten indeß ihren Weg unter Liebkosungen und vereinigten Dankgebeten. Bald jauchzten sie auf über die Wunder ihrer Befreiung, bald dachten sie in demüthiger und schmerzlicher Andacht

an den Tod des getreuen Knappen und des ehrwürdigen Priesters, und gelobten ihr Leben der Frömmigkeit und Tugend. Schwindel freudiger Träume, stilles Nachdenken über die Schicksale der ersten Tage dieses Jahres wechselten bei ihnen ab auf der langsamen Reise vom Gebirge in des frommen Ritters friedliche Heimath, wo alles Glück, welches Seelenruhe und Wechselliebe zu geben vermag, sie erwartete. —

Des alten Harzkönigs Veste wurde leer und verfiel. Das Volk sprach: der alte Herr ist schwermüthig geworden! Man sah ihn selten, nur an dem Platze, wo der alte Mönch gestorben und begraben war, saß er zuweilen, und seufzte tief, und starrte mit trockenem, suchendem Auge in die Ferne. Die Kinder und Mädchen der Gegend blickten dann mitleidig auf den einsamen, stillen, alten Held, und beweinten ihn; er aber schien sie nicht zu schauen, und seufzte beständig, und suchte mit erlöschenden Augen in der Ferne; doch es kam sein Kind nie zurück. —

Auch die Rune hatte ihre Höhlenwohnung mit Tannenzweigen zugeflochten, und zeigte sich dem Gebirgsvolke nicht mehr. Ihre heiliggehaltenen, prophetischen Aussprüche waren verklungen, auch sah man keinen Verkehr der alten heidnischen Priester, wie ehemals, in der Gegend ihres Felsenhauses. Schätzegrabende Bergleute wollten sie zuweilen um Mitternacht haben sitzen sehen an der ungeheuern Felsenspalte, wo sie Beschwörungen gesprochen, und seltsame Liebesreden zu der Tiefe geführt. —

Die Sage ist fast verschwunden in jener Gegend, nur die Spur vom gewaltig einhauenden Hufschlage des Riesenrosses in die Rinde des diesseitigen Felsens erhält noch sichtbar das Angedenken des Wundersprunges, und der Führer des Mineralogen, welcher die reichen Harzgebirge durchzieht, zeigt das ungeheuere Mal und erinnert an die Wundermähre der Vorzeit. Auch in dem Kronschatze eines herrlichen, deutschen Fürstenhauses, welches Luitholden, den Sachsenhelden, zu seinen Vorfahren zählt, liegt noch die schwarze, isländische Perlenschnur, das Brautgeschenk des furchtbaren Nordländers; aber die Spur von Amala's Thränen ist nicht mehr daran, die Besitzer kennen ihren Werth nicht und das Alterthum der Obsidian-Kügelchen; kaum wird noch je zuweilen die Inschrift am Goldschlosse der Halsschnur von einem Neugierigen gelesen, welche die gerettete Königstochter drauf graben ließ mit frommen Sinne:

— „Gott ist der Unschuld treuer Hort.
Verzag'st du, richt' an ihn dein Wort!" — —

So lautet die Inschrift, und spricht das Leben der beiden Geretteten aus, welches in stiller Heiligung und in allen Tugenden, und in echter, in das Leben wirkender Deutschheit ein Muster ward für viele Geschlechter.

XIII.

Agrionien

für das Jahr 1819.

gesammelt

von

Theodor Hell.

I.

Sylbenräthsel.

Die ersten Drei sind gut Latein,
Und doch versteht sie jeder Schreiber,
Ja wohl — ich wett' ein Oxhoft Wein —
So manche alte Trödelweiber.
Sie theilen ohne Instrumente
Die größten Massen schnell und leicht —
Das Inventar, wie die Legende,
Gehorsam ihrer Theilkraft weicht.

So lange wir dies Kleeblatt kennen,
Nimmt es auch stets — als müßt' es seyn —
Dreist nur die Oberstellen ein —
Und doch, anmaßend es zu nennen,
Das dürfte wohl sehr albern seyn.
Auch seicht und vorlaut ist die Drei,
Strebt alles flüchtig vorzutragen,
Und doch fiel es noch Niemand bei,
Ihr drob ein tadelnd Wort zu sagen.
Vielmehr noch Ehre sie genießt,
Daß all' ihr Wissen Stückwerk ist.

Steht Dem und Jenem das Latein,
Auf dem wohl schmalen Deutungswege —
Man weiß, wie's geht — etwa im Wege —
So sprechen mit dem Rath wir ein:
Die letzte Sylbe dürft Ihr nur
Aus ta in tel Euch übersetzen —
Und — glücklich seyd Ihr auf der Spur,
Am Räthselschlüssel Euch zu letzen.

Die vierte Sylb' ist winzig klein,
Und doch zu hoher Kraft berufen;
Denn oftmals zimmert sie allein
Die größten Geld- und Ehrenstufen.
Gerader Weg ist nicht ihr Weg,
Sie lebt und sucht den Schlangensteg.
Die sich der Sylbe Kraft bedienen,
Die nennen's: Schwimmen mit dem Strom —
Nur kürzlich ist sie erst erschienen
Im Abendblatt als Palindrom.

Das Ganze könnt' an seinen Thaten
Ihr wohl den Augenblick errathen —
Ist's klug — seht Ihr's auf Rosen gehn,
Und trachten nie nach Rang und Würden —
Ist's dumm — seht Ihr's auf Dornen stehn,
Und seufzen unter großen Bürden —
Doch sey es klug nun, oder dumm,
Geehrt ist's überall auf Erden —
Und hochgeehrt das Studium:
Das Ganz' auf leichte Art zu werden —

Noch eins: Wenn alte Regeln gelten,
Sind es fürwahr die Dichter selten —
Zum Beispiel ich — das sag' ich offen —
Nicht etwa nur so im Gedicht —
Ich war es nie und bin es nicht —
Und hab' auch nimmer drauf zu hoffen. —

Richard Roos.

2.

Logogriph.

Des Künstlers Hand kann zum Erbauen
Beliebter Plätze mich verwenden,
Mich ziert ein Schmuck, gar lieblich anzuschauen,
Und fähig, manchen Nutzen Euch zu spenden.
Jetzt setzet mir das Zeichen G voran,
So deut' ich, Leser! wollt Ihr's glauben?
So deute ich die Handlung an,
Die meinen Schmuck mir pflegt zu rauben.

B.

3.

Charade.

Erste Sylbe.

Ach! wie wohl und lieblich doch
Wird es mir bei Deinem Nahen,
Willst Du mich denn einmal noch
Off'nen Armes heut' umfahen?
Leg' recht dicht dich an mein Herz,
Und durchdring es, ganz Dein eigen,
Daß des Lebens Lust und Schmerz
Endlich, endlich mir doch schweigen.

Zweite und dritte Sylbe.

Wollt mich wieder, böse Zwei,
Hin zu Euerm Tummel haben?
Laßt mich, laßt mich liebe frei,
Mag nicht Eure bunten Gaben,
Will zwar bleiben in Euch noch,

Weil's nun einmal nicht zu ändern,
Doch behängt mir nicht das Joch
Noch mit Euern Flitterbändern.

Das Ganze.

Ei, sieh da! Was beut sich mir,
Wenn ich alle Sylben eine?
Eine friedlich milde Zier,
Wie ich's so von Herzen meine,
Ohne viel Geräusch und Pracht,
Der Natur recht abgestohlen.
Künstler, der Du dies gemacht,
Will zum Mitgenuß Dich holen.

Th. Hell.

4.

Charade.

Siehst du die Tage sich wonnig verklären,
Schwelget dein Herz in verjüngter Lust;
Wieget die Hoffnung noch keimende Aehren
Lächelnd an mütterlich liebender Brust;
Hörst du der Schwalben luftzwitschernde Schwärme
Fröhlich begrüßen die heimische Au;
Fühlst du der Sonne belebende Wärme,
Trübet kein Sturm mehr das himmlische Blau;

Kehren die Störche aus dämmernden Weiten
Klappernd zum traulich heimathlichen Nest;
Siehest den Teppich du Floren bereiten,
Schmückend die Fluren zum fröhlichen Fest:
Dann, ja dann wirst auch das Erste du schauen,
Ihn, der Jugend und Freude erschuf!
Jauchzend erfüllet sein Jubel die Auen,
Fröhlich folgt alles des Freundlichen Ruf.

Um ihn mögen die Letzten gern prangen,
Um ihn sich kleiden in schmelzender Pracht.
Glühend, wie Phyllis purpurne Wangen,
Schön, wie die Unschuld, die sie bewacht,
Schließen sie weit sich zum duftenden Kranze
Froh um den lieblichen Vater her;
Aber strahlt Phöbus mit höherem Glanze,
Sind auch die lieblichen Kinder nicht mehr.

Und es blicket mit blendendem Glanze,
Unschuld und Demuth im freundlichen Blick,
Voller Vertrauen das liebliche Ganze
Still auf den lächelnden Vater zurück.
Sieh, und er träget mit sorglichen Mienen
Rettend den Liebling zum schattigen Hain.
Dort soll er wachsen und duften und grünen,
Dort schläft er, entfernt sich sein Retter, auch ein.

F. W. C. Blankenburg.

5.

Homonyme.

Ich, die ich Witz und Scherz,
Musik und Tanz Dir spende,
Zugleich für Aug' und Herz
Gar lust'ge Bilder sende;
Ich bin es auch, die oft
Tod und Verderben bringt,
Dem Helden unverhofft
Ein Todtenliedchen singt.

W. Protz.

6.

Räthsel.

Die Ruh' ist in mir ganz und gar,
Und doch ist Ruhe bei mir rar;
Denn auch die Unruh' ist in mir.
Ruh' ich: so liegt die Schuld an dir.

Moritz Engel.

7.

Charade.

Schmeichelnd rief die beiden Letzten
Sylvia dem holden Schäfer zu,
Und er ward nach sanfter Ruh
Schnell mein Erstes. Beide setzten
Sich dann traulich zu dem Busche hin,
Der ich selbst als Ganzes bin.

Moritz Engel.

8.

Charade.

Die Ersten ziehn mit schwerem Flug
Wohl auf, wohl ab in Lüften,
Wohin Instinkt und Wahl sie trug,
Entflohen ihren Klüften.
Die Dritt ist wohl hart und schwer,
Und man erweicht sie nimmermehr.

Das Ganze blickt so schauerlich
Von Hügelshöhen nieder.
Um Mitternacht versammeln sich
Dort bange Geister wieder.
Nur grauser, kalter Grabesduft
Erfüllet dort ringsum die Luft.

K. Stahl.

9.

Anagramm.

Durch viel Geräusch wird mein Entstehn verkündet;
Doch wartet mein ein herbes Mißgeschick,
Da stets den sichern Tod die Mutter findet
In meines Lebens erstem Augenblick.

Kaum seh' ich's Licht, so wird es mir entzogen
In Kerkernacht, wohin nicht Sonne blickt.
Mit meinem Häuschen werde ich gewogen,
Und weit oft in die Welt hineingeschickt.

Wird man der Haft mich irgendwo entlassen,
Gewiß ist dann mein letztes Stündchen da.
Oft muß im Flammentode ich erblassen,
Und oft man mich zur Speise gar ersah.

Will man gewaltsam mich auch um noch drehen,
Nun wohl, den heil'gen Vätern sey's geklagt,
Die gleiches Namens langgeschaaret stehen,
Von denen mehr uns die Geschichte sagt.

W. Protz.

10.

Charade.

Drei Buchstaben.

Eine Ballade.

Früh beim Strahl der jungen Sonne
Trafen Alf und Ida sich,
Fühlten neuverjüngte Wonne
Jeden Morgen, der entwich. —
Rund umher des Gartens Blüthe,
Balsam duftend junges Grün,
Ihnen hoch entgegen glühte
Sie, des Tages Königin!

Wenn des Tages Glanzgeflimmer
Endlich langsam still entwich,
Wenn des Mondes Silberschimmer
Sanft das stille Thal beschlich,
Wie vom Himmelszelt dann wieder
Sich Erholung senkt' und Ruh';
Arm in Arm geschlungen wieder
Sahen sie dem Schauspiel zu.

Saugten aus des Andern Blicken
Ihres Himmels ew'ges Glück!
Daß sie selbst sich nur beglücken,
Glänzet Dank ihr Wechselblick.
Und so streute Liebe ihnen,
Sanft erglüht, mein erstes Paar!
Daß sie ewig doch erschienen,
Wie der Frühling sie gebar!

Endlich wich den heißen Bitten
Ihrer Väter alter Haß —
Was sie noch durch ihn gelitten,
Davon auch ihr Herz genas.
Hört Ihr, wie des Donners Glocken
Tönen froh das Thal entlang?
Ida schlingt in ihre Locken
Jetzt mein Drittes froh und bang!

Bang! denn ach, beim größten Glücke
Preise mäßig Dein Geschick!
Mit des Unglücks trüber Tücke
Naht der nächste Augenblick!
Prächtig zu des Festes Glanze
Strömt herbei der Ritter Zier,
Freut sich wieder, eine Lanze
Wett zu schwingen im Tournier.

Bald nun ziehet in die Schranken
Hochgeschmückt der Gäste Schwarm,
Alle kämpfen, Alle wanken
Alfs, des Helden, Nervenarm!
Endlich tritt hervor zum Streite
Kurt, im Auge scheele Wuth; —
Er, der einst um Ida freite,
Sah verschmäht der Liebe Gluth.

Und als ob sie sich zermalmen
Wollten, traf der Speer die Brust;
Doch er brach wie dünne Halmen,
Regte noch die Kampfeslust!
Und der Kampf beginnet wieder —
Ida barg den bangen Blick —
Kurt stößt in des Panzers Glieder
Und erbleicht sinkt Alf zurück!

Das Erquicken linder Thränen
Sinkt auf Ida nicht herab,
Sprachlos, nur mit leisem Stöhnen
Schaut sie des Geliebten Grab.
Schon des zweiten Abends. Röthe
Sieht im heil'gen Schleier sie!
Daß sie für den Gatten bete,
Weicht von ihr mein Ganzes nie!

Heinrich Schmidt.

II.

Charade.

Die letzten Zwei sind durch ein enges Band,
Wenn auch nicht stets durch Liebe, sich verwandt.
Das Ganze nennet man zwar auch Verwandte;
Doch ist die Freundschaft nimmer echt, —
Ein ausgebreitetes Geschlecht:
Da trifft man Leut' aus jedem Stande,
Die, weil sie meist dem Schicksal schelten,
Daß sie nicht selbst als Text mehr gelten,
An freiem Text auf Andre sich ergötzen,
Und ihn mit Noten unter Wasser setzen.
Die Ersten, so bald weiß, bald schwarz erscheinen,
Sie sind es, die das Ganze einen.

B.

12.

Charade.

Minister haben, doch Bettler auch,
Was meine zwei Ersten benennen,
Doch nur in der Einheit, das ist so der Brauch,
Und deutet nur an, es können

Die Hohen den Niedern es geben, und doch
Behalten sie in der Einheit es noch.

Du fragst mich nun nach den letzten Zwei'n?
Sie sind eine Münze, gering und klein.
Das Ganze — nun, wenn man's den Ersten beut,
So gibt es oft gewalt'gen Streit.

Anton Niemeyer.

13.

Räthsel.

Du siehst mich vielfach von Gestalt,
Doch immer hart und immer kalt;
Und, daß ich nichts von mir verheele,
Ich habe eine schwarze Seele.

Und dennoch strömet innig warm
Aus meinem Innern Freud' und Harm,
Und bei gar manchen Kinderpossen
Auch scharfer Witz und bitt're Glossen.

Wie manches fromme, schöne Bild
Aus meiner schwarzen Seele quillt,
So diene ich bei Freud' und Leide
Doch auch dem Hasse und dem Neide.

Das ist mir alles einerlei,
Ich bleibe immer kalt dabei,
Denn nichts zum Lobe, nichts zum Ruhme,
Gilt mir von meinem Eigenthume.

W. Willmar.

14.

Charade.

Es hallt das erste Paar in Feiertönen
Mit ernster, schwermuthsvoller Lieblichkeit,
Beim Wechsel jeder Tageszeit
Mahnt es, mit Gott sich zu versöhnen.
Es trägt die Weihe hehrer Festlichkeit
Weit in die Fern' im Christenlande, —
Tönt, wenn sich lösen ird'sche Bande.
Die Dritte eint der Kinder Kreis
Zur lautern unschuldsvollen Freude,
Und Heil dem Jüngling, Mann und Greis,
Der es im Leben nie entweihte,
Dem es nur Lust — nicht Leidenschaft —
Die Lebenskräfte nie erschlafft!
Das Ganze eint der Ersten Harmonien,
Und grüßt die Stunden, welche kommen, fliehen,
Mit trauten Wechselmelodien
Durch jenes reiche Gartenland
Bis an des Meers umwogten Strand.

Friedrich v. Klotz.

15.

Räthsel.

Ich bin ein Schloß, wo Geister hausen;
Oft recht in Mitternacht, und, ohne Zweifel,
Bisweilen rechte dumme Teufel!
Ach welcher Spuk, ach welches Grausen
Ist schon durch sie geboren worden!
Gespenster, Hexen in Kohorten!

Der Todtenwirth, Urach der Wilde,
Die Löwenritter, schlafende Jungfrauen,
Und andre scheußliche Gebilde,
Und anderes gespenst'ge Grauen!
Doch wohnen auch darin oft gute Geister,
Von hohem Wissen, schöner Künste Meister,
Die mit den holdsten Zaubereien
Gar wundervolle Welten schaffen,
Und anmuthsvolle Blumen streuen!

Aus mir, nicht in mich, kann man gaffen
Durch helle Fenster, heut zu Tag aus zweien,
Sonst traf man's oft mit einem, ja mit dreien!
Ganz nah dabei ist eine Frau zu schauen,
So naseweiß, wie alle Frauen!
Seht, wie sie alles gleich beschnüffelt, —
Daß recht viel ruchbar wird, wer hat es lieber?
Zur Strafe kriegt sie manchen Stüber,
Doch hilft's nichts, wird sie noch so sehr gerüffelt!
Das Pförtlein in dem Schlosse
Führt nicht zum oberen Geschosse.
Erst geht's auf Rosenpfaden,
Dann schnappen Symplejaden,
Bis ein Polyp mit Gierde
Hinunter zieht in tiefe Schlünde,
Was zehnfält'ge Dienerschaft geschwinde
Zum nie verschlossenen Pförtlein führte.
Auf beiden Seiten wohnen
Zwei Kerls, recht zu Spionen
Von der Natur erschaffen und geboren.
Sie sehn zwar aus wie Schnecken,
Und tragen keine Sporen,
Ja werden selbst von Gecken,
Zwar niemals eingekerkert hinter Riegel,
Doch oft in Fesseln (sey's auch Gold!) geschlagen,
Die müssen sie bei Nacht und Tage tragen,
Allein sie sitzen immer fest im Bügel.

Und wenn sie sich erst recken,
So darf man kaum den Kecken
Ein leises Wörtlein sagen,
So wird es gleich der Herrschaft hingetragen;
Der steh'n dann Blitz und Donner zu Gebote,
Und der Polyp im Pförtlein, der zur Rache
Sich leicht erhebt als gift'ger, grimmer Drache!
Oft führt sein Geifer selbst zum Tode! —
Weh, dreimal Weh! brennt's unter meinem Dache!
Dann wird der Herr und Meister
Durch seine Unterthanen-Geister
Geschmissen aus dem obersten Gefache,
Bestochen oder massakrirt die Wache,
Und meine Veste so erschüttert,
Daß selbst das Fundament erzittert. —

Wie alles auf der Erde muß vergehen,
So kann auch ich nicht ewig stehen!
Die Geister fliehen nothgedrungen,
Wohin? — Die Antwort ist noch nie gelungen,
Und von der Erde werd' ich eingeschlungen.

Karl Ludwig Reh.

16.

Charade.

Das Letzte hat's gewaltig hinter'n Ohren, —
Ein Bild der Wachsamkeit und List, —
Drum wird das Erste oft verloren,
Eh' man des Letzten Meister ist.
Das Ganz', ein Thier, als stolz bekannt,
Wird nach der Farbe so benannt.

B.

17.

Räthsel.

Zwei Sylben nur enthält das Wort,
Das R. und D. Dir nennen,
Sie nennen Dir den schönen Ort,
Den alle Menschen kennen;
Es trägt Dich durch das Leben hin,
Und in den Todestagen
Mußt Du, so wahr ich ehrlich bin,
Ihn auf Dir selbst noch tragen.

W. Sehring.

18.

Charade.

Wie grünen der Sylben drei Ersten so milde,
Und zieren des lieblichen Südens Gefilde!
Die Vierte schmücket die junge Braut,
Wenn dem Geliebten der Pfarrer sie traut.
Das Ganze, gewidmet verlornen Lieben,
Ein Denkmal uns von den Theuern geblieben,
Gießt in des Verwaiseten öde Brust
Oft schwermuthsvoller Erinn'rung Lust.

K. Stahl.

19.

Charade.

Sonett.

Rüdiger an Hildegard mit Uebersendung des Ganzen.

Gabe, von der treusten Brust gegeben,
Die sie anzunehmen nicht verschmäht,
Bleibe bei der Holden früh und spät,
Wie sie meine Wünsche stets umschweben.
Sey Dein Erstes, wenn, der Jagd ergeben,
Sie das flücht'ge, scheue Wild erspäht,
Und wenn sie im stillen Zimmer näht,
Di'n' zum Letzten ihr mit regem Leben.
Aber wahre, daß Dein Erst' und Zweites
Nimmer ihr mein heißes Lieben werde.
Ach! es wäre ja doch wahrlich beides
Mir der höchste Schmerz auf dieser Erde.
Werde untreu dem, wie Du geschrieben,
Und bleib treu mir in dem treuen Lieben.

Th. Hell.

20.

Charade.

Sucht Ihr die letzten Drei; Ihr findet
Beim Mädchen sie, das Zärtlichkeit
Mit Rosenketten an Euch bindet,
Und in der Ehe Flitterzeit, —
Einst trefft Ihr sie in jener Welt, —
Das Erste bald in off'nem Feld,

Und oft, wo Ihr es nicht vermuthet,
Daß wohl das Herz Euch drüber blutet:
Denn meist verdeckt dies Wesen fein Gefühl,
Treibt in der Maske nur sein Spiel,
Sein Thun und Sinnen — wer hat's nicht erfahren?
Das Ganze wird's Euch offenbaren.

B.

21.

Charade.

Wem der Letzten Gabe ist verliehen,
Der ist stets willkommen überall.
O! durch sie kann manche Freud' erblühen.
Ungesucht sey sie in jedem Fall.

Laß die Erste weg, sie wird verderben,
Was die Letzte schön uns dargestellt.
Mit dem Ganzen wirst Du nichts erwerben,
Als vielleicht den Hohn und Spott der Welt.

W. Protz.

22.

Charade.

Wo sich zwei Herzen froh verbinden,
Da weht des Lebens Rosenzeit,
Man hört des Brautpaars Seligkeit
Bei meiner Ersten laut verkünden,
Und bei der Gläser Jubelklang
Ertönt ihm festlicher Gesang!

Ihm hangt der Himmel voller Geigen;
Doch nach und nach stellt sich die Prosa ein,
Des Winters Schauer bricht herein,
Die Instrumente fangen an zu schweigen,
Und Mancher lernt zu spät das Letzte kennen,
Und gäbe willig nicht das Ganze bloß,
Nein, selbst das Letzte, wär's auch noch so groß,
Vermöcht' er von dem Letzten sich zu trennen.
Er flucht dem Ganzen, daß er's nahm,
Dem Ganzen, daß er es geboten,
Und spät're Reue, tiefer Gram
Besingt die Wahl in langen Trauernoten! —

B.

23.

Gleichname.

Mich hat gar oftmals schon der Frauen Mund gepriesen,
Mein Schimmer und mein Glanz schon manches Aug' ergötzt,
Und Keine läßt um mich die Mühe sich verdrüßen,
Wenn sie mich breit und schmal an Hut und Kleider setzt.
Auch muß ich größern Zweck noch außerdem erfüllen,
Denn Vielen liegt daran, sich ganz in mich zu hüllen.

Nun bin ich nicht allein den Frau'n zur Lust erkoren,
Gar oft durchspäht mich auch mit ernstem Blick der Mann,
Ich zeig' ihm, wo der Feind die letzte Schlacht verloren,
Wenn er zum Gipfel auf mich nicht ersteigen kann.
Und was wohl außer mir kein And'rer würde wagen,
Ich muß mich selbst sogar auf meinen Schultern tragen.

W. Willmar.

24.

Charade in drei Sylben.

Seh' ich Dich, die meinem Herzen
Treu erwählt in Sehnsucht ist,
O! so weichen alle Schmerzen,
Weil du selbst bei leichten Scherzen
Gar zu gern die Erste bist.
Und in heiter'n Wechselgaben
Schwindet eben so mir hin
Auch mein wonnereiches Leben,
Weil ich gern die Erste bin.

Wie bewundr' ich da Korallen
Deines Mundes, Götterlaut,
Wenn die holden Töne schallen,
Seh' ich über Ebur wallen,
Und Dein Aug' so rein und traut;
Doch vor allem stets die Letzten
Waren's, die in mildem Glanz
Mich vor allen hoch ergötzten,
Weiht' ich Einem Reiz den Kranz.

Wird dem stillen, treuen Ringen
Einst gewährt der schönste Preis,
Soll das Höchste mir gelingen,
Darf der Bräutigam umschlingen
Seine Braut in Liebe heiß,
Hast gesprochen Du vor allen
Mir Dein Ja am Festaltar,
Wie soll dann das Ganze schallen
Durch mein Leben immerdar!

Th. Hell.

Auflösung.

1. Kapitalist.
2. Rosen.
3. Stilleben.
4. Maiblume.
5. Redoute.
6. Die Uhr.
7. Wachholder.
8. Rabenstein.
9. Oel. Leo.
10. Rosenkranz.
11. Kaffeeschwestern.
12. Nasentüber.
13. Das Dintenfaß.
14. Glockenspiel.
15. Der Kopf.
16. Schweißfuchs.
17. Erde.
18. Cypressenkranz.
19. Windspiel.
20. Feindseligkeit.
21. Vorwitz.
22. Mahlschatz.
23. Atlas.
24. Frohlocken.

Ankündigung.

So eben hat die Presse verlassen und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Für

Frohe und Trauernde.

Von

Friedrich Ehrenberg.

Erster Theil.

Leipzig, bei Gerhard Fleischer dem Jüngern.

1818.

Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Diese durch ein herbes Schicksal veranlaßten Blätter sind Ergießungen eines Herzens, dem kein Schmerz und kein Trost fremd geblieben ist. Von dem, was der Verf. für sein eignes Bedürfniß geschrieben, und was er in der letzten Periode seines Lebens geredet, theilt er hier einiges mit. Die Vorrede schließt mit dem Wunsche: möge dem Büchlein beschieden seyn, trauernden Herzen Trost und Frieden zu bringen, freudigen die Freudigkeit bewahren zu helfen!

Inhalt:

1) Die Einsame und die Welt. 2) Die Klage. 3) Der Trost. 4) Am stillen Freitage. 5) Das Leben im Tode — nach dem Tode (Am ersten Tage des Osterfestes). 6) Die künftige Wiedervereinigung (Am zweiten Tage des Osterfestes). 7) Die höchste Liebe. 8) Wo finde ich Ruhe? 9) Der Sonntag. 10) Jubilate. 11) Das Grab der Geliebten. 12) Hinauf! (Am Himmelfahrtsfeste.) 13) Das Haus des Herrn. 14) An ihrem Geburtstage. 15) Das schöne Erwachen. 16) Der Adlerflug. 17) Befreundung mit dem Tode. 18) Traurigkeit in der Freude und Freude in der Trau-

rigkeit. 19) Die Ewigkeit. Ihre Schrecken und ihr Entzücken. 20) Der Trost der Vergänglichkeit. 21) Am Todtenfeste.

Pränumerations-Anzeige.

Den Freunden der französischen Literatur glaube ich durch Herausgabe einer wohlfeilen Edition der vorzüglichsten von Jean-Jacques Rousseau in 12 Bänden, klein 8. auf Schreibpapier, gewiß keinen unangenehmen Dienst zu erzeigen.

Unter dem Titel:

Oeuvres choisies

de

Jean-Jacques Rousseau.

Diese Edition besteht aus folgenden Werken:

Vol. 1 — 3. Emile, ou de l'Education.
— 4 — 7. Julie, ou la nouvelle Heloïse.
— 8 — 11. Confessions de J. J. Rousseau.
— 12. Du Contract social.

Diese 12 Bände biete ich dem Publikum, das darauf pränumerirt, um den äußerst billigen Preis von 6 Thlr. 16 Gr., und überdies gebe ich noch denjenigen, welche auf 5 Exemplare pränumeriren, und sich direkt an mich wenden, das 6. Exemplar gratis. Die Pränumeration findet bis Ende der Jubilate-Messe 1819 Statt, nachher wird der Ladenpreis von 10 Thlr. eintreten. Gegen Einsendung der Pränumeration von 6 Thlr. 16 Gr. Sächs. oder 12 Fl. 12 Xr. Rhein. werden die 12 fertigen Bände sogleich geliefert.

Gerhard Fleischer der Jüngere,
Buchhändler in Leipzig.

Obiges Werk ist durch jede Buchhandlung zu bekommen.

Pränumerations-Anzeige.

Die

Länder und Völker der Erde;

oder

vollständige Beschreibung aller fünf Erdtheile, und deren Bewohner.

Von

J. A. C. Loehr.

Dritte nach dem jetzigen politischen Stand der Dinge neu umgearbeitete Auflage. 4 Bände mit 78 Kupfern und 5 Charten, gr. 8. 1818.

Die ersten zwei Auflagen dieses Werks sind vergriffen. Diese dritte Auflage ist eigentlich eine, in allen ihren Theilen nach den neuesten politischen Zeitereignissen, und nach dem Zuwachs, welchen die Länder- und Völkerkunde in den letzten Jahren erhalten hat, völlig umgearbeitete und also neue Ausgabe, die, wie die beiden ersten, ebenfalls dem Liebhaber sowohl, als dem Lehrer in Bildungsanstalten angehört, und beide befriedigen soll. Bloße todte, trockne Namenangaben und Zahlen von Größe, Bevölkerung u. s. w. sind nicht vergessen, sind aber nicht das Hauptwerk; aber was mit dem Namen in der Sache wichtig wird, ist hier nicht übersehen. — Nicht die Anstalten, Pracht und Herrlichkeit der Städte, und ihre Bauwerke u. s. w. Die Eigenthümlichkeit der Länder, Gebirge und Ebenen und deren Merkwürdigkeiten aller Art; die Schönheiten der Wasserfälle, das Regen und Treiben der Völker, ihre Nationalsitten, ihrer Gemüthsarten u. s. w. Kurz, was mit dem Nothwendigen das Nützliche und Angenehme vereint, ist hier beabsichtigt, und unter Zuziehung der bewährtesten

Hülfsmittel dargestellt. Zur Versinnlichung mancher Natur- und Kunstgegenstände, Völker, (Vulkane, Wasserfälle, Brücken, Tempel u. s. w.), und zum angenehmen Anschauen dienen 78 zum Theil illuminirte Kupfer, welche, wie die Charten über alle 5 Erdtheile, von Kennern bisher befriedigend sind gefunden worden.

Zu bemerken ist ausdrücklich: daß, was sich während des Abdrucks in politischer oder vielleicht auch physischer Hinsicht abändern wird, dem Leser beim Schluß des Werks nicht unangezeigt bleiben soll, und daß ein vollständiges Register der Namen und Sachen nicht fehlen wird.

Der Pränumerationspreis für sämmtliche 4 Bände ist 6 Thlr. 16 Gr. oder 12 Fl. 12 Xr. Rhein., wobei noch für Sammler der Vortheil Statt findet, daß, wenn fünf Exemplare mit einander genommen werden, das sechste gratis gegeben wird (jedoch ist dieser Vortheil bloß bei dem Verleger, wer sich direkt an ihn wendet, zu erwarten). Der Pränumerationstermin dauert bis Ende der Jubilate-Messe 1819, wo sodann der Ladenpreis mit 10 Thaler eintritt.

Der erste und zweite Band haben bereits die Presse verlassen, so wie der dritte und vierte Band bald nach der Michaelis-Messe 1818 diesen folgen und erscheinen werden.

Gerhard Fleischer der Jüngere,
Buchhändler in Leipzig.

Jede deutsche Buchhandlung nimmt auf obiges Werk Pränumeration und Bestellung an.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 073226182